



Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Dreizehnter Band.

Inhalt: Stationen meiner Lebenspilgerschaft.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.



Stationen meiner Lebenspilgerschaft.

Einleitung des Herausgebers.

Im Vorwort zu seiner Selbstbiographie betont Hamerling, daß die ersten Abschnitte derselben als selbständige Skizzen in Roseggers „Heimgarten" veröffentlicht wurden, noch ohne die Absicht, eine vollständige Lebensbeschreibung zu liefern; so nahm denn auch der Dichter die zweite der Skizzen („Knabenjahre hinter Klostermauern") in die Sammlung seiner „Prosa" (unter dem Titel „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft") auf, was wohl kaum geschehen wäre, wenn damals schon die positive Absicht einer Vervollständigung vorlag.

Da berichtet uns Rosegger:

„Als ich im Sommer 1883 eines Tages auf Besuch im Stiftinghause war und von seinem im ‚Heimgarten' veröffentlichten Aufsatz: ‚Eine Station meiner Lebenspilgerschaft' gesprochen wurde, sagte Hamerling plötzlich: ‚Sind Sie einverstanden, wenn ich mit den Erinnerungen aus meinem Leben im ‚Heimgarten' fortfahre? Ich möchte meine Lebensbeschreibung nicht fremden, sensationssüchtigen, nach Notizenkram und bloßem Hörensagen arbeitenden Leuten überlassen, sondern sie selbst besorgen. Mein Leben ist äußerlich nur ein enger Kreis, aber auch in einem solchen kann man innerlich einen langen und bedeutungsvollen Weg zurücklegen. Ich werde mehr die inneren Keime und die seelische Entfaltung berücksichtigen, als die äußeren Verhältnisse und Erlebnisse. Äußere Verhältnisse wie ich haben Tausende erfahren, sie sind darum noch keine Dichter geworden. Ich möchte fast sagen, daß äußere Verhältnisse weniger harter Natur mir besser zustatten gekommen wären, als der Druck der Armut, der besonders in meiner Jugendzeit auf mir gelastet hat... Es sind viele Leidensstationen von jener Zeit an bis heute und so möchte ich meine Selbstbiographie ‚Stationen meiner Lebenspilgerschaft' nennen. Ich schreibe sie allmählich, Sie drucken sie allmählich ab und den Lesern

wollen wir gestatten, sich weidlich zu ärgern, wenn die Biographie weder pikante Abenteuer, noch niedliche Genrebilder zu erzählen hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der den Leuten meine Lebensbeschreibung gerade so recht sein wird, wie ich sie verfaßt haben werde.'"

So Rosegger, der als Redakteur des „Heimgarten" Hamerlings Vorschlag freudig zustimmte.

Und so veröffentlichte Hamerling gemach in den fünf Jahrgängen des „Heimgarten" seine Selbstbiographie*). September 1888 war das letzte Stück vollendet bez. publiziert, und Mai 1889 erschienen die Aufsätze gesammelt (und nur ganz unwesentlich verändert) als Buch „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Das Buch erlebte mehrere Auflagen, doch war die Mai 1889 erschienene erste Ausgabe die einzige, die Hamerling durchgesehen bzw. erlebte. —

Es lag die Versuchung nahe, die vorliegende Ausgabe in etwas zu kommentieren, und zwar durch Anmerkungen. Aber diese Absicht könnte nur zum Teil verwirklicht werden, da viele und gerade interessanteste Partien des Buches eine Kommentierung gegenwärtig noch nicht vertrügen. So wurde also, weil unsere Arbeit nur sehr lückenhaft geschehen könnte, von Anmerkungen abgesehen. Eine interpretierte Ausgabe der „Stationen" ist erst einer späteren Zeit vorbehalten.

Hamerling schließt seine „Stationen" mit den Worten: „Ich habe das Gefühl, als ob diesen biographischen Blättern ich selbst oder ein anderer noch einige weitere anzufügen haben würde." Der Dichter schrieb diese Worte 1888. Ein Jahr später starb er. Bezüglich dieser letzten Phase seines Erdenwallens verweisen wir auf das betreffende Kapitel unserer biographischen Skizze im ersten Bande vorliegender Gesamtausgabe.

---

*) „Heimgarten" 1883: Mai; 1885: März, April, Oktober, November; 1886: Juni, Juli, Oktober, November; 1887: März, Mai, September, Oktober, Dezember; 1888: April, Mai, September.

Vorwort des Verfassers.

Von den vorliegenden Skizzen aus meinem Leben wurden die ersten in Roseggers „Heimgarten" noch ohne die Absicht, eine vollständige Lebensbeschreibung zu liefern, veröffentlicht. Aus verschiedenen Gründen aber, welche im Buche selbst an Stellen angedeutet sind, wo sich die passendste Gelegenheit hierzu ergab, entschloß ich mich, mit der Darlegung desjenigen, was ohne Verletzung von Rücksichten, die ich andern Personen schulde, der Öffentlichkeit anvertraut werden konnte, fortzufahren, bis es sich zu einer Überschau meines bisherigen Lebens zusammenschließen würde.

Der hauptsächlichste Antrieb lag für mich in dem Bedürfnis, die Tatsachen meines Lebens in ihrer Einfachheit und Wahrheit sicherzustellen gegen die Oberflächlichkeit, Ungenauigkeit und phantastische Willkür, welcher man nur allzuoft auf biographischem Gebiete begegnet. Niemals wäre mir der Gedanke gekommen, mein Leben zu beschreiben, hätte man nicht die Gepflogenheit, ein Dichterleben gelegentlich zum Stoff von Feuilletons und Essays zu machen, indem man ungesichteten Notizenkram, bloßes Hörensagen und trügerischen äußeren Schein mit schönfärberischen Redensarten aufputzt, so manches Mal auch an mir geübt.

Wollte man einwenden, es lohne sich doch im Grunde kaum, ein Menschenleben mit gewissenhafter Wahrheit aller Einzelheiten zu schildern, so kann ich nur sagen, daß meiner Ansicht nach, wenn man es überhaupt der Mühe wert findet, der Welt über den Lebenslauf eines Menschen Bericht zu erstatten, man es auch der Mühe wert finden muß, die Wahrheit über diesen Gegenstand zu bieten, nicht mehr und nicht weniger als die Wahrheit.

Sie sind nicht eben zahlreich, diese „Stationen" meiner Lebenspilgerschaft; und vielleicht finden manche es anmaßend, daß ich überhaupt von einer „Lebenspilgerschaft" spreche. Aber auch in äußerlich engem Kreise läßt sich innerlich eine weite Bahn vollenden, und wir pilgern alle, wenn auch nicht mit Muschelhut und Stab, nach einem Ziel, nach einem Ideal, in eine unendliche Ferne.

Sollte der Titel dir überhaupt nicht gefallen, lieber Leser, sollte das Wort „Stationen" dir zu prosaisch klingen, so befreundest du dich vielleicht besser damit, wenn du statt an Eisenbahn-, lieber an Leidensstationen denkst, obgleich diese Blätter eher alles andere sind, als eine breite Ausmalung persönlicher Mißgeschicke. Ich werde mit dem, was der Poet als Mensch von frühester Jugend an auf den verschiedenen Stationen seiner Lebenswanderung zu überwinden hatte, die Lesewelt sehr wenig behelligen, und nur zum Schluß mit der Geschichte meiner Krankheit aus bestimmten Gründen eine notgedrungene Ausnahme machen.

Weihnachten 1888.

Inhalt.

1. Aus der Kindheit.

In dem kleinen, niederösterreichischen Marktflecken Kirchberg — nicht „am Wagram", nicht „am Wechsel", nicht „an der Wild", sondern „am Walde" — alle diese kleinen Orte liegen in demselben niederösterreichischen Kronlande — unfern den Städtchen Zwettl und Weitra, steht einem hohen, stattlichen Schlosse gegenüber, an einer Flanke von den Riesentannen eines romantischen Wildparks beschattet, ein Häuschen, über dessen Tür von poesiefreundlicher Hand eine Tafel angebracht worden ist, mit dem Namen eines noch lebenden Poeten, der am 24. März 1830 in diesem Häuschen das Licht der Welt erblickte.

Wer dem noch lebenden Poeten zürnt, weil er nicht den Mut hatte, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, um jene Tafel entfernen zu lassen, der würde vielleicht milder denken, wenn er Zeuge einer Szene gewesen wäre, welche vor vielen Jahren an eben jener Stelle sich zutrug.

Schmerzgebeugt ging eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf dem Arm aus diesem Hause gleichsam in die Verbannung und ins Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte — des Schicksals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten.

Als jenes Kind unter einem heftigen Regengusse zur Welt gekommen, hatte Frau Fortuna, um diese bekanntlich günstige Vorbedeutung nicht Lügen zu strafen, sich zwar eingefunden, war aber, nachdem sie mit dem Haupte an die allzu niedrige Tür geprallt, mit einer Beule auf der Stirn und einer Verwünschung auf den Lippen wieder umgekehrt.

Jenseits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem

herrschaftlichen Wildpark trennte, stand und steht noch eine Art von griechischem Tempelchen, überschattet von riesigen Tannen. Dort mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag die Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen flüchtigen Kuß zugeworfen haben, der aber vielleicht die Sache nur schlimmer machte.

Während den Vater des Kindes sein Schicksal vorläufig in die Fremde führte, zog die Mutter mit dem Kinde sich zu einem verheirateten Bruder zurück, auf ein kleines Pfarrdorf, welches seinen Namen Groß-Schönau nur im Gegensatze zu einem noch kleineren führt, und welches, etwa vier Stunden von Kirchberg am Walde entfernt, auf der vom Schlosse Engelstein nach Weitra führenden Straße liegt.

Eine ausführlich treue Geschichte meiner Kindheit zu schreiben, ist vorläufig nicht an der Zeit. Und was ich davon erzählen darf, ist so wenig Interessantes, so wenig Pikantes, so wenig Merkwürdiges! Für manche dürfte jedoch eben dies, daß meine Kindheit gar so einfach, gar so uninteressant verfloß, das Interessante daran sein. Ich gebe ein paar Erinnerungen zum besten, ein paar Streiflichter — kleine, schlichte, nackte Tatsachen ernster und heiterer Art aus den zehn ersten Jahren meines Lebens, ohne irgendwelche Zutat und ohne irgendwelchen poetischen Aufputz.

Das Schicksal scheint anfangs mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu sein, ob es mich wirklich im „Reigen der Lebendigen“ auf dieser Welt mitlaufen lassen sollte, oder ob es nicht besser wäre, ein so wunderliches Mischgebilde von Pechvogel und Sonntagskind wieder einzuschmelzen, um ein rechtschaffenes, landläufiges Menschenkind daraus zu prägen.

Schon als Säugling erkrankte ich sehr schwer, und wenn ich der Versicherung meiner Mutter glauben darf, so lag ich bereits für tot in ihren Armen, und verdanke es nur der Heftigkeit, mit welcher der schmerzzerrißne Vater das totgeglaubte Kind an sich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde.

Als Knäblein fiel ich einmal in einen tiefen Wassertümpel, einmal in den Bach, einmal in den Wasserkübel der Mutter, einmal von einem Baume herunter, so daß ich

vierzehn Tage lang mit völlig steifem, verrenktem Genick umhergehen mußte, bis zufällig ins benachbarte Schloß Engelstein ein Arzt kam, dem ich vorgestellt wurde, und der, zu meinem freudigen Erstaunen, mit einem einzigen knackenden Ruck das ausgerenkte Genick wieder einrenkte. Einmal wurde ich vom großen Hofhunde im Schlosse Engelstein zu Boden gerissen oder gestoßen, einmal von dem vorauslaufenden Pferde einer wandernden Schauspielertruppe über den Haufen gerannt. Und noch einmal drohte mir Gefahr von Wassersfluten, als ich in Gesellschaft einiger größerer Knaben am Schloßteich zu Engelstein die Wehr entfernte, die nur soviel Wasser durchließ, als der benachbarte Müller für sein Rad brauchte. Welch ein Grausen, als die Wasser drohend gegen mich herschossen, vor welchen ich nur dadurch Rettung fand, daß von der andern Seite der zornige Müller gegen mich herschoß und mich bei den Ohren faßte, weniger im Eifer, mich zu retten, als in der Absicht, mich, und just mich — — die größeren Knaben waren davongelaufen — für den mutwilligen Streich gehörig zu züchtigen.

Mein erster Lebensretter warst du, wackerer, nun verewigter Hans Markhart! — Ich bitte nicht zu lesen Hans Makart. Jener Hans war ein Sohn des Bruders meiner Mutter, und der Familienname meiner Mutter unterscheidet sich von dem des Malers Makart nicht viel anders, als sich der Familienname meines Vaters von einem andern rühmlich bekannten Malernamen — Amerling — unterscheidet.

Hans Markhart war um ein Jahr älter als ich und mißbrauchte diesen Vorteil, sowie eine ihm verliehene kräftigere Körperkonstitution dazu, mich in kleinen Ringkämpfen — wir wohnten, wie gesagt, im Hause seiner Eltern — regelmäßig den kürzeren ziehen zu lassen. Das entfachte einen wilden Groll gegen ihn in meiner Brust, und ich verschwor wiederholt seinen Umgang. Aber der Groll verrauchte doch immer augenblicklich, wenn Hänschen mit einem versöhnlichen „Bertl, komm!" an die Tür unseres Stübchens klopfte. Einmal verliefen wir uns beide hinaus in die Wiesen und auf die Felder. Wir hatten beide das geschlechtlose lange Kleidchen vor kurzem mit der Hose vertauscht. Da gerieten wir an den oben erwähnten Wassertümpel, in welchen ich

hineinfiel. Hänschen lief, was er konnte, heimwärts und brachte mit dem Ausruf: „Bertl Brunn g'fall'n! Bertl Brunn g'fall'n!" das Dorf in Aufruhr und meine Mutter in Verzweiflung. Sie stürzte hinaus zum Unglücksort und fischte mich aus dem Tümpel heraus, in welchem ich mich, auf dem Rücken liegend, wie ein toter Frosch im Kreise drehte.

Der gute Hans! Er wurde späterhin Dragoner, segnete aber das Zeitliche im blühenden Mannesalter. „Wie mager und blaß Sie aussehen! Da wäre der Hans ein anderer Kerl, wenn er noch lebte!" Mit diesen Worten redete mich die alte Mutter des Verewigten an, als ich im Jahre 1867 meine Heimat wieder besuchte. „Wenn er noch lebte!" Ich brauche kaum zu sagen, daß ich diesen neuen Achill im Schattenlande nicht beneidete, als ich die alte Frau seiner so rühmend gedenken hörte, und daß ich, blaß und mager, aber doch lebendig keine Lust spürte, mein Los zu vertauschen mit dem des blühenden, starken, aber leider toten Hans!

Mit dem Komödiantenpferde, das mich umrannte, hatte es folgende Bewandtnis.

Eines Tages verlautete im Dorfe, daß eine wandernde Schauspielertruppe von den „Panzermauern" her im Anzuge sei. Man lief derselben entgegen, die kleine Welt natürlich voran, und auch mich spornte die Neugier. Die Schauspieler kamen auf einigen Wagen mit ihren Gerätschaften angefahren. Den Wagen voraus sprang ein munteres Füllen; das setzte sich plötzlich in Galopp und nahm seinen Weg, da ich gaffend mitten in der Straße stand, über meine Wenigkeit hinweg. Glücklicherweise voltigierte das Pferdchen so geschickt, daß seine Hufe mich nicht berührten und ich mit dem Schrecken davonkam.

Dieser Unfall war indessen nur das Vorspiel von andern bedeutungsvollen Ereignissen, welche das Erscheinen der Schauspieler im Dorfe für mich im Gefolge hatte.

Die Truppe gab auch geistliche Pantomimen und verwendete dabei die Kinder und jungen Leute des Dorfes als Volontäre. Als erste dieser Pantomimen wurde die Geschichte des „Ägyptischen Josef" in Szene gesetzt. Aus den Schulknaben erlas man die fügsamsten zu Teufeln, welche die Madame Putiphar im fünften Akte zu holen hatten. Es

schmerzte mich, daß ich dabei übergangen worden war; aber das Schicksal hatte mir zum Ersatz eine andere Rolle, eine unfreiwillige Soloszene aufbehalten. Der Aufführungsabend kam heran; selbst von Engelstein hatten seine Leute sich eingefunden, das Publikum saß auf Stühlen und Bänken gereiht und sah mit emporgezogenen Augenbrauen dem Emporziehen des Vorhanges entgegen. Ich selbst stand ganz vorn, unfern der Bühne, an dem einen Ende der Sitzreihen. Da rief mich jemand von der entgegengesetzten Seite zu sich, ich folgte dem Rufe, mußte aber den Weg längs der vordersten Zuschauerreihe unmittelbar vor der Bühne nehmen. Ein Dickbauch in dieser vordersten Reihe zwang mich zu einer kleinen Ausbiegung auf meinem schmalen Pfade; in der Eile strauchelte ich und fiel an den Vorhang, und da dieser nachgab, geradewegs in die Szene hinein. Das Gelächter der dichtgedrängten Versammlung scholl sinnverwirrend, betäubend an mein Ohr; ich raffte mich auf und setzte meinen Weg fast weinend fort.

Von diesem Momente datiert mein gespanntes Verhältnis zur deutschen Schaubühne und meine ängstliche Abneigung, für dieselbe zu schreiben. Nicht als ob der frühgewonnene Einblick in die Verhältnisse der Bühne so belangreich und so abschreckend gewesen wäre — ich sah ja weiter nichts, als daß der Direktor der Truppe die Stiefel des ägyptischen Josef mit einer Bürste überfuhr und der kleine Benjamin sich mit einem Teufel um einen Kamm raufte — aber eine gewisse heilsame Scheu vor den weltbedeutenden Brettern ist dennoch von diesem Erlebnis in mir zurückgeblieben. War ich doch im eigentlichen Sinne des Wortes auf der Bühne *durchgefallen* — unter dem Gelächter eines mitleidlosen Publikums! Das wollte ich nicht ein zweites Mal erleben, und wußte, als ich viele Jahre später mich doch in dramatischen Dichtungen versuchte, die Aufführbarkeit derselben so geschickt zu verbergen, daß ein Kritiker nach dem Erscheinen von „Danton und Robespierre" mir das Zeugnis ausstellen zu können vermeinte: „R. H. hat ein Stück schreiben *wollen*, welches sich nicht für die Bühne eignete, und dieses Vorhaben ist ihm gelungen." Derselbe Kritiker war — nebenbei bemerkt — selbst dramatischer Dichter; aber ihm ist sein Vorhaben nicht so gut gelungen wie mir das meinige.

Er wollte nämlich Stücke schreiben, welche für die Bühne sich eigneten.

Auch mit meinem persönlichen Mißgeschick auf der Bühne war die Reihe von unangenehmen Erfahrungen nicht abgeschlossen, deren Vorläufer das übermütige Komödiantenrößlein gewesen war.

Einer der Insassen des Dorfes betrieb — so nebenbei — das Bäckergewerbe. Er buk, glaube ich, nur einmal wöchentlich: an Samstagen — für den Sonntag, denn an Wochentagen aß man damals in Groß-Schönau keine Semmeln. Die Semmeln, Wecken und Brezeln, welche er lieferte, mögen ganz gut gewesen sein, aber so lilienweiß und frisch und appetitlich waren sie nicht, wie das Gesichtchen seines reizenden Töchterleins Thekla, welches jeden Samstag einen Teil der Produkte des väterlichen Gewerbsfleißes in einem großen Korbe an unserem Fenster vorüber nach dem Schlosse Engelstein trug.

Um von Heimatsgenossen und ortskundigen Lesern nicht topographischer Widersprüche geziehen zu werden, bemerke ich, daß zurzeit, als das hier zu Erzählende sich zutrug, meine Mutter mit mir nicht mehr im Hause ihre Bruders Markhart wohnte, sondern in dem letzten Hause des Dorfes rechter Hand, auf der nach dem Schlosse Engelstein führenden Straße.

Diese Thekla war eine jener feinen, blühenden Mädchengestalten, welchen man in unserem niederösterreichischen Waldviertel selbst in den Dörfern nicht selten begegnet. Unter allen von dieser Art war Thekla damals in der Gegend die schönste. Mir klopfte das Herz, wenn sie vorbeiging, und ich empfand eine Art von Andacht vor ihr, denn sie glich gar zu sehr einem der weißen Engel, welche auf dem Altar in der Kirche standen.

Die holde Thekla war bei der Inszenierung des „Ägyptischen Josef" für die Titelrolle gewonnen worden.

Sie hatte einen ungeheuren Erfolg. Als sie ihr schönes Auge in frommer Unschuld zum Himmel wandte, als alles mit regungsloser Spannung an ihren ausdrucksvollen Mienen und Gebärden hing, da wurde mir so wohl und so weh zumute, mein Herz schwamm in Andacht und Liebe, ein ganzer

Liederfrühling, vorläufig ohne Worte, regte sich in meinem Knabenherzen.

Das Schaugepränge war verrauscht — der Vorhang gefallen — ich saß noch immer sinnend und träumend da, bis ein mütterlicher Arm mich anstieß und den nur halb Ernüchterten durch das Gedränge mit fortzog. Wir besuchten eine befreundete Familie im Dorfe und blieben da bis Mitternacht.

Ich hatte immer durchs Fenster nach den Sternen gesehen und an Theklas Augen dabei gedacht. Der Heimweg führte uns an ihrem Hause vorüber. Schon aus der Ferne sah ich in der sternhellen Nacht die Tür, welche auf die Straße herausführte, halb geöffnet; unter derselben erblickte ich etwas Weißes und etwas Schwarzes.

Das Weiße war Thekla im Nachtgewande, das Schwarze — ach, das Schwarze war ein junger Bursche, der mit Thekla plauderte und schäkerte.

Welch ein Sturz aus idealer Höhe herab in die Tiefen irdisch-menschlicher Wirklichkeit! — Mögen die Leser des „Königs von Sion" sich dieses Erlebnisses aus meiner Knabenzeit lächelnd erinnern.

Thekla war fortan für mich kein weißer Engel mehr, sondern bloß ein Mädchen im weißen Unterrock. Nie mehr blickte ich zum Fenster hinaus, wenn sie mit dem Semmel- und Brezelkorb vorüberging.

Übrigens war Thekla nicht das erste Geschöpf, durch welches der Zauber des Schönen sich mir offenbarte. Da dieser frühe Eindruck an Reinheit und Naivität nichts zu wünschen übrig ließ, so darf ich wohl davon erzählen, ohne mich dessen zu schämen. Meine Empfindsamkeit in dieser Beziehung hatte ihren Ursprung doch nur in der Lebhaftigkeit, mit welcher in der Kindheit alles auf mich wirkte. So konnte ich, etwa siebenjährig, mich des ästhetischen Wohlgefallens nicht erwehren, das die kleine Anastasia mir einflößte. Ja, ich erinnere mich, daß ich in noch zarterem Alter das hübsche, junge Frauchen, welches unser Schulmeister aus Weitra heimführte, ganz entzückt anstarrte, als ich ihrer das erstemal ansichtig wurde, und um die Ursache dieses unverwandten Anstarrens befragt, meiner Bewunderung ihrer Person einen so naiven Ausdruck gab, daß ein

allgemeines Gelächter entstand und die anmutige Frau Schulmeisterin errötete.

Was den Anblick der kleinen Anastasia so bestrickend für mich machte, war namentlich das zierlich gescheitelte Haar, das aus ihrem Kopftüchlein kokett hervorlugte. Ich sah sie täglich in der Schule, wo wir Knaben in den Bänken rechts, die Mädchen links saßen. Da fand ich denn auch Gelegenheit, ihr einen galanten Ritterdienst zu erweisen, indem ich ihr die zum Schreiben gebrauchten Gänsefedern zu schneiden pflegte. Die Federn Anastasias schrieben, von mir geschnitten, immer göttlich. Nun wollten alle, Knaben und Mädchen, ihre Federn von mir geschnitten haben. Ich verstand mich auch dazu; aber meine Schulgenossen gewöhnten sich, wenn sie mir ihre Gänsekiele vor Beginn des Unterrichts zum Schneiden einhändigten, dies mit vielen Empfehlungen und Ermahnungen zu tun, ich möge es ja recht gut machen, und überboten einander hierin, indem jeder seine Feder am besten unter allen geschnitten sehen wollte. Das wurde mir am Ende lästig, und ich tat kund und zu wissen, daß ich fortan die Feder desjenigen am besten schneiden würde, der es in den kürzesten und derbsten Ausdrücken von mir verlangte. Nun überboten die Bewerber sich wieder in dieser Richtung. „Spitzbube, schneide mir da meinen Federkiel; aber so abscheulich schlecht als möglich — hörst du?“ So und ähnlich lauteten die Anreden, begleitet von einem tüchtigen Puff in die Seite. Anastasia hatte dergleichen bei mir nicht nötig; sie allein durfte mich auch schön bitten, und von ihr hätte ich sogar eine kleine Schmeichelei nicht übel aufgenommen. Aber das Närrchen glaubte mich mitunter etwas hochnasig behandeln zu dürfen, und tat sich ein bißchen zu viel auf die paar Jährchen zugute, die es vor mir voraus hatte.

Ein zärtliches Naturell gehört nicht zu den glückverheißenden Naturanlagen des Menschen, so wenig als die verhängnisvolle Anhänglichkeit, die es manchem Menschen nur schwer und nach langem Bemühen möglich macht, sich eines gewohnten Umganges wieder zu entwöhnen. Diese Art von Anhänglichkeit erwies sich als mein beschiedenes Teil im kindlichen Alter, indem ich keinen Augenblick ohne die Gesellschaft meiner Mutter sein wollte. Mußte ich abends

lange Zeit allein im dämmrigen Stübchen sitzen, so stand ich Höllenqualen aus und kroch auf das Fensterbrett hinauf, um durchs Fenster nach der Ersehnten auszuspähen. Eines Abends kam sie lange, lange nicht; ich ächzte und schluchzte in heller Verzweiflung, ich mußte zu ihr, und da die Türe gesperrt war, so kam ich auf den Gedanken, mir mit Gewalt einen Weg durchs Fenster zu öffnen. Meine Begriffe jedoch über das Maß der hierzu nötigen Gewaltmittel waren noch so kindisch, daß ich eine Hacke hinter dem Ofen hervorholte, die dort zum Spalten des kleinen Holzes lag, und mit dieser die Fensterscheiben zertrümmerte, worauf ich dann, da das Stübchen im Erdgeschoß und das Fenster nur in geringer Höhe über dem Erdboden sich befand, auf die Straße hinunterglitt, um nach dem Orte hinzulaufen, wo ich die Mutter zu finden hoffte. Schon litt ich, wie man sieht, an dem, was der Franzose le malheur de ne pouvoir pas être seul nennt — an einem Geselligkeitstriebe, der nicht nach großer Gesellschaft verlangt, vielmehr die Einsamkeit liebt, aber die — Einsamkeit zu zweien.

So wurde mir denn in kleinen Erlebnissen der Kindeszeit manches Unheil vorbedeutet, und es verwirklichte sich in mancher Beziehung die Verwünschung der Glücksgöttin, welcher die mitleidige Muse mit ihrem halben Segen über den Gartenzaun herüber begegnet war.

Aber es scheint, daß manchmal ein halber Segen doch mehr wirkt als ein ganzer Fluch. Zunächst scheint von jenem halben Segen eine große Erregbarkeit des Gemüts und der Phantasie ihren Ursprung genommen zu haben. Erregbares Gemüt und lebhafte Phantasie sind nun freilich Gaben, die den Menschen im reiferen Alter verhängnisvoll werden können; das Kind aber machen sie im allgemeinen doch glücklich. Mir brachten sie, wie aus dem bisher Erzählten sich ergibt, manch frühes Herzeleid, aber doch noch mehr der Lust und Wonne, wie aus dem folgenden sich ergeben wird.

Wie hätte ein Büblein nicht glücklich sein sollen, das täglich die allerbeste Hühnersuppe aß?

Einmal bekam ich — Gott weiß, durch welchen Zufall — Hühnersuppe zu kosten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr als Hühnersuppe. Meine Mutter wußte

Rat. Sie versprach mir täglich Hühnersuppe, und mittags stellte sie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß! Da ist Hühnersuppe!" Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft so, daß ich jede Art von Suppe in demselben festen Glauben und mit demselben Appetit für Hühnersuppe aß, wie die Hypnotisierten des Herrn Hansen rohe Kartoffeln auf sein Wort für süße Birnen nehmen und verspeisen!

Wie tief wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheren; es e r s c h i e n mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, was es mit mir gesprochen und wie wunderschön es gewesen.

Es ist Tatsache, daß ich einmal zu weinen anfing vor Freuden, als ich an einem Frühlingsmorgen eine Wiese ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand.

Mein fast einziges Kinderspiel war fleißiges Messelesen; den Altar bildete die Ofenbank. Aber an sonnigen Tagen schweifte ich gern im Freien herum, nicht auf der Gasse mit andern Knaben, aber auf strauchbewachsenen Auen, auf den „Panzermauern", im „Rabenloch", im hellen, würzig duftenden, felsreichen Kiefergehölz, wo die Schläge der Axt erklangen und der Specht an die Stämme klopfte und in den Wipfeln der Vogel sein Lied sang.

Ich wuchs, wie geschwisterlose Kinder pflegen, ziemlich still und einsam auf; aber ich lernte doch das Innere vieler Häuser des Dorfes so gut kennen, daß ich noch heute in der Erinnerung jeden Tisch und jeden Stuhl an seinem Platze sehe. Abgesehen davon, daß ich jeden Morgen die Milch für das Frühstück aus einem bestimmten Hause zu holen hatte, kam ich auch in viele andere Häuser an der Seite meiner Mutter zu Besuch — daß ich nicht allein bleiben konnte, weiß der Leser bereits — und da suchte ich mich denn zu unterhalten, so gut es ging, indem ich die kleinen Kinder wiegte, oder den Wundern der Scheunen, der Ziegenställe, der Krautgärtchen und Holzbirnengehege nachging — die Nennung edleren Obstes wäre hier Schönfärberei —, oder einen vergilbten Kalender, ein mit Bildern verziertes Gebetbuch, ein altes Kräuterbuch aufstöberte, in welches ich mich

vertiefte, oder den gruseligen Geschichten einer abendlichen Spinngesellschaft beim Flackerlichte des Kienspans lauschte.

Auf den Feldern gesellte ich mich gerne zu den Hirtenknaben, welche die köstlichen Kartoffeln, die sie unter der Asche des auf dem Rain angemachten Feuerchens brieten, mit mir teilten, wenn ich ihnen dafür schöne Geschichten eigener Erfindung erzählte.

Namentlich aber war das weibliche Geschlecht mir für meine Gabe, zu fabulieren, dankbar. Ein kleines Mädchen lief gerne mit mir auf Feldern und in Wäldern herum, weil ich von allerhand erträumten Wunderdingen zu erzählen wußte, und eine arme alte Frau, die seit Jahren krank lag, sah niemand lieber als mich an ihrem Bette sitzen und ließ mich sogar bitten, zu kommen, weil ich das Evangelium „so schön auszulegen" verstand.

Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mitteilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft seltsamen Stimmungen, die teils als lebhafte Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich her ausgehend, teils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel irgendwelcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergeßlich-merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziel entgegen, und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte

sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben.

Das siebente Jahr war bei mir überhaupt der Wendepunkt. In diesem Alter machte ich auch meine ersten Verse.

Wie ich in sittlicher Beziehung von geselligen Einflüssen gänzlich unberührt blieb, so kann ich auch den Einfluß der Lektüre auf meine Entwicklung in der Knabenzeit nicht hoch anschlagen. Meine Unschuld war so groß wie meine Unwissenheit, und während die Phantasie ihre Schwingen regte, schlief die Sinnlichkeit ihren gesunden, tiefen Kinderschlaf; die erwachenden Neigungen entwickelten sich spontan, von innen heraus, und äußerten sich in naiver Weise. Ich las, was mir der Zufall entgegenbrachte; und dessen konnte auf dem Dorfe nicht viel in gutem oder bösem Sinne Maßgebendes sein. Das einzige Buch aus jener Zeit, an dessen Titel ich mich erinnere, war der erste Teil eines alten Romans, den mir jemand des Titels wegen geschenkt hatte: „Robert, oder der Mann wie er sein soll — Seitenstück zu Elisa, oder das Weib wie es sein soll.“ Den Inhalt dieses Buchs habe ich längst vergessen, weiß daher auch nicht, wieviel dasselbe etwa hätte beitragen können, mich selber zu einem Seitenstück des Titelhelden zu machen.

Aber ich vergesse ja ganz, ein Wort zu sagen, wie es mir in der Schule ergangen. Davon bewahre ich nicht sonderlich viele Erinnerungen. Das erste Zeichen, welches auf höhere Begabung bei mir schließen ließ, bestand darin, daß ich gut lesen, mittelmäßig schreiben und schlecht rechnen lernte. Der liebste unter den Schultagen war mir der Samstag, weil wir Schüler da nach beendigtem Unterricht die Kirche auszukehren bekamen, wo wir uns, mit dem Besen in der Hand, mitten unter Heiligen- und Engelbildern, zwischen Altar und Kanzel, Beichtstühlen und Betschemeln, sowie auf dem hohen Chore munter tummeln konnten. Das weltliche Tun an dem heiligen Orte hatte einen eigentümlichen Reiz. Ferner erinnere ich mich, daß es mir zu besonderem Vergnügen gereichte, wenn ich während der Schulstunden berufen wurde, Holz aus der Holzkammer in die Küche der Frau Schullehrerin zu tragen — es herrschten damals noch patriarchalische Sitten in Dorfschulen —, oder wenn ich ausgesendet wurde, einen Krug Wasser aus dem Hofbrunnen des

Fleischhauers, dessen Naß in besonders gutem Rufe stand, zu holen. Mich traf diese ehrenvolle Mission häufig, vielleicht darum, weil ich dabei doch nicht gar so lange ausblieb, wie mancher andere, der etwa eine halbe Stunde auf seine Rückkehr warten ließ, besonders wenn man ihm einen Zweiten nachsandte, der nach ihm sehen und ihn holen sollte. Zwei Knaben unterhielten sich natürlich im Hofe des Fleischers noch besser als einer und sahen zu, wie der Fleischer ein Kalb oder ein Schwein schlachtete, oder ein Rind vor den Kopf schlug. Ich dagegen vergaß mich zwar auch manches Mal etwas länger am Brunnen, indem ich die Brosamen meiner Tasche mit einer frommen Henne teilte, oder einen Kampf mit einer bösen Gans bestand, welche mich beißen wollte; aber Kälber und Schweine abschlachten zu sehen, war meine Sache nicht, und lieber lief ich mit dem leeren Kruge wieder heim, als daß ich mich in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn er sein blutiges Messer schwang.

Der geneigte Leser erlaube, daß ich, meiner Dorfschulzeit gedenkend, einen Gruß an den wackeren Weber aus Friedreichs hier aufs Geratewohl in die Welt sende, da ich seinen Aufenthalt nicht kenne. Es war dies derjenige Schulkamerad von mir — jeder Schulknabe hat einen dieser Art — der, während ich, in der Schule neben ihm sitzend, sein mitgebrachtes Brot zu essen pflegte, das meinige verzehrte, in der festen Überzeugung, es sei das bessere, während doch das seinige entschieden besser schmeckte! Manchmal barg er in seinem Ränzlein auch ein paar „Mohnstrudel" von der im Viertel ober dem Manhartsberge einheimischer Art, und teilte sie mit mir, und zu wiederholten Malen nahm er mich gar, mit Erlaubnis meiner Mutter, über den Sonntag in sein Heimatsdörfchen zu seinen Eltern mit, wo ich einen Tag zubringen und eine Nacht in dem köstlichen Heubodenbette schlafen durfte.

Mit dem Meister der Schule stand ich im allgemeinen auf gutem Fuße. Dennoch konnte derselbe, aus einem sogleich näher zu bezeichnenden Grunde, manches Mal einer sonderbaren Neigung nicht völlig Herr werden: der Neigung, sich — der Leser wird es nicht glauben wollen, und doch ist es so — an meinem „Schopfe", wie man das Kopfhaar in der Schulsprache nennt, zu vergreifen. Ja, wahrhaftig, an

meinem Schopfe. Ich pflegte ihm jedoch stets, wenn er sich in dieser Absicht mir näherte, so rasch und energisch nach rechts- oder linkshin auszuweichen, daß alle Knaben, die nach dieser Seite hin neben mir saßen, unter meinem Anprall aus der Bank hinausglitten und draußen übereinander purzelten.

Die befremdliche Neigung des Lehrers war nicht in ungenügenden wissenschaftlichen Leistungen oder in moralischer Verkommenheit meinerseits begründet. Auch die kleine Tatsache, daß ich den Lehrer nach dem ersten Schulbesuch bei der Heimkehr naiverweise mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Mutter, der Herr Schullehrer hat keine Haare auf dem Hirn!“ — — er war nämlich etwas kahlköpfig, — auch dieser Ausspruch, der einige Verbreitung fand, dürfte, wenn er ihm zu Ohren kam, ihn doch nicht so erheblich gegen mich verbittert haben.

Nein, die Ursache seiner unzarten Angriffsversuche lag in einer unseligen Gepflogenheit, die mir damals eigen war, oder vielmehr in einem unglückseligen Hange: dem Hange nämlich, zu lachen — zu lachen gerade dort, wo es nach der Meinung des Lehrers und anderer gesetzten Leute schlechterdings nichts zu lachen gab.

Das Lachen war mein Unglück; ich hätte es eigentlich früher bei Erwähnung der Mißgeschicke meines kindlichen Alters mitaufzählen sollen, nicht jetzt, wo ich von den Freuden desselben rede. Ich war doch sonst mehr ernsten, nachdenklichen Wesens: aber gerade dann, wenn ich ganz besonders ernsthaft hätte sein sollen, war ich ein lachender Demokritos in Miniatur. Ja ich mußte lachen, wo es nichts zu lachen gab, so wie ich manchmal weinte, wo es keinem Menschen einfiel zu weinen. Ich mußte lachen während des Gebets in der Schule — ich mußte lachen, wenn ein aus der Pfarre scheidender Kaplan vor uns Schülern eine feierliche Abschiedsrede hielt — ich mußte lachen, wenn ich examiniert wurde — ich mußte lachen, wenn ich meiner Mutter beim Zwirnabwickeln half und ihre Ungeduld dadurch erregt wurde, daß die Fäden sich verwirrten, während sie dieselben von meinen ausgestreckten Armen herunterhaspelte — ich konnte manches Mal selbst beim Ministrieren in der Kirche das Lachen nicht ganz unterdrücken, besonders wenn mein, auf der andern Seite des Altars kniender Kollege nach mir

herüberschielte. Vergebens rief ich in meiner Lachnot die vergoldeten Heiligen an, die vom Altare wie zürnend auf mich heruntersahen, und das Weinen stand mir zuletzt so nahe als das Lachen. Darob ergrimmte dann mein unmittelbarer Vorgesetzter, der Meßner, wenn er es bemerkte, und drohte es dem Herrn Pfarrer zu sagen, damit ich nie mehr zum Ministrieren zugelassen werde.

Diese Drohung war die wirksamste für mich. Es ist wahr, ich hatte vor wenigen Jahren noch selbst Messe gelesen auf der Ofenbank; aber nun spielte ich doch schon lieber den Ministranten vor dem Hochaltar, als den Hohenpriester vor der Ofenbank. Ich fühlte mich stolz und glücklich in diesem Berufe, und die unverstandenen lateinischen Worte, die ich an den Stufen des Altars sprechen hörte und selber sprach, machten mir einen noch tieferen Eindruck, als später die verstandenen.

Aber das Fest aller Feste war es für mich, wenn ich das Ministrantenamt in dem Kirchlein auf dem Johannisberge verrichten durfte. Das ist ein Berg, etwa eine Stunde von Groß-Schönau entfernt, der anspruchslos, gemütlich, idyllisch ins Land schaut, und der aus der Ferne die Romantik weltentrückter Stille nicht ahnen läßt, mit welcher er denjenigen umgibt, der ihn besteigt. Auf seiner Spitze steht, von dem Walde dahinter sich weiß abhebend, ein uraltes Kirchlein, und in diesem Kirchlein wird alljährlich eine feierliche Messe zur Ehre des bezüglichen Kirchenheiligen gelesen. Dazu strömen aus der Umgegend die Leute herbei. Von Groß-Schönau begibt sich der Priester mit dem Meßner und einem Ministranten dahin. Der Weg auf den Berg hinauf, das festtägliche Treiben auf der sonst so stillen Höhe, das romantische Kirchlein, und schließlich meine Teilnahme an der priesterlichen Verrichtung, das alles wirkte erhebend in mir nach. Mein Herz selber war dann so ein Bergkirchlein, in welchem eine Festmesse gelesen wurde. Den ganzen Tag ging ich wie verklärt umher, schwelgte in schönen Vorsätzen und Hoffnungen, und fühlte mich mit allen guten Geistern im Bunde.

Derselbe Pater Hugo, der später im Stifte Zwettl — wie ich zu berichten haben werde — großen Einfluß auf mich gewann, brachte einige Zeit als Kaplan auf unserem Dorfe

zu. Schon da nahm er sich meiner an, würdigte mich seines Umgangs und machte den Versuch, mich durch Einführung in die tieferen Geheimnisse der deutschen Sprachlehre auf eine höhere Lebenslaufbahn vorzubereiten. Seltsamerweise verhielt ich mich damals, obgleich vom Schicksal zum deutschen Schriftsteller bestimmt, gegen die deutsche Schulsprachlehre so ablehnend, wie später gegen die theoretischen Lehrbücher deutscher Poetik und Metrik. Mir schien das Rechte so selbstverständlich, und ich wußte nicht, warum ich dafür bestimmte Regeln und Namen und Kunstausdrücke einlernen sollte. Pater Hugo merkte die Unlust des Gelbschnabels, nach Noten singen zu lernen, ging in seiner sanften Gemütsart darauf ein, und zog es weiterhin vor, mich in den Elementen des Französischen zu unterrichten. Das ließ ich mir schon eher gefallen, und so trieben wir auf Spaziergängen fleißig französische Vokabelkunde. Ich durfte ihn nämlich häufig auf seinen Spaziergängen begleiten; er nahm mich sogar auf Ausfahrten in die Umgegend und auf kleinen Reisen manchmal mit sich. Ich wußte diese Ehre auch zu schätzen, und wenn ich an Pater Hugos Seite ging, so dünkte ich mich selbst schon so eine Art von geistlicher Person.

Eines Tages — es war ein Sonntag Nachmittag — kamen wir auf einem Spaziergange durch ein kleines Dorf in der Nachbarschaft. Da scholl uns aus einem Hause, an welchem wir vorübergingen, ein ziemlich wüster Lärm, ein wildes Tanzen und Lachen und Kreischen entgegen. Pater Hugo stand eine Weile still, dann trat er in das Haus; ich hinter ihm. Da sahen wir eine Anzahl junger Leute, Burschen und Mädchen, sich tummeln in etwas gar zu ausgelassener Sonntagslust. Pater Hugo hielt den Leutchen eine kleine Ermahnungs- und Erbauungsrede, aber in seiner ruhigen, milden, frommen Art. Ich fand, daß er viel zu wenig gesagt hatte, insbesondere aber war ich darüber empört, daß einige bei seiner Ermahnungsrede heimlich zu lachen sich erdreistet hatten. Ich blieb deshalb, als er fertig war und fortging, einen Augenblick zurück, trat etwas vor und warf einen ernsten, strengen, strafenden Blick in die Runde. „Schau, der Robertl!“ riefen die Burschen und Mädchen lachend, während ich gravitätisch zur Türe hinausschritt. Draußen errötete ich und hatte zum ersten Male in meinem Leben das

Gefühl — je nun, ein Gefühl, das ich mir für die Zukunft zunutze machen konnte.

Wollte man aus diesem mißglückten Versuche, für die nicht voll gewürdigte Autorität des Herrn Katecheten mit der meinigen einzustehen, auf einseitig-aszetische, mönchische Gesinnungen und Anlagen des Knaben schließen, so würde man weit in die Irre gehen. Ganz im Gegenteil: ich wußte die Gottesgabe heller heiterer Freude gar wohl zu schätzen. Öffentliche Tanzbelustigungen zogen mich immer lebhaft an. Wenn in unserem, oder in einem anderen Dorfe der Umgebung, etwa in Engelstein oder in Wernharts, eine Kirchmeß mit nachmittägigem und abendlichem Tanzvergnügen gefeiert wurde, so lief ich hin, wie andere Knaben. Ich habe die Tempelräume, welche dem Dienst der Muse des Tanzes an den beiden letztgenannten kleinen Orten gewidmet waren, noch in getreuer Erinnerung. In Engelstein bestand derselbe aus einem im Hofe des Wirtshauses romantisch gelegenen großen Heuboden, der für den geselligen Zweck des Tages instand gesetzt wurde, und zu welchem man auf einer Leiter emporstieg. Da stand ich denn als stillseliger Betrachter und schaute und lauschte, berauschte mich an dem mich umwogenden Gebrause der Tanzlust, an den lächelnden Gesichtern blitzäugiger, purpurwangiger Dorfschönheiten. Und wenn die Fluten des Weins aus dem Faß in der Ecke in die Gläser sprudelten, oder wenn ich die straffen, heißen Würstchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den leckeren Fettsaft daraus hervorspritzen sah, da schöpfte ich gleichsam den idealen Schaum von diesen Genüssen ab, und ließ mir manches Mal, wenn meine Mittel so weit reichten, wohl gar selbst eine Semmel oder ein Stück weißes Brot schmecken. Frühzeitig bekam ich so einen Begriff von überschäumender Weltlust und Sinnenfreude, der mir später bei poetischer Schilderung von Bacchanalien u. dgl. zustatten kam. Wer das für einen Scherz hält, der versteht mich nicht.

Übrigens fand ich Gelegenheit genug, auch mit dem Ernste des Lebens, den düsteren Seiten desselben frühzeitig vertraut zu werden. Ich saß in Begleitung meiner Mutter an manchem Krankenlager, an manchem Sterbebette. Meine Mutter erzeigte sich Kranken gerne hilfreich, und ihr nach-

barlicher Beistand wurde so manches Mal in Anspruch genommen. Leider fand sie, wenn sie selbst von einer Erkrankung heimgesucht wurde, nicht immer so rasche und bereitwillige Hilfe, und öfters war ich, wenigstens für den Augenblick, ihr einziger Pfleger. Einmal, als sie in der Nacht erkrankte — ich war noch ein ganz kleiner Knirps — wollte ich in meiner Verzweiflung durchaus einen Tee für sie kochen und zu diesem Behufe ein Feuer im Ofen anmachen. In der Besorgnis, daß ich dabei ein Unglück haben und von den brennenden Scheitern, wenn das Feuer allzunahe an der Ofentür angemacht würde, etwas auf den Boden herausfallen könnte, wollte meine Mutter dies nicht zulassen. Ich wußte mir aber zu helfen; der Ofen war sehr groß — einer jener gewaltigen Kachelöfen, wie man sie auf dem Lande trifft — und ich sehr klein; ich kroch also in aller Stille schnurstracks in den Ofen hinein, machte darin ein Feuerchen an, schob das Töpfchen mit dem Teewasser daran und kroch dann wieder heraus.

Der Bruder meiner Mutter, in dessen Hause wir wohnten, ein ursprünglich sehr kräftiger Mann, verfiel im besten Mannesalter in eine Nervenschwindsucht und siechte langsam hin. Viele Wochen lang vor seinem Tode phantasierte er beständig. Ich brachte halbe Tage in seiner Krankenstube zu. Er machte mich zum Zeugen und Genossen seines krankhaft-visionären Lebens, deutete bald in diesen, bald in jenen Winkel: „Robert — sieh dort — sieh da — die schwarze Katze — jage sie hinaus! — Ei, guten Morgen, Herr Pfarrer! wie geht es Ihnen?“ usf. Ich hörte mit einer Mischung von Grauen und kindlichem Interesse zu, ging auf die Wahnvorstellungen des Kranken ein, jagte die gespenstige Katze und spielte den Herrn Pfarrer, wie er es haben wollte.

An einer ähnlichen, aber noch weit merkwürdiger sich äußernden Nervenkrankheit litt der Wirtschaftspfleger im Schlosse Engelstein, zu welchem ich gleichfalls öfters kam, und von dem ich, um hier nicht zu weit abzuschweifen, Genaueres vielleicht bei anderer Gelegenheit mitteilen werde. Als er noch gar nicht bettlägerig war und seinem Berufe nachging, hatte er schon immer Visionen. Meist waren es weiße Gestalten, die er sah. Einige Minuten vor seinem Tode sagte er ruhig zu denen, welche eben um ihn waren und unter

welchen sich auch meine Mutter befand: „Seht auf die Uhr: wenn der Zeiger dort steht, so sterbe ich.“ Dabei wies er mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Zifferblattes. Man achtete nicht viel auf diese seine Rede, weil er sich eben an diesem Tage ungewöhnlich wohl zu befinden schien. Als aber der Zeiger jene von ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte, verlöschte der Kranke plötzlich wie ein Licht, so daß eine der anwesenden Frauen vor Schreck über die so grauenhafte Erfüllung der Prophezeiung in Ohnmacht fiel.

Auch unseren Lehrer sah ich sterben. Er erkrankte an der Lungentuberkulose. Meine Mutter stand seiner jungen, wenig erfahrenen Frau mit Rat und Tat zur Seite. Sie brachte manche Nacht im Schulhause zu, und so verweilte auch ich viele Zeit im stillen Krankenzimmer des Lehrers in den Tagen, als es mit ihm zu Ende ging. Noch sehe ich den Armen mit weißer Zipfelmütze im Bette liegen und seinen stündlichen Löffelvoll Arznei schlucken. Ich war zugegen, als eine wilde Sturmnacht, die gewaltig an den Fenstern rüttelte, ihn endlich seinen Leiden entführte. Am Tage seines Begräbnisses wurde seine junge Witwe eines Mädchens entbunden.

Mein Vater war seit seiner Rückkehr aus der Fremde in dem, von Groß-Schönau eine Viertelstunde entlegenen Schlosse Engelstein bei dem Baron von Geusau bedienstet, welcher mit seiner zahlreichen Familie den Winter in der Residenz, den Sommer auf diesem ländlichen Schlosse zubrachte. Mit welcher Freude harrten ich und meine Mutter immer dem Tage der Rückkehr des Vaters entgegen! Und wenn dieser Tag herangekommen — wie beeilten wir uns stundenlang vor der zu erwartenden Ankunft des Ersehnten Aufstellung an einem Orte zu nehmen, von welchem aus man die von Zwettl herführende Landstraße bis zum Rand des Horizontes übersah. Welcher Jubel, wenn in den fernen Staubwolken der Straße die herrschaftlichen Gespanne auftauchten und dann — freilich viel zu langsam für unsere Ungeduld — immer näher und näher kamen!

Das Schloß, an welches einige bäuerliche Anwesen sich reihen, die eine kleine Dorfschaft bilden, ist nicht sehr groß, aber malerisch und interessant. Es besteht aus einer kleinen alten Ritterburg und einem unmittelbar daran sich schließen-

den Neubau. Nach drei Seiten ist das Ganze von Weihern und Gärten umgeben; auf einer Seite tritt der Wald nahe heran. Im äußeren Schloßhof steht eine riesige Linde. Von der Vorderseite führt ein kurzer Weg nur sehr sacht ansteigend ins Schloß; von rückwärts ruht das Gemäuer auf ziemlich hohem, steilem Felsengrund. Der steil gelegene Teil bildet die alte Ritterburg; diese hat ihren romantischen kleinen Burghof mit dem tiefen Ziehbrunnen, ihren Rittersaal; ich glaube, auch ihre „weiße Frau".

In dieser Richtung lag auch das Gemach, welches meinem Vater zum Aufenthalt angewiesen war. Man fand sich da wie in einem Turme.

Hier nun besuchte ich den Vater fast täglich nach der Schule in den Nachmittagsstunden.

Wenn er, wie oft geschah, bei meinem Eintritt nicht anwesend war, so fiel mein erster Blick — ich gestehe es — in den Schrank, in welchem er Fleisch- und andere Speisereste für mich zu hinterlegen pflegte.

Dann aber kam die Romantik des Ortes und des Alleinseins zu ihrem Rechte.

Das ältere, höher gelegene Mauerwerk des Schlosses war zum Teil, der größeren Sicherheit wegen, durch Eisenspangen und Klammern verbunden; eine solche Spange lief auch durch das Gemach meines Vaters, unfern dem Fenstergesimse. Diese war, bei meinem oft stundenlangen Warten auf den Vater, mein Lieblingssitz. Träumend und sinnend blickte ich von da durchs Fenster hinaus in die Ferne. Jenseits der Niederung, über welche der Teil des Schlosses, in welchem ich weilte, emporragte, stand auf dem Gipfel einer ländlich-stillen Anhöhe ein einzelner Baum. Auf diesen pflegte ich bei dem stundenlangen Hinbrüten mein Auge zu richten; der Anblick seines einsam im Winde wehenden Wipfels auf stiller Höhe war mir so vertraut: es war, als teilte sich die rhythmische, stillbewegte Regsamkeit des Wipfels aus der Ferne meiner Seele mit, versetzte sie in sympathische, sanfte Schwingungen und Regungen.

Lange Zeit stand im Winkel des Fensterbrettes ein kleines, versiegeltes Fläschchen, gefüllt mit goldgelber Flüssigkeit. Ich weiß nicht, wie es dahin kam und warum es eine unendliche Zeit da wie vergessen und verschollen stand. Das

sei Tokaierwein, hatte mir der Vater gesagt, und mir erzählt, was für eine köstliche Weinsorte das sei, und wie nur Barone und Grafen und sonstige reiche Leute sie zu trinken bekämen. Die reine, goldgelbe Flut, die, wenn ich sie schüttelte, schimmernde Bläschen, Quecksilberkügelchen ähnlich, bildete, war mir überaus merkwürdig. Und wie jener Baum, so regte dies geheimnisvolle Naß in meinem Gemüte Verwandtes an. Wie meine Seele sich mit dem Baumwipfel träumend im Winde wiegte, so fing sie gelinde an zu gären und Bläschen zu werfen mit dieser goldgelben Tokaierflut.

Vielleicht war auch dies Fläschchen so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel der früher erwähnten Art für mich.

Mein Vater pflegte mir bei den Rechnungsaufgaben zu helfen, die ich aus der Schule mitbekam. Meist löste er dieselben nach selbsterfundener Methode, denn er besaß reichlich was mir fehlte: mathematisches Talent. Nur in seinen eigenen Rechnungen war er nicht glücklich. Ich fand ihn oft über alten, vergilbten, ziffernbedeckten Papieren sitzend, welche aus der Zeit stammten, wo er gemeinsam mit seinem Bruder ein sogenanntes Weberfaktoreigeschäft betrieben hatte, das mit dem Verluste seiner bescheidenen Habe endete. Er war überzeugt, daß er übervorteilt worden und daß Rechnungsfehler begangen worden. Deshalb nahm er in müßigen Stunden die alten Papiere immer wieder vor; aber seine mathematischen Talente wurden daran zuschanden.

Von diesen Talenten abgesehen, war er auch sonst ein Tausendkünstler. Er reparierte Uhren und brachte einmal die Turmuhr des Marktfleckens Gainfahrn bei Wien zurecht, nachdem die „gelernten" Uhrmacher vergebens ihre Künste daran versucht. In späteren Jahren verfiel er auf das Schnitzeln und fügte aus kleinen Holzstiften formschöne Kreuze, Kronleuchter, Bilderrahmen u. dgl. zusammen. Er war sogar ein Stück Poet: einmal wenigstens setzte er zur Feier des Geburtstages einer der Baronessen ein Spiel in Szene, bei welchem auch ich mitwirkte. Ich war als Schäferknabe gekleidet und hatte der Gefeierten ein lebendiges, weißes Lämmlein darzubringen mit den Worten:

„Ich überreiche dir hier dieses Lamm
Und wünsche dir bald einen Bräutigam!"

Für des Vaters Beistand in Rechnungssachen erwies ich mich dadurch dankbar, daß ich, wenn er ein Schläfchen machen wollte, ihn einschläfern half. Das geschah auf eine originelle Art: indem ich ihm nämlich die innere Fläche der Hand kraute. Er hatte als Kind die Blattern gehabt; nach seiner Herstellung wurde er noch lange von einem lästigen Hautjucken geplagt; es tat ihm daher sehr wohl, wenn seine Mutter ihn kraute, namentlich im Rücken oder an den inneren Handflächen, und er pflegte dabei einzuschlafen. An dieses Einschläferungsmittel hatte er sich so gewöhnt, daß er auch später, und selbst auch noch in seinen Mannesjahren, davon Gebrauch machte, wenn er jemanden fand, der ihm den Liebesdienst erwies.

Die liebenswürdigen jungen Baronessen erzeigten mir die Ehre, mich dann und wann ein wenig in ihren Kreis zu ziehen.

Da war Baronesse Lina, die älteste; Baronesse Wilhelmine, die es am besten mit mir meinte; Baronesse Amalie, die jüngste und schönste, welche sich aber am wenigsten um mich kümmerte, was mir einigen heimlichen Kummer verursachte. Dazu die Gouvernante Frl. von M., eine stattliche junge Dame, welche auch sehr gefühlvoll gewesen sein dürfte, denn ich erinnere mich dunkel, daß sie pfeildurchstochene Herzen mit darunter gesetztem Datum in ihr Notizbüchlein zu zeichnen pflegte. Die Damen machten — lange vor Pater Hugo — sich den Scherz, mich Französisch lehren zu wollen. Eine schickte mich zur andern mit irgendeiner französischen Meldung, und ich war so glücklich, durch die drollige Art, in welcher ich meines Auftrags mittelst des papageienmäßig eingelernten Sprüchleins mich entledigte, etwas zur Unterhaltung des kleinen weiblichen Kreises beizutragen. Es war mir manchmal gestattet, beim abendlichen Tee zu bleiben, und obgleich die Erinnerung von Geschmacksempfindung im allgemeinen eine sehr schwache und von kurzer Dauer ist, bewahre ich doch heute noch den Nachgeschmack des Nektars, den ich schlürfte, von anmutreichen Frauengestalten umgeben, in den duftigen, traulich-schönen Gemächern. Ein paarmal wurde ich auch zu einer kleinen Spazierfahrt im Wagen mitgenommen.

An Samstagen begab der Kaplan von Groß-Schönau

sich nach Engelstein, um die Messe in der Schloßkapelle zu lesen. Der Ministrant ging voraus, zugleich die Meßnerdienste verrichtend, indem er die Vorbereitungen zur kirchlichen Funktion in der Kapelle traf. Dieser Ministrant war ich, seitdem ich zur Not so groß geworden, um auf den Altar hinaufzulangen, und so stark, um das schwere Meßbuch von einer Seite des Altars auf die andere zu tragen. In der Küche des Verwalters wurde dem Ministranten nach altem Herkommen eine Frühstücksuppe verabreicht. Das junge Verwalterehepaar wollte in dem Bürschchen, das da in seinem Mäntelchen mit rotem Plüschkragen ins Schloß zu kommen pflegte, etwas nicht Gewöhnliches wittern. Infolgedessen wurde ich freundlich zu Besuchen eingeladen. Aber es gelang nicht, das Ungewöhnliche, das in mir stecken sollte, auf dem Wege gesellschaftlicher Unterredung aus mir herauszubekommen. Denn zu der Zeit, als dies geschah, war ich nicht mehr Kind genug; ich war entsetzlich schüchtern geworden. Meine Rede war ja und nein und mit meiner Kunst zu fabulieren war es zu Ende. Herz und Mund ging mir nur noch auf bei einem sympathischen Altersgenossen, wie es Leopold war, der Gärtnerssohn, in dessen elterlicher Wohnung ich angenehme Stunden verlebte.

Eine Schwester meiner Mutter war an einen Beamten der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, namens Katzenberger, verheiratet. Die „Glashütte" Georgenthal war ein paar Stunden hinter der genannten südlichen Grenzstadt Böhmens inmitten tiefer Wälder errichtet. Dahin kam ich mit meiner Mutter auf längere und kürzere Zeiten zu Besuch. Aus meiner engen, kleinen Welt entrückten mich diese Fahrten in eine neue, welche für mich eine weitere, und in anderer Beziehung doch wieder eine noch engere war als die meiner Heimat. Zunächst erschloß sich mir als ein Neues, Fremdes, die ernste Schönheit des Böhmerlandes. Ich sah die ungeheuren Wälder, die meist auf ebenem Grunde sich hinerstrecken, und durch welche man stundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken; ich sah die riesigen fischreichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel, im Gegensatz zu den düsteren Wäldern, der böhmischen Landschaft ein so eigentümliches Gepräge verleihen. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich eines frühen Morgens, halb schlaftrunken an der Seite

meiner Mutter im Wagen sitzend, eine nebelgraue Mauer bemerkte, deren Höhe nicht abzusehen war, und längs welcher wir lange Zeit dahinfuhren. Es ergab sich, daß diese graue Mauer die in frühen Morgenstunden aufsteigende Dunstmasse eines großen Teiches sei, an welchem der Weg dicht vorüberführte.

Der Ort Georgenthal bestand außer der Glasfabrik nur noch aus den Wohnungen der Bediensteten und Arbeiter derselben. Diese Wohnstätten waren aus Holz und trugen den Charakter des Improvisierten an sich, gewährten aber doch zum Teile einen sehr freundlichen Anblick. Auch die Behausung des Vetters war ein Holzbau dieser Art, dessen Front fast mehr Fenster als Wandfläche hatte. Ein allzu luftiges Bauwerk sollte man denken, wenigstens für die Winterszeit, mitten in den böhmischen Wäldern! Aber mit den großen Fenstern standen die großen Öfen und die großen Scheiter, die man in diese schob, im rechten Verhältnis.

Vor den Fenstern lag ein wohlgepflegter Garten. Er bestand fast ganz aus Rosenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern und mancherlei Küchengewächsen. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen als ich; aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich im Rosengarten des Vetters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die funkelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Rosen nickten mir Gesichter von Elfen zu und von verwunschenen Prinzessinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Gestalten riesiger Gurken und Kürbisse am Boden lagen.

Im schroffsten Gegensatz zum eigenen Heim, erschien mir diese, obgleich bescheidene Stätte wie ein Schlaraffenland. O Himmel! Da gab es immer einen gedeckten Tisch — und keine Sorge — und weiche Betten und eine trauliche, an-

mutige Wohnstätte: Es war das Land, wo Milch und Honig floß: und zwar im wörtlichen Sinne — beim Frühstück und beim Abendbrot.

Und ging man ins Freie hinaus, da war alles voller Wunderdinge. Es gab auf allen Wegen keine anderen Steine, als schöne, runde Kiesel, von allen Farben, meist aber rot. Damit ließ sich spielen, und man hatte nicht Taschen genug, um all diese Kleinodien heimzuschleppen. Der Wald war nach allen Seiten in der Runde mit wenigen Schritten zu erreichen. Man stieß darin auch auf Lichtungen mit kleinen Wiesengründen; desgleichen auf moorige Stellen und auf — riesige Ameisenhaufen. Mit meiner kleinen Cousine Tini pflegte ich da umherzuschweifen. Einmal fanden wir einen „Karfunkel". Ich hatte von solchen Steinen gelesen; das war gewiß einer — und wir dünkten uns unermeßlich reich.

Aber — kein Paradies ohne Schlange! Sie fehlte leider auch in meinem Paradiese nicht. Sie war sogar in der Mehrzahl vorhanden. Es gab Nattern in der Gegend; Nattern von allen Farben, wie die Kiesel; auch rote. Man machte Jagd auf dieselben und warf die Erschlagenen auf die großen Ameisenhaufen im Walde, wo ihre Skelette nach wenigen Tagen sich aufs reinlichste abgenagt zeigten.

Die Glasmacherleute trieben in Mußestunden auch den Sport, das Nattergezücht im Walde aufzuspießen, auf den Spießen heimzutragen und in die Glutöfen der Glashütte zu werfen, wo dasselbe, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, mit einem Knall zersprang.

Unangenehm war es, daß manches Mal solch ein Gewürm des Morgens auf den Stufen lag, welche von der Schwelle des Hauses in den Garten hinunterführten. Aber zur Genugtuung lag da von Zeit zu Zeit auch etwas Besseres: ein Hase, oder gar ein Reh, oder ein anderes Wild, das ein freigebiger Jäger oder Wildschütz gespendet hatte — als Angebinde zu Festzeiten oder Namenstagen im Hause des Vetters. Auch Fische bekam der Vetter oft geschenkt. Er hatte in der Gegend unzählige Freunde, als intelligenter und jovialer Mann, der auch die Gitarre zu spielen und Waldhorntöne so täuschend mit vor den Mund gehaltenen Händen nachzuahmen verstand, daß alle Welt sie für wirkliche nahm.

Ja, es gab Schlangen in diesem meinen Paradiese, und

— Wespen auf dem Dachboden! Der Dachboden war natürlich ein Raritätenladen, eine Schatzkammer, ein Bazar — aber versteckt zwischen dem wunderbaren Gerümpel klebten tückische, unausrottbare Wespennester! Das fügte jedoch zu den sonstigen Reizen des Ortes noch den des Unheimlichen, Bedrohlichen und deshalb doppelt Anlockenden hinzu.

Auf diesen Dachboden wurde täglich nach Tische das zwei- bis dreijährige Mariechen schlafen geschickt, weil es da am stillsten war, und sie selbst es durchaus wollte. Es mußte sie aber jemand begleiten, damit sie sich nicht fürchte, und damit während der Siesta keine Wespe sie steche. Niemand übernahm dieses Wächteramt lieber als ich. Da ich aber mehr auf den schlummernden Blondkopf als auf die Wespen sah, so lullten die regelmäßigen süßen Schlummeratemzüge der Kleinen meist mich selber neben ihr in Schlaf und es blieb den himmlischen Schutzengeln überlassen, uns zu behüten. Die fanden das aber gar nicht einmal nötig; denn die Wespen selber schliefen, und die Lüfte draußen schliefen, und der ganze große, tiefe, weite Wald ringsumher stellte sein Rauschen ein und schlief in der Mittagsstunde.

Dieselbe aus Holz gezimmerte Wohnstätte, in welcher das Heim des gastfreundlichen Vetters sich befand, umschloß auch noch ein paar andere Wohnräume. Um die Ecke biegend hatte man die Wohnung des Vergolders vor sich. Bei diesem, dessen Beschäftigung es war, die Ränder geschliffener Prachtgläser zu vergolden, auch sonstigen Farbenschmuck an Gläsern anzubringen, mich aufhalten zu dürfen, gereichte mir immer zu besonderer Freude. Es roch in diesen Räumlichkeiten immer so köstlich von Firnissen und allerlei Tinkturen. Und es stand da immer alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von schöngeformten Pokalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geschliffenen Flaschen und Fläschchen, von Kristallgläsern, die auch einen ganz anderen Klang von sich gaben als gewöhnliche Gläser, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder strich, so rein und so wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchymist des Mittelalters in seinem Gemache hätte mir nicht größeren Respekt einflößen können, als dieser Vergolder in dem seinigen. Setze ich doch voraus, daß er auch das glitzernde Gold, mit dem ich ihn hantieren sah, so nebenbei selbst mache!

Neben der Behausung des Vergolders befand sich in diesem Holzbau noch die Wohnstube des Hirten, welcher die wenigen Kühe und Ziegen der kleinen Waldansiedlung tagüber auf dem Grasanger am Rande des Waldes zu hüten hatte. Seine bei ihm lebende Mutter war ein über hundert Jahre altes, hohes, stämmiges Tschechenweib, das nicht Deutsch verstand, und das sich, seinen hundert Jahren zum Trotz, noch fleißig damit beschäftigte, Schwämme, Holz, Reisig zu sammeln und heimzutragen. Es war eine Gestalt wie aus Urzeiten. Eines Mittags sahen wir sie mühselig hinkend mit der Last auf dem Rücken aus dem Walde zurückkehren. Sie war von einer Natter in den nackten Fuß gestochen worden. Aber nachmittags ging sie doch schon wieder in den Wald.

Dem Tun und Treiben in der „Hütte“ selbst, wo das Glas gemacht wurde, konnte in so frühem Alter mein Auge natürlich noch nicht mit praktischem Verständnis folgen. Aber auf meine Phantasie wirkten diese, wie Höllenrachen im weiten, dämmrigen Raum der Hütte lodernden, funkensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln; ich sah, wie die emsig schaffenden Gesellen Teile der zähen Glutmasse an der Spitze langer, dünner Rohre geballt hin und her trugen und funkelnde Kreise im Halbdunkel damit beschrieben; ich sah, wie sie durch Einblasen des Atems in das Rohr die Masse zur hohlen, länglichen Blase erweiterten, und wie die geschmeidigen Blasen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläsern, Bechern, Flaschen usf. gestreckt, gedrückt, gekrümmt und geschnitten wurden. Und mein naives Erstaunen erregte es zumeist, daß die glühenden Glasgemenge und Glasgebilde aus den heißesten Feuerschlünden in angeblich etwas weniger heiße, aber doch nicht weniger infernalisch flammende gebracht wurden — zur Abkühlung!

Ich glaube, daß ich vom Element des Feuers hier, wo ich es so im Großen, so gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und daß ich es hier lieben und verstehen lernte, wie später am Meer das feuchte Element.

Mit lebhaftem Interesse trieb ich mich auch in den abgesonderten, luftigen und hellen Räumlichkeiten der Glasschleifer umher. Da sah ich bescheidene, ärmliche, fast

ungebildete Menschen den langen Tag über, auf ihre Sitze vor den Schleifgeräten festgebannt, all ihr Bemühen darauf richten, zum Schmuck und zur Freude der Welt etwas Schönes, Mangelloses, Formvollendetes herzustellen, in sprödes Glasgebilde feinen, regelrechten Zierat einzuschleifen. Die höhere Stufe dieses Kunsthandwerks verlangt ein scharfes Auge, eine geübte Hand, Geduld und einen lebendigen, mit Aufmerksamkeit auf sein Ziel gerichteten Formsinn. Mehr instinktmäßig als denkend empfand ich Achtung und Sympathie für die Tätigkeit dieser anspruchslosen Menschen im Dienste des Schönen. Eine Vorliebe für tadellos feingeschliffene Gläser ist mir von daher bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der Nähe der Glasschleiferwerkstätte waren zwei andere Räumlichkeiten errichtet: die Schenke und die Schule, in welch letzterer die Kinder der Arbeiter und Bediensteten der Glashütte unterrichtet wurden. Ich besuchte diese Schule ebenfalls, wenn unser Aufenthalt in Georgenthal etwas länger währte. Der Lehrer, ein eigentümlicher und zuzeiten auch lustiger, zu Schelmenstücken aufgelegter Kauz, war alle Sonntage bei Vetter Katzenberger zum Mittagsessen geladen. Er und der Vetter leisteten auch sonst einander oft abends etwas lange in der Schenke Gesellschaft und vertrugen, als muntere Kumpane, sich sehr gut miteinander. Vielleicht war aber eben deshalb die Ehefrau des Vetters dem Lehrer weniger hold: Tatsache ist, daß sie und meine Mutter einerseits — beide Schwestern waren noch junge, daher auch einem gelegentlichen Scherz nicht abgeneigte Frauen — und der Schulmeister andererseits sich gerne neckten und einander kleine Streiche spielten. Eines Sonntags machten der Vetter und die beiden Frauen in seiner Gesellschaft einen großen Ausflug, wobei er als Wegweiser diente. Er führte aber die kleine Karawane auf dem Heimwege die ganze Sommernacht im Walde in der Irre herum, so daß man erst bei Tagesanbruch todmüde nach Hause kam, und dann gestand er mit einem Lachen, in welches der schelmische Vetter mit einstimmte, er habe das nur den beiden Frauen zum Schabernack getan. Darüber waren diese empört und schwuren ihm Rache. Der Racheplan, den sie ersannen, ließ an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig. Der Namenstag des

Schulmeisters war gekommen. Die tückischen Schwestern beluden einen Teller mit einem abgenagten Schinkenknochen, Käserinden, schimmeligen Brotkrusten, einem Krauthaupt, etlichen Brennesseln u. dgl. Dann schlugen sie den Teller in ein großes weißes Tuch ein, und die damit abgesandte Magd überreichte ihn dem Lehrer in der Schulstube, wo er eben Schule hielt — es war zugleich seine Wohnstube — mit einer „schönen Gratulation von Frau Katzenberger", und man bitte ihn, das kleine Angebinde für seinen Mittagstisch anzunehmen. Mit vergnügtem Gesichte und höflichstem Danke nahm der angenehm Überraschte den Teller an den vier Tuchzipfeln so, wie er ihm entgegengehalten wurde, und stellte ihn vorläufig auf das Fenstergesimse. Die Schuljugend machte dabei lange Hälse und der Lehrer selbst konnte sich der Neugier nicht ganz erwehren: die vier Zipfel öffneten sich ein wenig, und hervorlugten: der Schinkenknochen, das Krauthaupt, die Käserinden usf. Man stelle sich das Gesicht des Enttäuschten vor, und das unterdrückte Gekicher der Schuljungen mit ihren langen Hälsen und Zähnen! Wütend stürzte der Arme nach beendigtem Unterricht in die Schreibstube seines Freundes Katzenberger und schwur, es sei zu arg. Das gab dieser vollkommen zu, riet ihm aber, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wirklich stellte der Beleidigte nach einiger Zeit sich versöhnt und schien den bösen Streich vergessen zu haben; aber nur um seinerseits wieder gelegentlich einen solchen den beiden Frauen — mit einem angeblich im Walde entdeckten Hummelneste — zu spielen. So gab ein Scherz dem andern die Hand.

Ungeneigte Leser werden die Nase rümpfen über diese kleine Episode — sie beweist aber, daß es auch in diesem abgelegenen romantischen Waldwinkel nicht fehlte an guter Laune, Mutwillen und kecker Lustigkeit.

An Sonntagen wurde in der Schenke oft musiziert und getanzt.

Ich habe an einem Sonntag abend einmal in dieser Schenke — gepredigt. Ich war anwesend mit meiner Mutter und der Familie des Vetters. Da kam die Rede auf das, was man meine „Talente" nannte. Es hieß, daß ich schon recht gut zu predigen verstünde. Davon wollten schließlich sich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde

aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich entschloß mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu diesem Behufe einen Stuhl bestieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerschaft äußerte sich doch übereinstimmend dahin, daß ich gewiß einmal Bischof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anwesenden einen Zwanziger geschenkt.

Verfehlte auch das, was ich im weiteren Bereiche dieser Ansiedlung sah und erlebte, seine Wirkung auf mich nicht, so blieb die Hauptsache für mich doch immer das trauliche Heim des Vetters mit seinen duftigen Rosensträuchern vor den breiten, hohen Fenstern, und die eigentümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tag sowohl, als auch wenn der Mond aufging über den weiten dunklen Wäldern, und die Gitarren- oder Waldhorntöne des Vetters von den offenen Fenstern hinausklangen in die stille warme Sommernacht.

Es waren ohne Zweifel die schönsten Tage meiner im ganzen trüben und entbehrungsvollen Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn so ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, „in die Hütte fuhren". Welch ein Zauber umwob für mich das Wort: In die Hütte!

Man glaube nicht, daß ich auf die Glücks- und Genußmomente jener Tage und meiner Kindheit überhaupt zurückblicke wie auf eine überwundene kindische Phantasterei und Schwärmerei. Ich bin heute noch der Meinung, daß, welche Rolle auch die Phantasie dabei im besonderen spielen mochte, im großen und ganzen doch das Wesen der Dinge zu mir sprach. In einer an Drangsal, wie gesagt, nicht armen Kindheit hatte sich immer noch ein Spielraum gefunden für die Betätigung einer angebornen, schönheitseligen und optimistischen Stimmung, einer Stimmung und Weltanschauung, die mir treu geblieben, und die das — sattsam auch selbst erprobte — Leid der Welt seinem vollen Umfange nach nicht verkennt, aber noch weniger das ewig Überwiegende der Schönheitsfreude und der reinen Daseinslust.

Die Natureindrücke, die ich an der geschilderten Stätte erhalten, fanden einen Nachklang in dem Festgedichte, das ich im Jahre 1881 dem achtzigjährigen Egon Ebert zugesungen:

„Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
Sah ich die Forste des Böhmerlands,
Strahlten mir seine silbernen Weiher
Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauschen,
Kaum von den einsamen Raben gestört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
Tief, wie ich kaum es wieder gehört."

Man denke sich nun das Gefühl, das mich überkommen mußte, als ich vor mehreren Jahren auf meine gelegentliche Erkundigung, wie es um Georgenthal stehe, die Antwort erhielt, dieses Georgenthal — existiere nicht mehr. Man hat die Fabrik aufgelassen — die hölzernen Wohnstätten abgebrochen. Der Wald ist wieder über die Stätte hingewachsen, und ernste Tannenstämme ragen, wo die Rosensträucher standen, an denen das Auge des Knaben sich erquickte. Verschwunden ist die Stätte, verschollen, wie meine Kindheit selbst.

---

2. Knabenjahre in Klostermauern.

Wer im Herzen des niederösterreichischen „Waldviertels" auf der Landstraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, sich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der sieht aus einer romantischen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, schlanken Turmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es ist die Kirche des Zisterzienserstiftes Zwettl, des Monasterium beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamars, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeschlechte derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl ist dies Stift gelegen, wie unser C. G. v. Leitner in einer seiner Balladen irrtümlich annimmt; es ist ein durchaus selbständiger Ort, wenn auch in nur halbstündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls malerisch gelegenen Städtchen.

In diesem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840—44,

vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverblaßter Erinnerung, das schöne, stille Kloster, mit den hochragenden Mauern am Ufer des nicht großen, aber waldfrisch brausenden Kamp — noch sehe ich es vor mir mit seinem weiten äußeren Hofe und dem schon enger umschränkten, in den welt-abgeschiedenen Bezirk des Konvents überleitenden inneren Hofe. Noch sehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwenähnlichen „Sultan", dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungestraft zausten und streichelten. Und unter dem Torwege des äußeren Hofes sehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktseins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Torwarts sitzen — sehe sie unbefangen, wie sie pflegte, die vorübergehenden Geistlichen ersuchen, gleichviel, ob es der jüngste Novize oder der würdige Abt des Stiftes selber war, ihr die Nadel einzufädeln — sehe den Abt so gut wie die jüngsten Novizen lächelnd den Wunsch der Greisin erfüllen!

Glänzende Stimmittel und virtuose Kehlenfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verschaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Musiker, namens Rießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und versicherte, wenn ich nur erst mit der Stimme herauswollte, so würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verschmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Kastratentugend einer trillernden Nachtigallstimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges Mal in vier Jahren beging er die Taktlosigkeit, durch die an mich gestellte Zumutung, ein Solo auf dem Chore zu singen, das schöne Einvernehmen, das zwischen mir und ihm bestand, aufs Spiel zu setzen. Mein Grundsatz blieb nach wie vor: niemals so laut zu singen, daß jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falsch gesungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Jäckchen mit blauen Aufschlägen, graue Beinkleider und, wenn ich

nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Bordüren. Unser Amt war der Kirchengesang auf dem Chore; dafür genossen wir nicht bloß ganze Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen, an welchen immer auch einige Externe teilnahmen; nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremser Gymnasium durch Ablegung einer Prüfung gültige Zeugnisse holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Muttersöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu sagen, warum ich mich denn gar so unglücklich fühlte; ich weiß nur, daß ich es mir zum Gesetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmut die Augen feucht wurden . . . Es ist eine schwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, sich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt gewesen.

Ach, das traurige, einsame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein gesondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinschaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unseres „Präfekten" stieß, vereinigte. In mondhellen Nächten war dieses Schlafgemach so schauerlich! Die Fenster gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Christi hinaus, dessen Gestalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und sich zu regen schienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantasie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichsten Torturen, welchen das Menschengemüt ausgesetzt ist — der Gespensterfurcht. Ich verlebte schreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfekten und bat ihn geradezu, mir zu sagen, ob es Geister und Gespenster gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achselzucken, er wisse es nicht. Aber wo mich alles im Stiche ließ, fand mein Übel in dem eigenen Übermaß seine Schranke und seine Heilung. Wieder einmal lag ich nämlich, im Angstschweiß des Gespenstergrausens gebadet, mit geschlossenen Augen schlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger sich sacht auf meine Stirne legte. Das wäre nun wohl, sollte man denken, der Moment für mich gewesen, vor Schreck zu vergehen. Seltsamerweise geschah das Gegenteil. Die Angst war wie weg-

geblasen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, monderhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie sie mir in der Erinnerung vorschwebt, unfähig zu sagen, wie sie etwa psychologisch zu erklären sein möchte.

Das einsame, düstere Schlafzimmer hatte aber doch auch seine schöne, erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Öfen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Fest, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen lustig flackerten und knisterten — ganz wie zu Hause im mütterlichen Stübchen — und die spielenden Lichter im Gemach ihren Goldschein auch über die duftigen Äpfel und sonstigen Früchte warfen, mit welcher am heiligen Abend unsere Zinnschüssel in der Klosterküche gefüllt wurde.

Ja, die einsame, nur einmal im Jahre schöne Schlafstube! und dann der einförmige Tageslauf in den engen, geschlossenen Räumen! Schulstunden mit Studierstunden abwechselnd und nur Viertelstunden der Erholung dazwischen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballspiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien.

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Kollegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es bestand nämlich zwischen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächst durch die Zeit des Eintritts ins Stift bestimmt war, aber nach persönlichem Verdienst und Mißverdienst im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu denjenigen, welchen es oblag, mittags und abends mit den Zinnschüsseln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unsere Mittags- und Abendkost nannte: ein Gemisch von guten und schlechten Bissen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüssel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleischstücken jeder Herkunft, Sorte und Gestalt, und eine Tunke darüber von gleichfalls unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geschmacks und vielleicht auch des Alters. Waren diese beiden Schüsseln auf den gemeinsamen Tisch gestellt, so eigneten wir uns den Inhalt derselben in der durch die Rangordnung bestimmten

Reihenfolge an. Vom Festen stocherte sich der „Erste“ natürlich das Beste heraus, nach ihm der Zweite das Nächstbeste usf. Dem Letzten blieb oft nur eitel Gebein und Flechsen; aber das fand er so natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, sich höchstens dadurch angespornt fühlte, nach einer höheren, besser dotierten Stufe in der Rangliste emporzustreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Dutzend. Da ereignete sich aber eines Tages etwas höchst Merkwürdiges, bis zu dieser Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Kollegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfekten gerufen, bestanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauschendes Ohr erreichte, und bekamen schließlich jeder, der Aufseher mit eingeschlossen, einen solennen „Schilling“ aufgemessen. Überdies wurde der Aufseher seines Amtes entsetzt und dasselbe zu meiner unbeschreiblichen Überraschung mir, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuschreiben, daß sie mich gerade in diesem Falle nicht von der Partie sein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine schöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling vom Vorletzten zum Ersten, zum Aufseher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufseher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waschen, indem er nach dem erstenmal behauptete, sie seien nicht rein genug — bloß weil sie nicht so schön krebsrot waren wie die seinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ lassen, so oft ich wollte. Ich mißbrauchte aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weise. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem späteren Verlaufe sogar ein besonderer Glanz durch eine eigentümliche Großtat verliehen. Ich gab meinen Untertanen nichts Geringeres als eine Art von Konstitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht selten der Fall ist, die Gepflogenheit der Angeberei etwas zu stark eingerissen. Jeder einzelne lief, wenn es ihm eben

beliebte, zum Präfekten und denunzierte, über den Kopf des Aufsehers hinweg, den einen oder den andern seiner Kollegen. Diesem Übelstande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergesetz erließ, welchem zufolge keiner mehr sich direkt an den Präfekten mit einer Anzeige wenden durfte, sondern die Anklage erst in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entschied, ob die Sache vor den Präfekten gebracht werden solle oder nicht. Der Präfekt selbst konnte, obwohl ein wenig verdutzt, der Neuerung seinen Respekt nicht versagen und erteilte ihr Rechtskraft durch seine Genehmigung.

Er war doch sonst nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfekt Pater Ferdinand Schojer! Es war ein charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerter Mann, ein Freund der Ordnung und der strengen Regel, der vielleicht nur in der Ängstlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantasieflügel niederzuhalten suchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überschritten sehen, ließ kein Buch poetischen, unterhaltenden oder belehrenden Inhalts in unsere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin“ oder in Jurendes „Vaterländischen Pilger“. Energievoll als Erzieher, verstand er es doch auch, beglückende Gnadenstrahlen auszusenden und sich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbestellten Tische des Konvents brachte er oft Backwerk, Obst und andere Kleinigkeiten mit auf sein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder teilte den Vorrat in sechs Häufchen und rief uns in der Freistunde zu sich hinein. Es wählte dann einer nach dem andern der ordnungsmäßigen Reihe nach sein Häufchen, prüfte alles und behielt das Beste oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfekt von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein für allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen und scherzender Ermunterung bis zum bloßen frostigen Öffnen der Tür und Ausstoßung eines artikulierten, oder — eine Stufe tiefer — eines unartikulierten Lautes,

und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Tür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Skala von Schattierungen, welche für jeden die Thermometergrade der Gunst oder Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markierten.

Des pädagogischen Rechtsmittels der persönlichen Züchtigung bediente sich Pater Ferdinand ohne alle Prüderie, wobei er nur, im Interesse des Stiftseigentums, die Hosen schonte. Grundsätzlich vollzog er keine Exekution dieser Art, ohne den Delinquenten zu veranlassen, jene äußere Hülse abzustreifen und die Heilkraft des spanischen Rohres unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Ich weiß nicht, ob diese Schläge jedem von uns genützt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu sagen — mir ist auch kein Fall erinnerlich, daß sie einem geschadet hätten. Keiner von uns ist, soviel ich weiß, deshalb ein „feiger Sklave" geworden, und ich bin überzeugt, daß einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermut zu ertragen gelernt hat, auch später den Schicksalsschlägen nicht so gefestet wie der früh Geprüfte gegenübersteht.

Das schwerste aller Zorngewitter des Präfekten, deren ich mich entsinne, entlud sich gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Person. Aber mein Verbrechen war auch in der Tat kein geringes; es war, wie der Präfekt es nannte, ein „Diebstahl" — genauer besehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub also! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beschriebene Blätter zahlreich an einem Orte aufgestapelt lagen, welcher dem Präfekten vorbehalten war und welchen keine Menschenseele außer ihm betrat. Bücher und Manuskripte reizten mich damals um so mehr, je strenger aller Lesestoff aus unserer Nähe verbannt war. Die verwünschte Neugier nun, die ungestillte Sucht nach Gedrucktem und Geschriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwischenwand zu überklettern, den Leib durch eine schmale, nicht fest genug verwahrte Öffnung zu zwängen, dreist bis ins Innerste jenes Raumes vorzudringen und eine Musterung der Papiere vorzunehmen. Ich hatte im „Pfennigmagazin" etwas von den Klöstern des Athos gelesen und von den wertvollen Manuskripten, welche die Gelehrten dort aufge-

funden. Leider fand ich unter dem Papierwust, den ich durchstöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch sonst irgendwelche wertvolle Koderreste, aber doch ein vergilbtes Manuskript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida“ — abgeschrieben von der Hand des Präfekten — offenbar schon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in seinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida“, abgeschrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfekten Pater Ferdinand Schojer! Mir und allen, welchen ich das Blatt zeigte, stand der Verstand still! Die Sache machte ungeheures Aufsehen unter uns — sie machte Lärm — einen Lärm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Präfekten selbst verzitterten. Ich wurde verraten. Nie habe ich den geistlichen Herrn so zornig, so unerbittlich, so unversöhnlich gesehen! Das erste Wort sprach mit mir natürlich die Binsennymphe des spanischen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Asche büßen, mit Abstinenzen von Speise und Spiel, mit Knien und Prangerstehen! — „Das war Diebstahl, und du bist ein Dieb!“ Mit diesen Worten donnerte mich der gestrenge Richter und Rächer immer von neuem nieder. Er hätte, wie gesagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beschämte Priester, der uns das Lesen von Gedichten wie eine Todsünde verbot, während er selbst in seiner Jugend nach Herzenslust Gedichte „An Ida“ abgeschrieben — er gönnte mir nicht den Glorienschein, den das Heroische meiner Tat über meine Person verbreiten konnte — er qualifizierte sie vor der Welt als gemeinen Diebstahl! — Kein Tempelraub ist je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur sich selbst und seine Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, solche Wege einzuschlagen, um zu den versagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. — Was hätte ich nicht unglücklicherweise noch alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte; einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger,

eine ebenso würdige als sympathische, damals fast in ganz Niederösterreich bekannte und beliebte Persönlichkeit. Pater Ambros galt als die erste geistige Kapazität des Stifts — als der „Gelehrte" desselben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeisters, und hatte auch einige, freilich ungedruckt gebliebene historische Werke geschrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde stehen, welche das erlesenste Naß des Kronlandes bargen — meist Geschenke seiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die schalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neste seitab von der Straße hatte der joviale, alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten Schatz". Jeder schätzte, jeder liebte ihn, jeder bot dem würdigen Greise gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarschaft besucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienst versagten.

Nur wir beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und schüchtern, wie ich war, nach seiner Hand tappte, um sie zu küssen, und er sich dann auf eine gemütliche Plauderei mit mir einlassen wollte, so stand ich da mit hängenden Armen und wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüt eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Insassen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu lösen, mir sympathisches Vertrauen einzuflößen und nach manchen Seiten hin mich gar wundersam anzuregen, ohne doch auf die ursprünglich vorbestimmte Richtung meines Wesens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traumihler war ein noch junger, aber etwas kränklicher Mann, der dann auch früh starb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, das Mönchische; er war Asket, trug mitunter

auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur Betrachtung und zum sonstigen Kult heiliger Gottes- und Menschenliebe. Wenn eine so vieljährige Erinnerung mir sein Bild nicht fälscht, so schritt er in seiner schwarzweißen Zisterzienserkutte lang und schlank, mit einem langen, schlanken Zylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, schlanken Spazierstocke unter dem Arme, gottselig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerst den Hut abzog und mit seiner sanften Stimme ein herzliches „Gelobt sei Jesus Christus!" oder „Gelobt sei die heiligste Jungfrau Maria!" sagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntagvormittagen besuchen. Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausschließlich in religiösen Gesinnungen bestärke, ausschließlich Legenden der Heiligen lese, so irrte man sich sehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und so fromm er war, machte er sich nicht das mindeste Gewissen daraus, dem Pater Ferdinand zum Trotz mir nicht bloß den Thomas a Kempis und die „Philothea" des heiligen Franz von Sales, sondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geistliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft-weltscheu, dem kühl-verständigen Pater Ferdinand zu träumerisch, zu poetisch verschwommen; aber mit dem Aszeten verstand sich das Dichterlein in herba vortrefflich!

Gleich im Anfange unseres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überschritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verse machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächsten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen; aber da ich den nächsten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit frischen Kirschen vor der Kirchtür sitzen sah — es war eben die Kirschenzeit — so händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu lesen standen. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut gelaufen,
Jeder will sich Kirschen kaufen,
Kirschen ißt ja jeder gern,
Doch vom Geld ist mancher fern.

Diese von jedem „Schwulst“ freien Verse waren vielleicht keinen Groschen wert, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte sich auch bald, daß ich schon mehr und Höheres leisten könne. Von da an trieben wir eine Zeitlang Aszese und Poesie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimnissen der ersteren verstand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunst des „Meditierens“ und in den gebräuchlichen geistlichen Übungen des mönchischen Lebens. Einmal zur österlichen Zeit erbat er es von Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne sah, aber als Priester es dem Priester nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Exercitium magnum unter seiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm teils in der Kirche, teils in seiner Zelle zu, unter Gebet, geistlicher Lektüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte abends die Übung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beschloß dieselbe. Mein Gemüt war recht wohl fähig, sich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu versenken, die heiligen Schauer der Mystik zu empfinden. Oft stahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang“ und von diesem durch die zufällig offene Seitentür in die leere, stille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich später irgendwo zugleich mit der E n t a r t u n g des Mönchtums geschildert habe. Mein jugendliches Gemüt nahm diese Aszese in sich auf; aber

es ging nicht umgekehrt in derselben auf. Das keimende Gedankenleben erstarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Kontroverse mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philosoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen miteinander zu versöhnen. Er meinte, so leicht würde das nicht gehen, aber mit Hilfe Gottes und der allerseligsten Jungfrau Maria könnte es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menschentums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht so gekünstelt ist, als sie aussieht, könnte ich sagen, daß sie in diesem meinem Umkreise das Gute, Schöne und Wahre „bedeuten“. Das ruhige Tun und Walten der meisten übrigen Gestalten in diesem Kreise machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich sah den „Pater Küchenmeister“ in der Küche, den „Pater Kastner“ auf dem Felde, den „Pater Waldschaffner“ mit der Flinte seinem Berufe nachgehen usf. Aber manches eigentümliche Bild hebt sich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, so das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeistlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geist und Leben sprühte, eine prachtvolle Baßstimme besaß und die Klänge einer Spieluhr mit so anmutigen mimischen Tanzbewegungen zu begleiten verstand, wie ich sie später kaum bei einem der ersten Tänzer auf dem Theater Wiens oder Venedigs wieder gesehen.

Ziemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der eine war Konventsbuchbinder, der andere Konventsschuhmacher. Da aber die Geistlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen, als bei Frater Paul, und es auch nicht allzuviel Bücher im Stifte einzubinden gab, so suchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt seiner Stellung darin, daß er den Geistlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare schnitt, und Frater Paul verlegte sich auf die Anfertigung von „Transparenten“ für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Persönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarschneiden entwickelte

sich bei Frater Peter ein zelotischer Groll gegen lange Haare und eine große moralisch-religiöse Unduldsamkeit überhaupt; bei Frater Paul dagegen brachte der Beruf, Transparente für festliche Gelegenheiten zu schneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine still in sich gekehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldsamkeit gegen sich selbst und alle Welt mit sich.

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgendeines Talents den Anschein einer gewissen verhältnismäßigen Frühreife des Geistes gewinnt, so darf man in den meisten Fällen versichert sein, daß mit der anscheinenden größeren oder geringeren Frühreife des Geistes eine Frühreife des Herzens wenigstens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgendeiner Epoche meines Lebens eines so innigen, so zärtlichen Empfindens, insbesondere einer so leidenschaftlichen Liebe fähig gewesen, wie eben in jener. Es fehlte im klösterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf sich wirken zu lassen. Manche sehr hübsche Schwester oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunst in der Stiftsküche, und der „Hofrichter“, d. h. der Justizbeamte der damals noch bestehenden Stiftsherrschaft, hatte eine Zeitlang eine reizende jugendliche Verwandte im Hause. Wie imponierte er selbst mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politisieren und wiederholt mit Nachdruck versichern hörte, Rußland sei „ein Koloß auf tönernen Füßen!“ Und dann die kleine, hübsche, seelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdselige jugendliche Verwandte, eine anmutvolle Tochter des Mährerlandes! — Ich sah ihr Engelsköpfchen zuweilen am Fenster. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchen dieses Fenster hinausging, „Ballschlagen“ durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Palester“, wie wir's nannten, schwindelnd hoch in die Lüfte emporzuschnellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenster, gleichsam zu ihren Füßen niederzufallen. Und wenn sie noch nicht sichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann.

Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Nie habe ich später in meinem Leben diese Verse gehört oder gelesen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenso fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott stets inbrünstig mit einigen Vaterunsern, so oft ich sie nur von ferne sah, und einmal, als es mir gelungen, sie in der Kirche recht nahe zu sehen, schenkte ich in überströmender Freude dem nächsten Bettler ein Zweiguldenstück, das ich selbst erst zum Geschenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundschaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erstreckte sich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hause des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Kollegen zärtlich: aber diesen zu lieben verstand sich bei uns allen von selbst, zumal im Winter. Er besaß nämlich einen Vetter in Gobatsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbst nach der Weinlese ins Stift mit einer großen „Butte" voll Trauben auf dem Rücken. Diese Trauben brachte er seinem Neffen, und es wurden dieselben an einer Schnur in einem vom Präfekten dazu überlassenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Besitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und sich eine Traube herausholen, auch eine zweite für einen, dem er eben wohlwollte. Meine eifersüchtige Zärtlichkeit für diesen Freund will ich also hier nicht in Anschlag bringen; sie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es sich mit jenem Knaben im Hause des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des letzteren — also auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und sonst sich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, so schlang er wie zufällig den Zipfel seines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieser Hülle bei den Händen,

ließen sie ineinander ruhen, stillbeglückt, in reinster Zärtlichkeit.

Inzwischen hatte ich im Versemachen beträchtliche Fortschritte gemacht, war nie wieder in die schnöde Prosa jener Kirschenreime zurückgesunken, hatte vielmehr in schwunghaften Fest-„Wünschen“ so oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zusammenzustecken. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter selbst machte; nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in sein Zimmer eingesperrt und mir eine poetische Aufgabe gestellt hatte, deren augenblickliche Lösung besonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Kuriositäten des Stifts zu gehören. Selbst von Fremden, die zu großen Festzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achsel geklopft. Pater Franz gab sich Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen Novizen und jüngeren Geistlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem andern, dessen Name mir entfallen ist, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zuteil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand sich in poetischen Dingen duldsam gegen mich, und es kam so weit, daß auf seinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Versen unserm täglichen gemeinsamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich seit meinem Eintritt in das Stift, d. h. seit meinem zehnten Jahre, geschrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) persönlich vorzulegen, der sie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Besuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigentum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hause meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeisterin bei der Prinzessin Luise, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun diese Dame eines Morgens von ihrem Fenster aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürschchen umherwandeln sah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verse mache, ließ sie sich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieselben dann auch der Prinzessin Luise, welcher sie gefielen, und welche, nachdem sie sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte,

mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterstützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der Tat auf ihre Kosten einen vollständigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zustatten kam. Da sie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf übersiedelte und später sich mit dem Herzoge von Parma vermählte, so verlor sie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die festgesetzten vier Jahre meines Sängerdienstes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloster mit der geräuschvollen Residenz zu vertauschen, wohin meine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es sich während dieser vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewisse charakteristische Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft, und doch mit einer gewissen Freiheit in sich aufzunehmen, hatte sich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen sah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menschengewoge der großen Donaustadt versprach.

---

3. Aus dem Kloster in die Welt.

Meines Erachtens dienen Biographien — der gewöhnlichen Meinung zuwider — weniger dazu, die äußeren Umstände, durch welche einer „geworden" ist, was er ist, nachzuweisen, als das, was er nun einmal ist, in seiner Wesenheit, seinen ursprünglichen Keimen, Anlagen und Anfängen anschaulicher, verständlicher zu machen. Du lieber Himmel! Man „wird", wozu man geboren ist, wozu man von Natur Beruf und Neigung hat; die Verhältnisse haben noch keinen zum Dichter oder Künstler gemacht. Wer könnte die Macht der Einflüsse leugnen? Aber Hunderttausende haben diese Einflüsse erfahren, haben in denselben Verhältnissen gelebt, ohne das zu werden, was der Eine geworden. Selbst die besonderen Eigentümlichkeiten eines Poeten oder Künstlers haben ihre Wurzel weit mehr in dem auf die Welt Mitgebrachten, als in den Verhältnissen. So halte ich das, was

ein Dichter oder Künstler aus seiner Kindheit und Jugend erzählt, nicht insofern für lehrreich, als man dadurch über die Ursachen, die bestimmenden Gründe seines Werdens, seines Talents und Wesens aufgeklärt würde, denn diese bleiben doch immer ein Naturgeheimnis. Ich finde es in ganz anderer Weise charakteristisch. Hunderte, ja Tausende von Einzelheiten entschwinden dem Gedächtnis; aber das, wodurch das keimende Wesen eines Menschen sich früh sympathisch angesprochen fühlte, was ihn geheimnisvoll anregte, leidenschaftlich aufregte, während anderes ihn kalt ließ und darum auch in seinem Gedächtnis nicht haftete — das ist, so unbedeutend es scheinen mag, das eigentlich Bedeutende, Bezeichnende für ein Talent, einen Charakter.

Diesmal ist es ein Stück Entwicklungsgeschichte, was ich dem Leser biete, die flüchtige Skizze einer Epoche, welche ja die entwicklungsreichste in jedem Menschenleben zu sein pflegt: der vom 14. bis 18. Lebensjahre. Auch hier wird der Leser ein „Werden" finden, das weit mehr aus inneren Keimen als aus äußeren Ursachen erklärbar ist. Meine äußeren Verhältnisse werde ich dabei überhaupt nur wenig berühren. Der Leser erwarte also nicht, daß ich es hier auf seine Unterhaltung mit ausführlichen Erzählungen, Zeit- und Genrebildern, Charakterschilderungen aus meiner Umgebung und interessanten Erlebnissen abgesehen habe.

Ich stütze mich bei dieser kurzgefaßten Übersicht auf Tagebücher, welche ich gerade in jener Epoche vom 14. bis 18. Lebensjahre (1844—1848) ziemlich fleißig geführt habe. Diese Tagebücher zeigen in ihren Anfängen den frommen Knaben, der eben aus dem Kloster herkam, der vom „Herrn Vater", der „Frau Mutter", dem „Herrn Professor" mit Ehrfurcht spricht, treulich anmerkt, wann und worin er in der Schule examiniert worden ist und Jahres-Schulprüfungen mit epischem Pathos schildert. Interessant ist der Stil, insofern er in diesen vier Jahren von knabenhafter Einfalt und Stümperei sich allmählich fortbildet bis zum Feuilleton- und Kathederstil eines strebsamen poetischen Jünglings. Für die intimen Angelegenheiten bedient sich das Tagebuch eines Lateins, das mit einer gewissen Keckheit gehandhabt ist, und greift überdies zu Zeichen und Abkürzungen, die ich meist selbst nicht mehr verstehe. In Beziehungen auf Tatsachen

und Vorgänge sind diese Hefte knapp gehalten, auch lückenhaft; aber sie bieten mir doch für meine Erinnerungen gute, namentlich chronologische Anhaltspunkte.

„Heute, den 15. August 1844, morgens 4 Uhr, fuhren wir auf dem Stellwagen des Herrn Zuckerhut in Zwettl ab, frühstückten in Gföhl und kamen um 11 Uhr in Krems an, wo wir uns sogleich an Bord des Dampfschiffes Johann begaben."

Mit diesen Zeilen stellt das Tagebuch das für mich denkwürdige Datum des Tages fest, an welchem ich das Stift Zwettl, wo ich das 10. bis 14. Lebensjahr (von 1840 bis 1844) zugebracht, verließ und die Reise nach Wien zu meiner nun auch dort lebenden, aber mit meinem Vater nicht zusammenwohnenden Mutter antrat.

Auf dem Dampfschiff, welches mich von Krems nach Wien beförderte, traf ich drei Ordensmänner, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und in welchen ich zuletzt Jesuiten erkannte. Die Geschichte dieses Ordens, wie ich sie aus Büchern der Klosterbibliothek und aus den begeisterten Erzählungen meines klösterlichen Freundes Pater Hugo geschöpft, hatte meine Phantasie lebhaft angesprochen. Und da es nun einmal feststand, daß ich Priester werden sollte, so wollte ich doch wenigstens in keinen geringeren Orden treten, als in den, welchen ich als den berühmtesten kannte — einen Orden, dessen Verdienste nicht bloß um die Kirche, sondern auch um die Wissenschaft ich hatte preisen gehört, und in dessen Mitgliedern ich mir nur eine Gesellschaft von Heiligen, Helden und Weisen vorstellen konnte. „Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu", diese Würde schien mir die erhabenste, die verlockenste auf Erden, und der, wie mich dünkte, kurze Schritt von da zur päpstlichen Tiara war vorläufig Nebensache . . .

Ich musterte die mir so merkwürdigen, in die Lesung ihrer Breviere versunkenen Ordensbrüder mit ehrfurchtsvoll-neugierigen Blicken, die sie mit mißtrauischen erwiderten. In ihrer überbescheidenen Haltung schien eine argwöhnische, vorsichtige Scheu zu liegen, während es in ihren dunklen Augen mir manchmal aufzuleuchten schien, wie bei solchen, die sich in der Stille mit großen Dingen befassen. Die Begegnung war für mich ein Ereignis.

Nun war ich in Wien, und ein Wohngemach vereinigte mich wieder mit meiner Mutter. Von der Schlösselgasse, jetzt Lamprechtsgasse auf der Wieden, ging ich täglich morgens in die Stadt ins Gymnasium zu den Schotten, wo ich als Schüler der fünften Klasse die im Stifte Zwettl privatim begonnenen Studien fortsetzte, dann zum Vater in der Bäckerstraße, wo er bedienstet war, mittags in die Leopoldstadt, wo ich einen der Freitische hatte, welche die Barmherzigen Brüder an Studenten vergaben, hernach wieder zu den Schotten, und kehrte abends in die mütterliche Behausung zurück, nachdem ich noch eine Privatlektion bei einem kleinen Mädchen auf dem Kohlenmarkt gegeben. An Bewegung fehlte es mir also nicht. Trotzdem versäumte ich nicht viel in meiner Berufstätigkeit als Student und Poet dazu. Als letzterer entwickelte ich sogar einen ungewöhnlichen Eifer.

Im Stifte war ich bescheidener Lyriker gewesen; jetzt wagte ich mich auf das dramatische Gebiet. Noch im Laufe des Jahres 1844 brachte ich ein zweiaktiges Drama „Kolumbus“ fertig. Im Januar des folgenden Jahres begann ich ein fünfaktiges Drama „Die Märtyrer“, das im Sommer vollendet wurde. Vor Ablauf desselben Jahres 1845 war auch eine Kanzone „Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit“ in drei Gesängen vollendet. Ich überreichte später die „Märtyrer“ meinem Professor Pater Berthold Sengschmitt, und die „Eutychia“ dem Religionsprofessor Pater Leander Knöpfer. Diese umfangreichen Versuche liegen mir noch vor; sie zeigen einen Grad poetischer Fertigkeit, welche die durchschnittliche Fertigkeit vierzehn- bis sechzehnjähriger Knaben im Versemachen doch wohl überragt. Namentlich gilt dies von den Kanzonenstrophen der „Eutychia“. Aber der gutmütige, mir wohlwollende Pater Berthold Sengschmitt legte zwar die „Märtyrer“ bei der öffentlichen Jahresprüfung auf den „Tisch des Hauses“, äußerte sich jedoch darüber nicht, und der Religionsprofessor Pater Leander Knöpfer ließ mir selbst gegenüber nur den lakonischen Ausspruch vernehmen: „Ich bewundere Ihren Fleiß.“ Diese Schweigsamkeit kränkte mich damals. Jetzt, wo ich sie zu begreifen glaube, kann ich sie nur billigen. Ohne Zweifel fand man es bedenklich, einen Schüler durch frühzeitigen Beifall zur Beschäftigung mit Nebendingen aufzumuntern. Übrigens

war für die Betätigung poetischen Talents innerhalb der Schule selbst eine Art von legitimem Spielraum abgesteckt. Von Zeit zu Zeit wurde als deutsches Schulpensum ein Thema gegeben, das nach Belieben auch in Versen ausgeführt werden durfte. Die beste Leistung dieser Art wurde dann in der Schule vom Katheder herab diktiert. Mir widerfuhr diese Ehre einige Male, aber während ich mit meiner „Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern" und anderen Lösungen poetischer Schulprobleme Besseres als alle geleistet zu haben wünschte, mußte ich mich mit dem Lobe begnügen, daß ich in schriftlichen Aufsätzen „zu den Besten der Klasse gehöre". „Gräßlich!" schrieb ich bei solcher Gelegenheit einmal in mein Tagebuch.

Aber das Tagebuch jener Zeit ergeht sich mehr und mehr auch in Schmerzen und in Klagen anderer Art. Seitenlang ziehen melancholische Bekenntnisse in verschämtem, geheimnisvollem Latein sich hin, auf deren Grund ich eingehen muß, bevor ich weiteres von meinen Bestrebungen melde.

Mein geselliger Verkehr war sehr beschränkt. Mit einer äußerst achtbaren Familie verknüpfte mich das Band einer ziemlich entfernten Verwandtschaft. Ich war in derselben freundlich aufgenommen; bei der außerordentlichen Schüchternheit indessen, die mir vom Kloster her eigen war, fielen meine Besuche in dem Hause sehr bescheiden aus; ich beschränkte mich darauf, an freien Nachmittagen von der Erlaubnis, zu meiner dilettantischen Übung das Klavier zu benützen, Gebrauch zu machen und nach stilleingenommener „Jause" mich wieder zu entfernen. Diese „Jause" wurde mir von der einen oder andern Tochter des Hauses — es gab deren acht, wenn ich nicht irre — in das abgesonderte Klavierzimmer, wo ich mich allein befand, gebracht. Warum soll ich es nicht gestehen? Es war nun einmal so: eine dieser guten Feen, die mir den duftigen Mokka kredenzten, machte bald auf mich durch ihr sanftes, madonnenhaftes Antlitz einen tiefen, sehr tiefen Eindruck. Die jugendliche Lebhaftigkeit meines Empfindens ließ aus diesem Eindrucke einen Roman erwachsen, der zwar durch einige Jahre sich hinspann, dessen äußeres Detail aber, wie ich nun fürchte, ganz und gar nur in meiner erregten Phantasie sich abspielte. Ich will den edelschönen deutschen Namen meiner „Madonna" ver-

schweigen und sie Regiswinda nennen, wie ich damals in Versen sie zu nennen pflegte. Ich zweifle, daß Regiswinda etwas wußte von dem, was ich mit ihr erlebte. Jeder Blick, jedes harmlose Wort war ein Kapital in meinem Roman. Die Art, wie mein Gruß erwidert wurde, bedeutete Schicksalswendungen und Katastrophen. Aber auch die Hausgenossen, vor allem die Schwestern Regiswindas, waren in die Handlung verflochten. Ein Zusammenstecken der Köpfe im Hause — ein Geflüster im Nebenzimmer — es konnte nur mir gelten! Wurde nicht selbst hinter mir mein Bild, mein errötendes, verwirrtes Gesicht im Spiegel aus irgendeinem Winkel her ins Auge gefaßt und belächelt? Regiswinda, mit gesenktem Blick unter den lächelnden Schwestern stehend, war für mich die Titelvignette einer Familientragödie in fünf Akten. Kein Zweifel — man spottete meiner — man spottete ihrer. Ich stand Höllenqualen aus — die ein milder Blick freilich in himmlisches Entzücken verwandelte. Manchmal rührte ein solcher Blick mich fast zu Tränen. Oft wurde der Spuk, der mich umgab, zu toll, und es ereignete sich, daß ich, plötzlich mich erhebend, fortstürzte, wie von höhnischen Furien verfolgt, während eben diese „Furien" mich ein wenig verwundert, aber ruhig fragten, ob ich „schon gehe." Beim Eintritte in das Haus überkam mich jedesmal ein gelinder Fieberschauer. Einmal hatte ich des Nachts einen angstvollen Traum, Regiswinda sei gestorben. Den folgenden Nachmittag machte ich eilig und unruhevoll meinen Klavierbesuch. Regiswinda brachte mir die Notenhefte, gab sie mir aber nicht *in die Hand*, wie sonst, sondern legte sie auf das Klavier hin und entfernte sich, meinen Gruß nur flüchtig erwidernd . . . Das war *des bösen Traumes Erfüllung*! — „*Sie ist mir in Wahrheit gestorben*!" wehklagt in verzweifeltem Schmerze das Tagebuch.

Ich glaube, daß die Lebhaftigkeit meiner Phantasie in einem Falle, den ich erzählen will, sich zur Vision steigerte.

Das Haupt der Familie war, wie ich schon andeutete, ein „entfernter" Onkel zu mir, überdies mein Firmpate. Bei Namensfesten im Hause pflegte ich zur Gratulation mich einzufinden, und meine damalige „soziale Stellung" als Studentlein brachte es mit sich, daß ich bei solcher Gelegenheit ein Geschenk nicht gab, sondern empfing. Ich empfing

ein solches auch im Namen der erwachsenen Töchter aus den Händen der Mutter. Ich empfing eines auch — o weh! — im Namen Regiswindas. Man versetze sich in mein Empfinden! Ich wußte, Regiswinda konnte das nicht hindern, aber es schmerzte mich tief. Wie vernichtet saß ich unmittelbar nachher am Klavier, in trübes Sinnen verloren. Plötzlich tritt Regiswinda still herein — sie sieht mich an — sie liest in meinem Gesicht, was in mir vorgeht — sie schwebt auf mich zu — lispelt, im Vorübergehen einen tiefen, unendlich milden, seelenvollen Blick auf mich richtend: „Verzeihen Sie, Robert!" und entschwindet durch die andere Tür des Gemachs. — Hat sich das wirklich zugetragen? Ich gäbe viel darum, wenn ich es wüßte . . .

Die Liebe kommt leicht zu früh im Menschenleben, die Freundschaft nie. Für das Ungesunde einer frühen Liebe, einer schwärmerisch phantastischen Liebe auf Distanz kann eine reelle Freundschaft, die ihren Gegenstand nahe hat, als Heil- oder wenigstens Palliativmittel gelten. Ich fand zu rechter Zeit in Anton Bruckner einen Freund, einen treuen Kameraden und täglichen Genossen.

Bruckner war, wie ich, ein Sohn des Waldviertels, Kind armer Bauersleute zu Grafenschlag in der Gegend von Zwettl. Im Stifte, wo er in den Schulferien sich einzufinden pflegte — er besuchte das Gymnasium in Krems — hatte ich früh seine Bekanntschaft gemacht. Zwei poetisch gestimmte, poetisch veranlagte Knabenseelen mußten sich rasch zusammenfinden. Entscheidend aber kam dabei ohne Zweifel jene scheinbar grundlose Sympathie ins Spiel, welche oft auch Menschen, die nichts Gemeinsames haben, sich vielmehr so unähnlich als möglich sind, besonders in der Jugend für eine Reihe von Jahren aneinanderkettet. Als ich vom Stifte nach Wien zu meinen Eltern übergesiedelt war, traten wir in einen lebhaften Briefwechsel und richtete einer an den andern auch Gedichte. In den Ferien 1845 trafen wir in der Heimat wieder zusammen, machten gemeinsame Ausflüge und befestigten die Bande einer herzlichen Freundschaft. Zum Beginn des nächsten Schuljahres entschloß sich Bruckner hauptsächlich um dieser Freundschaft willen seinen Wohnort nach Wien zu verlegen und seine Studien da fortzusetzen. So blieben wir von da an ungetrennt. Einige Jahre lang war

einer des andern fast einzige Gesellschaft. Bruckner war ein paar Jahre älter als ich, also reifer. Ich hatte eine große Meinung von seinem Talent, das sich in Liedern verriet, welche an Hölty, an Salis erinnerten. Beide nach dem poetischen Lorbeer ringend, gingen wir Hand in Hand den Dornenpfad einer freudlosen Jugend und ruhten in Zukunftsträumen aus. Wir schlossen einen förmlichen Bruderbund, nannten uns nach dem Heiligen des Tages, an dem dies geschah, die „Herakliusbrüder" und wollten alljährlich an diesem Tage ein „Herakliusfest" feiern, bei welchem unser Bund erneuert und ein schriftlicher Vertrag von neuem unterzeichnet werden sollte. Durch diesen Vertrag verpflichtete sich für den Fall, daß einer von uns jung stürbe, der Überlebende, den poetischen Nachlaß des Freundes der Nachwelt zu überliefern. In Anbetracht des Umstandes, daß die deutschen Poeten, die wir kannten, meist zwei Taufnamen führten, wollten wir es zunächst hieran auch nicht fehlen lassen; wir fügten eine Zeitlang zu unseren Taufnamen die unserer Firmpaten: Bruckner hieß Anton Adalbert, ich Johann Robert. Überdies schrieb Bruckner sich geraume Zeit Pruggner, um seinem Namen wenigstens für das Auge etwas mehr Originalität zu geben.

Unsere Spaziergänge waren immer gemeinsam. Am häufigsten waren sie gerichtet auf das damalige „Wasserglacis", in den Schwarzenberg- und Belvederegarten, auch wohl auf den öden Matzleinsdorfer Linienwall oder gegen die Spinnerin am Kreuz. Über die häßliche nächste Umgebung der Residenz flüchteten wir zuweilen in die entferntere, großartige und reizende hinaus: auf den mir teuren Hermannskogel, nach Mauerbach usw. In den Sommerferien unternahmen wir ausgedehnte Fußwanderungen, die uns auf weiten Umwegen zuletzt ins heimische Waldland führten. Ich brachte Tage bei Bruckner und seinen Eltern in Grafenschlag, er Wochen bei mir und meinen Verwandten in Schweiggers zu. Wir durchschweiften die Gegend, spazierten wohl auch in schöner Sommermondnacht mit der Gitarre in ein nahes Wäldchen hinaus und ließen die nachtstillen Gründe von Sang und Klang widerhallen. In Schweiggers gab Bruckner auch einmal einen naiven Beweis guten Willens, an den ich mich heiter erinnere. Er weilte eben wieder, als Gast des Gastes, auf

eine Woche bei mir im Hause meiner Cousine und ihres Gatten. Da kam meiner Cousine Geburtstag. Bruckner neigte von Natur zur Großmut, und wollte sich nicht gerne spotten lassen, war aber leider der ärmste Teufel, den es geben konnte, und ich habe nie begriffen, wovon er eigentlich lebte. Er hielt es für seine Pflicht, der gastlichen Hausfrau zu ihrem Geburtstage etwas zu verehren. Er verlor sich vormittags und kam gegen Mittag mit einem Schnupftuch voll Schnecken heim, die er im Walde zusammengefangen hatte, und die er der Hausfrau als „Geburtstagsgeschenk" überreichte, wobei er dieselben uns allen als ein besonders leckeres Essen anempfahl. Ebenda gab er auch einmal einen Beweis der im stillen gärenden Leidenschaftlichkeit seines Wesens. Er pflegte von dem, was ihn bewegte, nicht viel merken zu lassen und war kein Mann von vielen Worten, weshalb er auch meinen leidenschaftlichen Mitteilungen und Ergüssen gegenüber mir zuweilen nicht teilnehmend genug erschien. Er pflegte nur immer, wenn er erregt oder Zeuge von Erregtheit war, das Köpflein würgend zu drehen wie ein kranker Kanarienvogel, oder wie einer, dem seine Krawatte zu eng ist. Einmal war er in Schweiggers bei mir zu Besuch, als eben das Kirchweihfest gefeiert wurde. Wir begaben uns in Gesellschaft meiner Verwandten abends in das Gasthaus, um die Nacht da bei Musik und Tanz fröhlich hinzubringen. Ich tanzte viel und verlor meinen Freund fast aus den Augen. Nach Mitternacht verschwand er ganz. Ich glaubte, er sei müde geworden und habe sein Lager aufgesucht. Als ich aber gegen Morgen heimkehrte, fand ich ihn nach einigem Suchen in dem kleinen Gärtchen, welches hinter dem Hause lag. Da saß er in kühler Morgenluft auf einer Rasenbank, den Oberleib nur mit dem Hemde bekleidet, das Hemd am Halse aufgeknöpft und die offene, nackte Brust dem kalten Winde ausgesetzt. Erschrocken fragte ich ihn, warum er so entblößt der Morgenkälte trotze, nachdem er vor einigen Monaten eine schwere Lungenentzündung zu überstehen gehabt. Er versetzte, er sei, durch irgend etwas erhitzt und aufgeregt, nach Hause geeilt und habe sich, so entblößt, in den Garten gesetzt, um sich „abzukühlen".

So war denn Bruckner, wenn auch nicht gerade zum Tröster geschaffen, doch gewiß fähig, auf fremdes Herzeleid

mit Verständnis einzugehen, und ich nahm ihn in der Tat seit unserem Beisammensein als Vertrauten meines stillen Romans vollauf in Anspruch. Seine Wortkargheit verstimmte mich zwar bisweilen mitten im Flusse der Mitteilung: aber ein schwärmerischer Unglücklicher muß sich ja schon glücklich schätzen, wenn er einen findet, der ihn nur überhaupt anhört. Und im Anhören leistete Bruckner Großes. Einmal sollte er auch mein Helfer werden bei der Ausführung eines tollen Unternehmens. In der verzweifelten Stimmung, welcher ich mich durch meine Liebestorheit und das Drückende häuslicher Verhältnisse anheimgefallen sah, kam ich auf die barocke Idee, zur Herstellung meiner Seelenruhe mich auf acht Tage — über die Osterferien — als Klausner in eine tiefe Wald- und Bergeseinsamkeit zurückzuziehen. Auf dem Kahlen- oder Leopoldsberge hoffte ich einen tauglichen Platz für ein solches Asyl zu finden. Über den bis ins Kleinste ausgedachten Plan gibt das Tagebuch Aufschluß. Ich wollte nichts mitnehmen „als geistliche Bücher, meinen Mantel, um darin zu schlafen, einen Bleistift und ein Buch Papier — dazu Brot, Käse und allenfalls Würste für einige Tage.“ Bruckner sollte nach ein paar Tagen neuen Proviant zuführen, und überhaupt „öfters nachsehen“, mich auch davon benachrichtigen, wenn meine Eltern allzusehr sich über mein Entweichen ängstigten.

Ich eröffnete diesen Plan Bruckner, der anfangs abmahnte, endlich aber doch beistimmte, als ich erklärte, es komme ja noch darauf an, ob es uns wirklich gelänge, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Wir begaben uns also am 2. April 1846 nachmittags auf den Weg, wanderten durchs Schottentor hinaus und gelangten auf die Höhen um Wien, wo die Stadt, die Donau und die ganze weite Ebene vor unseren Blicken lag. Nun waren wir dem Kahlenberg ganz nahe, fanden aber sofort, daß er zu kahl sei, um eine verborgene Siedelei da zu errichten. Wir beschlossen also auf den Leopoldsberg überzugehen. Uns rechts wendend — ich folge dem Berichte des Tagebuches — erblickten wir, nachdem wir noch manchen unwegsamen Hang überschritten, in der tiefen Niederung hart an der Donau das freundliche Nußdorf mit seinem silberblinkenden Türmchen. Unmittelbar daran erhebt sich steil der Leopoldsberg, den wir nun ersteigen mußten. Munter klommen wir aufwärts. Kühle, scharfe Winde bliesen über die

unter uns strömende Donau her. Das Steigen fiel uns immer beschwerlicher, unsere Herzenshämmer pochten, unsere Augen waren, wie einer am anderen bemerkte, mit Blut unterlaufen. Wir rasteten öfter, aber nach so langer, beschwerlicher Wanderung vermochten wir der Müdigkeit nicht mehr Herr zu werden. Für eine Möglichkeit, uns zu laben und zu stärken, hatten wir bei unserem Auszuge nicht vorgesorgt. Bruckner mahnte unter diesen Umständen ernstlich zur Heimkehr. Ich wollte anfangs von solcher Feigherzigkeit nichts wissen, mußte mich aber schließlich doch der Notwendigkeit fügen, und es ging wieder abwärts. Meinem Freunde, der zwar ein rotbackiger, gesunder Junge, aber ein wenig bequem war, konnte ich es am Ende nicht verargen, wenn er, trotz seiner Opferwilligkeit, doch bei dem Gedanken an meine ihm obliegende Verproviantierung in so unwegsamer Höhe und das „öftere Nachsehen" das Köpflein stumm aber bedenklich drehte. Ich entschloß mich also, das, wie das Tagebuch sich ausdrückt, „an und für sich sehr vernünftige Projekt des Kahlenberger Selbstexils" als unausführbar fallen zu lassen.

Wir hatten am Gymnasium einen Kollegen namens Josef Wiesner, der an Literatur überhaupt, und deshalb auch an meinen und Bruckners poetischen Versuchen sympathischen Anteil nahm. Er besaß Kuffners „Bibliothek der Humanitäts-Wissenschaften" und andere Bücher, die er mir zu leihen immer freundlichst bereit war. Plötzlich tauchte unter uns dreien der Gedanke auf, ein handschriftlich zu verbreitendes, belletristisches Wochenblatt, „Aurora" betitelt, am Gymnasium zu begründen. Bruckner und ich sollten die Beiträge sowie die nötige Anzahl von Abschriften der einzelnen Nummern liefern, überhaupt das Blatt herstellen, und dafür den ganzen Ertrag des Blattes genießen. Wiesner, der in besseren Verhältnissen lebte, gab mit seltener Uneigennützigkeit als „verantwortlicher Redakteur" für die bloße Ehre seinen Namen her. Zweck der Unternehmung war für mich und Bruckner ein doppelter: Stillung des literarischen Tatendurstes und — nebenbei — eine kleine Vermehrung unserer Einkünfte. Der Pränumerationspreis betrug 20 Kreuzer Konv.-Münze monatlich. Mit einem vorläufigen Status von vier Abonnenten lief die Aurora vom Stapel. Diese vier Abonnenten waren: 1. der Redakteur selbst; 2.

sein Herr Papa; 3. seine Frau Mama; 4. einer unserer Schulkollegen. Am 11. Mai 1846 wurde das erste Blatt ausgegeben; aber schon nach ein paar Wochen überraschte uns vom Katheder herab der Herr Professor mit der offiziellen Erklärung, daß die Zeitschrift „Aurora" aufhören müsse zu erscheinen, da handschriftlich in Umlauf gesetzte Blätter verboten seien. Ich weiß nicht mehr, welches juristische Genie uns mit sachkundigem Rat aus der Verlegenheit half. Die „Aurora" erschien nach wie vor, aber — ohne Titel. So hielt sich das Unternehmen, und ich finde im Tagebuch den Inhalt der einzelnen Nummern noch eine gute Weile allwöchentlich mit Behagen verzeichnet. Übrigens wuchsen dem Blatte durch das aufsehenerregende Verbot ein paar neue Abonnenten zu. Aber gerade diese Vermehrung der Abonnenten brachte es mit sich, daß wir müde wurden, die einzelnen Nummern so oft abzuschreiben, und so ging das Blatt schließlich an der zu großen Zahl von Abonnenten zugrunde.

Von poetischen Plänen, die mich eben in jener Zeit beschäftigten, erwähne ich den einer epischen Dichtung, „Die Bethuliade" betitelt, und den eines Prosawerks „Die beste Welt". Mit Bruckner im Verein wollte ich eine Erörterung in Briefen: „Über die Glückseligkeit" schreiben, ein Unternehmen, welches daran scheiterte, daß Bruckner gleich auf meinen ersten Brief mir die Antwort schuldig blieb. Es war dies am Ende auch ein Thema, über welches wir beide aus Erfahrung wenig zu sagen wußten.

Über den früher erwähnten inneren Aufregungen, die zwar knabenhaft-phantastisch, aber deshalb doch nicht minder tief und lebhaft empfunden waren, und die sich zuweilen mäßigten, um bald wieder zu voller Stärke anzuwachsen, fühlte ich mich in peinliche Stimmungen anderer Art versetzt. Ich hatte jenen Widerstreit in mir auszukämpfen, den junge Leute ihre religiösen Zweifel nennen, und womit ja selbst ein Goethe noch in seinem vierundzwanzigsten Jahre sich quälte: einen Widerstreit übrigens, der bei mir weniger ein solcher zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogmen und Anschauungen war, als ein Kampf entgegengesetzter Strömungen und Stimmungen, die das Gemüt der Menschheit im allgemeinen und des einzelnen immer beherrschen werden: der Kampf zwischen tätigem und beschaulichem Leben, zwischen

irdischem Bestreben und mystisch-aszetischem Kult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuß und Weltentsagung, zwischen „Sansara“ und „Nirwana“. Ich glaubte Einsicht gewonnen zu haben in die Eitelkeit der Welt, und gerade die Lesung von Büchern, die in entgegengesetztem Sinne hätten wirken können, brachten mich dieser Einsicht näher. Ich hielt an den religiösen Übungen fest, weil sie mich in Stimmungen versetzten, wie ich ihrer bedurfte. Aber die nächste Frage war nun doch: Soll es bei meiner Bestimmung, Priester zu werden, sein Bewenden haben? — Unmöglich! Ich fühlte zu stark den Zug des Weltlichen in mir. Aber was sonst? Dichter natürlich! Nun ja, Dichter: aber die Poesie galt damals mehr denn jetzt als eine brotlose Kunst — wenn nicht etwa einer das Theater für sich eroberte und mit „Stücken“ Erfolg hatte. Also „Theaterdichter!“ „Hof-Theaterdichter“ à la Deinhardstein! Nach diesem Ziele sollte demnach mein Bestreben gerichtet sein. — Aber indessen?

Ich sehnte mich schmerzlich nach Mitgefühl. Ich fand es zum Teil bei meinem Freunde. Aber verstand er mich wirklich immer? Auch meint ein Jüngling unter einer „wahrhaft mitfühlenden Seele“ doch immer — eine weibliche. Mit einem Gemüt voll Lebensahnung und Lebensdrang sah ich mich in die engsten Schranken, in den armseligsten Bereich gebannt. Ein Wissensdurst trieb mich nach allen Richtungen hin, den ich nicht befriedigen konnte. Um all das nicht lächerlich oder in der Darstellung übertrieben zu finden, wird der Leser sich ein für allemal darein finden müssen, daß er es hier mit einem Fall von früher Reife des Empfindens zu tun hat. Vielleicht waren solche Fälle von Frühreife damals häufiger als jetzt, sowie ich mich überhaupt des Gedankens nicht erwehren kann, daß heutzutage die Kinder und jungen Leute geistig langsamer reifen als ehedem. Ich berichte übrigens — gestützt auf die Dokumente des Tagebuchs — die Dinge, wie sie waren, auch auf die Gefahr hin, lächerlich zu werden.

Nicht unerwähnt lasse ich deshalb unter dem, was mich quälte, auch den Wechsel zwischen hochfliegenden Erwartungen, überschwenglichen Aussichten auf eine literarische Zukunft und niederdrückenden Zweifeln an mir und meinem Talent. Dazwischen drängte aber auch die Überzeugung von

der Eitelkeit alles Nachruhms sich mir manchmal auf. Es geschah auch wohl, daß jene Überschwenglichkeit der Bestrebungen und Hoffnungen und die Überzeugung von dieser Nichtigkeit des Jagens nach Erfolg ineinander verschmolzen und der knabenhafte Ehrgeiz persiflierte sich selbst einmal ganz köstlich in folgender Stelle des Tagebuchs vom 13. Juni 1846: „Gesetzt, du erreichst in Wahrheit das Ideal, welchem du nachstrebst — wer weiß, ob man nicht schon nach einigen tausend Jahren von dir sagt: Er war das Haupt der nun glücklich verdrängten Literaturepoche, welche man die hellenisch-germanische nennt, und welche, ausgegangen von den Griechen, lange Zeit herrschend war, bis durch unsern gefeierten X. der Welt ein neues Licht aufging!"

Als ich in den Sommerferien 1846 die ländliche Heimat wieder aufsuchte, wollte auch dort der gehoffte Seelenfrieden sich nicht auf die Dauer einstellen. Ja, gerade in jenen Tagen steigerte sich die innere Unruhe, insbesondere der tiefere Seelenkonflikt, den ich angedeutet habe, zu einem Grade von Heftigkeit, der nach einer Entscheidung hindrängte. Die Tagebuchblätter aus jener Zeit bezeugen in chrakteristischen Ausbrüchen eine Melancholie, die nicht unbegründet war, und durch manches, was der Tag brachte, verstärkt werden mußte.

„Viel habe ich heute gelitten," heißt es am 2. September. „Ich kann meine Qualen herzählen. Ich bin nicht derjenige, der sein Leben unter eingebildeten Kümmernissen sauertöpfisch hinzubringen gedenkt. Ich liebe die Freude, ich liebe die Natur, ich liebe die Menschheit! Aber die Freude kennt mich nicht, die Natur zeigt sich an meinem eigenen Leibe als Tyrannin, und die Menschheit ist so kalt, so kalt!"

In dieser Gemütsverfassung traf mich Bruckner in Schweiggers. Er brachte mir aus dem Stifte Zwettl einen Gruß von Pater Hugo, der mir sagen ließ, ich solle doch kommen, er sehne sich schon nach mir. Das freute, rührte mich; es ließ mir keine Ruhe mehr; ich machte mich auf und begab mich ins Stift.

Da brachte ich nun einige Tage in ununterbrochenem Verkehr mit Pater Hugo zu. Diese ganze Zeit wurde ausgefüllt mit Gesprächen über Religion und mit religiösen Übungen. In den religiösen Gesprächen drang ich auf Gründe,

auf Beweise. Aber Pater Hugo sagte mir, der Glaube müsse erbeten werden und erzählte mir die Geschichte seiner eigenen Bekehrung zum grund- und beweislosen Glauben. Was er immer sagen mochte, es ließ sich anhören, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der so gar nichts von einem Zeloten, sondern die Sanftheit und Naivität eines Kindes an sich hatte. Als frommer Sonderling stand er unter seinen Genossen vereinsamt. Ich ging auf die religiösen Übungen ein; es sollte sich zeigen, ob Mystik und Aszese noch einmal ihre Wunderkraft auf mein krankes Gemüt erproben könnten.

Das Tagebuch verzeichnet den Gang dieser geistlichen Übungen. Aber dazwischen finden sich Stoßseufzer wie folgende: „Vormittags war ich furchtbar ermüdet. Dann in eine tiefe Melancholie versunken. Ich war so ängstlich, abgespannt und ergriffen.“ — „Der Beginn des aszetischen Lebens ist sehr abspannend, besonders der Kampf mit der Trockenheit des Herzens. Ich bin recht müde.“ — „Nachmittags bis 4 Uhr hatte ich mannigfaltige trübe Gedanken und Pläne.“ — Zuletzt glaubte ich doch zur Klarheit durchgedrungen zu sein, Beruhigung gefunden zu haben.

Aber worin bestand diese Beruhigung? Worin das Endergebnis des Ganzen? Das Tagebuch faßt es in folgende, flüchtig hingeworfene, einfache, aber bedeutsame Worte zusammen: „Ich war vollkommen beruhigt und bedachte, daß es überall einen weisen Mittelweg gebe — daß Gott seine Gaben verschieden austeile — daß das Urteil der Menschen höchst einseitig sei — daß jeder Mensch sich strecken soll nach seiner Decke — daß die Philosophen nicht wissen, was Philosophie, und die Mystiker nicht, was Mystik ist — daß Philosophie und Mystik die größten Weisheiten, Philosophen und Mystiker aber die größten Toren sind — daß ein Mann noch nicht dagewesen, der es verstand, überall sein Wahrheitskorn für sich herauszuklauben“ usf.

Das war kein schroffer Abfall, keine brüske Lossagung des sechzehnjährigen Knaben von der Religion und ihrem Trost. Ich setzte sogar die religiöse Lektüre noch eine Zeitlang fort. Aber das innere Kämpfen und Ringen war von da an für mich entschieden. Noch mehr, als ich im Augenblick mir bewußt war oder mir eingestehen mochte, stand es von

da an fest, daß nicht auf diesem Wege und nicht in dieser Form mir das Göttliche sich offenbaren, das Heil sich verwirklichen, der Beruf sich erfüllen solle. Wären es in der Tat immer die Verhältnisse und die äußeren Einflüsse, die den Menschen bestimmen, das Ergebnis dieser mit Pater Hugo verlebten Woche würde anders ausgefallen sein.

In einem klerikalen Blatte wurde vor Jahren einmal die Frage, warum ich nicht immer der fromme Knabe geblieben, der ich im Stifte Zwettl gewesen, aufgeworfen und damit beantwortet, daß die Wiener Universität schon damals aufgehört habe, der christlichen Wissenschaft zu dienen. Allmählich sei der Same des Unglaubens in die Herzen der angehenden Juristen, Ärzte und Gelehrten zu streuen begonnen worden. Gegen diesen Vorwurf muß ich die Wiener Universität von 1847 verteidigen, an welche ich in diesem Jahre zu dem akademischen Studium überging, nachdem ich das damals sechs Jahrgänge umfassende Gymnasialstudium vollendet hatte. Die Professoren wenigstens der philosophischen Fakultät, welcher ich zunächst angehörte, waren unschuldig daran, wenn junge Leute, die ihre Hörsäle besuchten, während dieser Zeit einiges von ihrer religiösen Gläubigkeit einbüßten.

Der Professor der Philosophie, Ritter Johann Lichtenfels, war allerdings im Besitz eines Gesichtes, das mir den Eindruck tiefer Einsicht machte, und obgleich er in seinen Lehrbüchern wie auf dem Katheder nur k. k. priv. Philosophie vortrug, bildete ich mir doch immer ein, daß dieser Mann eine unendliche Fülle von Weisheit — verschweige. Aber Schweigen und ein geistreiches Gesicht konnten doch unmöglich hinreichen, die religiösen Überzeugungen der Schüler des Professor Lichtenfels wankend zu machen. Was die von ihm in den Vorträgen erwähnten Philosophen und philosophischen Systeme betrifft, so pflegte er allerdings, wenn er Geschichte der Philosophie dozierte, jeden Abschnitt mit den Worten einzuleiten: „Meine Herren! Wir kommen jetzt auf einen der genialsten, scharfsinnigsten Denker aller Zeiten zu sprechen, auf X. X., dessen System ich Ihnen sofort darlegen werde!“ Aber er schloß die Darlegung und kritische Erörterung des Systems ebenso regelmäßig mit den Worten: „Meine Herren, Sie sehen, daß das System dieses Philo-

sophen eine der größten, unsinnigsten Verirrungen ist, zu welchen die Spekulation sich jemals hat hinreißen lassen!"

O Ritter Johann Lichtenfels! Wie oft bin ich seither, wenn ich Bücher der heutigen Lobredner und Verbesserer Kants, oder sonstiger philosophischer Kritiker in den Händen hatte, an dich und die besagte Ein- und Ausgangsformel deiner Vorträge über Geschichte der Philosophie erinnert worden!

Dem Professor der Mathematik, Jenko, fiel es ebenfalls nicht ein, seine Wissenschaft irgendwie zum Umsturze des Bestehenden zu mißbrauchen. Möglich, daß er, wie Professor Lichtenfels seine Weisheit in Schweigen, so seines Wesens erheblicheren Teil in der vierten Dimension verbarg; denn was in den drei bekannten Dimensionen davon zu sehen war, bestand aus einem höchst unscheinbaren Männchen, dessen Beinchen in hohen Stiefeln steckten, und das in einem spitz zulaufenden Fracke mit tief ins Gesicht gedrücktem Hute und untergeschlagenen Armen auf der Straße einherwandelte. Familie hatte Jenko nicht, sein Geld verschenkte er an arme Studenten, und über seine Lippen kam niemals etwas als Zahlen und algebraische Formeln. Professor Ficker, der Philolog, hatte in seiner Jugend als Freiwilliger gegen die Franzosen gedient und mitgefochten in der Schlacht bei Ulm. Auf diese Schlacht bei Ulm kam er bei Übersetzung und Erklärung römischer Autoren jedesmal zurück, so oft in denselben von irgendeiner Schlacht die Rede war, indem er uns weitläufig auseinandersetzte, daß es bei Ulm „genau so" oder „ganz anders" zugegangen, bis ihn die Stundenglocke aus seinen wachen Erinnerungsträumen riß. Das war harmlos und lief nicht einmal in eine politisch-nationale, geschweige in eine anti-religiöse Spitze aus. Der einzige Universitätsdozent, der uns in religiöser Beziehung hätte gefährlich werden können, war der Religionsprofessor R., ein recht liebenswürdiger geistlicher Herr, der aber in seine Religionsvorträge gern Erwähnungen Kants, sowie der Tatsache einflocht, daß er die Werke dieses Philosophen besitze. Er sagte z. B.: „Kants System, meine Herren, heißt Kritizismus, weil die Titel der Hauptwerke dieses Philosophen mit dem Worte ‚Kritik' beginnen, wie Sie sich leicht überzeugen können, wenn Sie dieselben zur Hand nehmen. Sie liegen vor; ich

besitze sie selbst.“ Hatte er dem Weisen von Königsberg etwas am Zeuge zu flicken, so pflegte er sich des scharfbetonten Ausdrucks zu bedienen: „In diesem Punkte, meine Herren, hat Kant die menschliche Natur verkannt!“ — Eigentümlich war diesem geistlichen Herrn eine gewisse heidnische Vorliebe für Gymnastik, die er uns gelegentlich auch anempfahl. „Wollen Sie sehen,“ pflegte er zu sagen, „was andauernde Leibesübung zu leisten vermag? Ich selbst kann Ihnen ein kleines Beispiel davon geben. Ich habe es durch fleißige Übung in meiner Jugend dahin gebracht, mit knapp geschlossenen Beinen die beiden Füße soweit seitwärts zu drehen, daß sie mitsammen eine geschlossene gerade Linie bilden!“ Damit trat er hinter dem Katheder hervor, schloß die beiden hochgestiefelten Beine, und ließ die seitwärts gedrehten Füße eine gerade Linie beschreiben.

Aber ich vergesse mich und betrete ein verbotenes Gebiet. Dergleichen Dinge, sagt man mir, kann jeder andere beschreiben und weit besser. Ich werde mich deshalb in dieser Lebensschilderung soviel als möglich auf einen einzigen Gegenstand beschränken, über den ich doch wohl besser als jeder andere Auskunft geben kann: auf meine eigene Person. Das früher — im „Heimgarten“ — Mitgeteilte hat auf manche den Eindruck gemacht, als ob darin eine Schilderung des jugendlichen Treibens der Gymnasiasten überhaupt gegeben sein sollte. Aber der Zweck meiner Geständnisse würde ganz verfehlt sein, wenn man über dem allgemeinen, und, wie man zu sagen pflegt, „Typischen“, das am Ende freilich auch in meinem Lebenslauf wie in dem eines jeden Menschen liegt, das Individuelle übersehen wollte. Beschreibungen des eigenen Lebens können sich den Zweck setzen, im Individuellen hauptsächlich das Typische hervortreten zu lassen; aber auch den, nur eben das Individuelle, Charakteristische, in seiner Einfachheit, Reinheit und ungeschminkten Wahrheit hervorzuheben. Erstere Methode, die jedenfalls höher zu stellen ist, dürfte als die poetische, belletristische, letztere als die protokollarische, und im eigentlichen Sinne biographische zu bezeichnen sein. Und sie habe ich in diesen kurzen, flüchtigen Skizzen notgedrungen zur meinigen gemacht. Gewiß, alle Gymnasiasten von 14 bis 16 Jahren machen Verse; aber in der Ausführung so umfangreicher Arbeiten wie meine

„Märtyrer“ und meine „Eutychia“ waren, schien mir doch ein erwähnenswerter individueller Zug zu liegen. Alle Knaben — wenigstens die denkenden — werfen sich die religiöse Frage auf. Aber es kommt doch darauf an, wie sie dieselbe schließlich lösen, und die Art, wie einer sich in dieser Beziehung zurechtfindet, dürfte für sein ursprüngliches Wesen bezeichnend sein. Alle jungen Leute haben Liebesneigungen; aber eine so dauernde und tiefe Leidenschaft, wie die meinige, in so früher Zeit, möchte doch zu den persönlichen Charakterzügen zu rechnen sein. Wie ich nun höre, ist heutzutage der Versuch, ein handschriftliches Blatt unter dem Titel „Aurora“ oder einem ähnlichen in Umlauf zu setzen, an den Mittelschulen etwas ganz Gewöhnliches. Davon hatte ich keine Kenntnis. Ich und Bruckner hielten uns seinerzeit für die glücklichen Finder dieser Idee und taten uns darauf etwas zugute.

Und so hoffe ich denn doch, obgleich ich bisher nichts Merkwürdiges zu erzählen hatte, den Vorwurf nicht zu verdienen, daß ich unnötige Weitläufigkeiten gebraucht habe, statt einfach zu sagen: Ich bin aufgewachsen wie alle anderen jungen Leute.

Mit der Entscheidung dessen, was ich die religiöse Frage für mich nannte, und mit dem Übergange zu den höheren Studien entwickelte sich das philosophische Interesse in mir sofort reiner und freier, und ich gab mich an dasselbe mit einem Eifer hin, der im langen Laufe der Jahre seither niemals erlahmt ist. Es gibt Menschen, welche sich unter Philosophie einen Krimskrams von logischen Regeln und Formeln vorstellen, oder die schulmeisterliche Aufzählung und Klassifizierung von „Seelenvermögen“, oder die Beschäftigung mit „luftigen“ Spekulationen, die ihnen ganz zwecklos erscheinen, weil ihnen das Verständnis dessen, um was es sich dabei handelt, versagt ist. Ich verstehe unter Philosophie die Beschäftigung mit den großen Rätseln und Problemen des Daseins, welche bei allen Schranken der menschlichen Erkenntnis sich doch ein unermeßliches Verdienst erwerben kann, bestünde es auch nur in der Aufdeckung und Widerlegung der Irrtümer und Wahngebilde. Ich glaube, daß das Interesse für Erkenntnis ein natürliches ist, ja, nach dem Selbsterhaltungstrieb vielleicht das natürlichste von allen. Da nun

das Wort: „Nihil humani a me alienum puto“ für meine Neigungen und all mein Bestreben von Hause aus der rechte Ausdruck war, konnte ich mich unmöglich diesem nahezu wesentlichsten aller menschlichen Interessen verschließen.

Ich bezweifle nicht, daß jedes Talent auf der Ausbildung einer einseitigen Richtung beruht, und wenn ich durch das Geständnis, daß mein Bestreben niemals nach einer einzigen, sondern nach allen, dem menschlichen Geiste natürlichen Richtungen mit gleichem Eifer und Interesse ging, die Anwartschaft auf den Ruhm eines dichterischen Talents einbüße, so muß ich mir das gefallen lassen. Mein einziges Bemühen in diesen Geständnissen ist, die Wahrheit zu sagen; mag nun jeder sich dieselbe deuten und zurechtlegen, wie er eben will und kann. Ich beanspruche keinen andern Ruhm als den, in meinem Fühlen und Denken, in meiner Wißbegier, in meiner Weltanschauung, in meinem philosophischen, ästhetischen und moralischen Urteil, in meinen Neigungen und Sympathien, in meinem Wollen und Streben niemals borniert und einseitig gewesen zu sein.

Ich hatte früh gehört, daß die philosophische Spekulation dem poetischen Talent Eintrag tue, und daß ich besser dichten würde, wenn ich nicht philosophierte. Ich habe auch gehört, daß Blinde besser hören als Sehende. Aber ich habe dies nie für einen genügenden Grund gehalten, mir die Augen auszustechen.

Es gibt Menschen, welche eine Vereinigung von angeblichen Gegensätzen in einem Individuum nur als einen Mangel an Folgerichtigkeit, als ein unsicheres und in sich unbefriedigtes Schwanken, als einen inneren Kampf und Zwiespalt sich denken können. Ich kann nur sagen, daß ich bei den in mir liegenden Gegensätzen mich innerlich immer ganz wohl befunden.

Überhaupt muß ich gestehen, daß innerer Zwiespalt, ideelle Kämpfe, „Zerrissenheit“, Lebensüberdruß, Blasiertheit u. dgl. nie meine Sache gewesen sind, schon deshalb, weil dort, wo es der äußeren Kämpfe mit Leben und Schicksal viele gibt, für ideelle nicht viel Zeit und Raum zu bleiben pflegt. Was von inneren Konflikten in meiner Entwicklung sich ergab, wie der erzählte, mehr seelische als ideelle Konflikt, der im Stifte Zwettl zum Austrag kam,

das war in sehr jugendlichem Alter überwunden und abgetan.

Meine Natur war von Hause aus auf das Harmonische angelegt. Man hat oft vorausgesetzt, weil ich als Lyriker einmal dem Lebensdrange, einmal der Todessehnsucht überschwenglichen Ausdruck gab — bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt", je nach der Stimmung des Augenblicks, wie jeder andere Lyriker und Mensch —, und weil ich ideellen Zwiespalt in meinen Dichtungen oft schilderte, so müsse ich Pessimist, persönlich innerlich zerrissen sein. Man brachte damit die Verschiedenheit meiner Richtungen um so lieber in Zusammenhang, je geringer die Zahl jener Bestrebungen war, die ich in meinem bisherigen Leben wirklich irgendwie habe betätigen können. Hätte ich mehr, hätte ich alle betätigen können, so würden sie sich zum abgerundeten, verständlichen Bilde eines Menschenwesens zusammengeschlossen haben. Aber warum sollten nicht verschiedene Richtungen, wenn sie auch äußerlich als scheinbare Gegensätze hervortreten, nicht wenigstens innerlich, im Individuum selbst, ihre gemeinsame Einheit haben? In mir selbst empfand ich immer die Gegensätze als versöhnt: nicht infolge langen Kämpfens und Ringens, sondern infolge der höheren Einheit, welche alles rein Menschliche, wenn es nur wirklich ursprünglich und natürlich ist, verknüpft.

Durch Bruckner, der nun anfing, etwas mehr Verbindungen mit anderen Kollegen zu haben als ich, wurde ich im Frühjahr 1847 eingeladen, dem Bunde einer Anzahl von jungen Leuten beizutreten, welche soeben einen kleinen literarischen Verein unter dem Namen der „Dichtergilde Teutonia" gegründet hatten. Ich folgte dem an mich ergangenen Rufe. Die Gesellschaft bestand, soviel ich mich erinnere, aus Moriz Smetazko (jetzt unter dem Pseudonym Moriz Smets als historischer Schriftsteller und Übersetzer tätig), Wilhelm Warhanek, Alois Czedik, Nitsch, Oberrauch, Julius Mitterbacher (jetzt Oberlandesgerichtsrat), Alfred Schleicher (jetzt Arzt und Inhaber einer Kaltwasserheilanstalt), Bruckner und mir. Bei den wöchentlichen Zusammenkünften las jeder einen poetischen Beitrag vor und legte zugleich eine Abschrift davon auf den Tisch des Hauses. Diese Manuskripte verteilten die Mitglieder der Gesellschaft schließlich unter sich zu schrift-

licher Beurteilung; bei Beginn der nächsten Sitzung wurden die Kritiken vorgelesen und einer mündlichen Diskussion unterzogen.

Die Zusammenkünfte fanden bei Smetazko statt, der überhaupt die Seele des Unternehmens war. Er befand sich im vielbeneideten Besitze von neuen, zum Teil in Österreich verbotenen Büchern, von Hebbel, Gutzkow, Laube, Grün, Lenau u. dgl. Wir andern schwelgten mit ihm in diesen, sonst fast unzugänglichen Schätzen, und mir erschloß sich die neue Welt des zeitgenössischen politischen Lebens. Smetazko hatte die Bücher nach und nach von einem Buchhändler entnommen, der ihm Kredit gab, und gedachte seine Schuld mit den Erträgnissen eines Schauspiels abzutragen, an welchem er, entschieden begabt, eifrig arbeitete, und für welches wir uns alle interessierten, da der Autor seinen Plan wiederholt unserer gemeinsamen Erörterung unterwarf, uns auch wohl eilig zu einer Beratung zusammenberief, wenn er an irgendwelcher Stelle sich in Schwierigkeit verwickelt sah. Solch ein dramatisches Werk durch die Theateragentschaft „Sturm & Koppe" in Leipzig auf die deutschen Bühnen zu bringen, schilderte Freund Smetazko als die leichteste Sache von der Welt. Das Drama wurde auch vollendet; aber Sturm & Koppe täuschten die in ihre Tätigkeit gesetzten Erwartungen. Der junge Poet mußte die hochaufgelaufene Bücherrechnung schließlich den Händen seines Stiefvaters ausgeliefert sehen, welcher zu unser aller größtem Bedauern der weiteren Bereicherung des jungdeutschen Lesekabinetts vorläufig ein Ziel setzte.

Ich war in dieser Dichtergenossenschaft der Jüngste, fand aber sofort vielfach aufmunternden Beifall. Insbesondere gab Smetazko in seinen gut geschriebenen Kritiken meiner Beiträge — auch hierin Sanguiniker — sich ungewöhnlichen Erwartungen hin. Mein Genosse Czedik — man wird mit Interesse lesen, daß der jetzige Generaldirektor der österreichischen Eisenbahnen Freiherr v. Czedik auch einmal Mitglied der Dichtergilde „Teutonia" gewesen — sandte eines meiner Gedichte „Die Sterne" („Tausend goldne Sterne blinken" in „Sinnen und Minnen" S. 61) an den ihm befreundeten Redakteur der „Moravia" in Brünn, und dieser veröffentlichte dasselbe in seinem Blatte. Ich war „ge-

druckt!" Ich wußte nicht, wie mir geschah, und vor den Augen meiner Dichtergenossen in der „Teutonia" verbreitete sich um mein Haupt eine Art von Glorienschein. Herr v. Czedik hat also neben den andern unzähligen Verdiensten, die er sich erworben, auch dies, wenn es eines ist, mich zuerst in die literarische Öffentlichkeit eingeführt zu haben. Ihn selbst führte der Drang der Zeit aus dem stillen Bereich der Muse auf das Feld des Tuns und Wirkens hinaus, wo hervorragende und tüchtige Männer nötiger sind, als auf dem überfüllten Parnaß. Aber gelegentlich hat mein verehrter Jugendfreund es mir einmal brieflich gestanden, daß ihn mitten im Wirbel seiner praktischen Tätigkeit manchmal auf Augenblicke eine stille Sehnsucht nach literarischer Muße überkomme. Ich verstand sie, diese stille Sehnsucht, die jeden Menschen dann und wann nach dem Entgegengesetzten, für den Moment Unerreichlichen hinzieht! Überkam doch auch mich so manches Mal im Genuß meiner literarischen Muße auf Augenblicke eine stille Sehnsucht nach einer guten Verwaltungsrats-, Sektionschefs- oder Generaldirektorsstelle!

Seit dem Winter 1846 hatte ich mich angelegentlich mit dem Plane eines Dramas „Hermann" beschäftigt. Ich fühlte mich früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschtums. So drängte das Thema sich mir auf. In einer trüben Stunde hatte ich eben darüber nachgedacht, wie ich einem Drama noch so gar nicht gewachsen sei. Aber noch im Verlaufe derselben Stunde war wie durch Eingebung der Plan des „Hermann" in meinem Kopfe fertig, und ich hatte einen jener seligen Momente, in welchen einem der eigene Wert nicht zweifelhaft ist.

Bald stellten sich jedoch ernstliche Bedenken ein. Sehr richtig fühlte ich trotz meiner Jugend das Schwierige heraus, das dieser Stoff für die moderne epische und dramatische Behandlung bietet, wenn man nicht auf historische Treue und Naturwahrheit verzichten will. „Meinem Steckenpferde, der Romantik und Sentimentalität" — sagte ich mir im Tagebuche vom 12. März 1847 — „muß ich gänzlich den Abschied geben; ich muß ein kräftiges, schroffes Bild hinstellen, wenn ich nicht lächerlich werden will. Das Stück muß in derber Prosa geschrieben sein. Aber trotz aller Schwierigkeiten, trotzdem daß ich einsehe, das Stück fordere eine Meister-

hand — kann ich mich nun und nimmer davon trennen. Die Darstellung des römischen Lebens gewährt ja doch einigen Ersatz für all die Resignation, welche die Schilderung des rauhen Germanenlebens nötig macht. Ich werde eine beginnende, urkräftige, kindliche Nation und eine sinkende, weichliche, welche soeben auf dem verhängnisvollen Kulminationspunkte der Zivilisation und Macht steht, sich schroff gegenübertreten und aneinander reiben lassen. Ob ich aber durch Wahrheit der Zeichnung mir Anerkennung und Beifall erwerben werde? Das Herz tut mir weh, wenn ich oft in der Glut der Begeisterung die herrlichsten, romantischen Situationen und Episoden für mein Stück erfinde — und muß sie doch wieder verwerfen als zu modern. Gerade Romantik, Sentimentalität und Blüte der Diktion wären die Vorzüge, die ich in einer dramatischen Arbeit in hohem Maße zu entwickeln verstünde. Ich tue Verzicht darauf; denn in meiner Brust lebt und webt nun einmal das Ideal vom Freiheitskampfe der Germanen.

Ich hatte wirklich außerordentliche Furcht, daß mir das Publikum des Hofburgtheaters — natürlich des Hofburgtheaters! — meine in Bärenfelle und linnene Hosen gekleideten Urgermanen auf der Bühne auslachen werde. Es tröstete mich ein wenig, als ich las, daß die alten Germanen mit Flügeln verzierte Streithelme trugen. Nun, das konnte sich schon auf der Bühne sehen lassen! Ich beschloß, mich in die eingehendsten historischen Studien zu vertiefen. Anfangs April hatte ich den Plan schon „zum drittenmal von Grund aus geändert".

„Heute ist Idee in mein Drama gekommen," meldet das Tagebuch vom 11. April. „Es wird eine rechte Haupt- und Staatsaktion. Die Idee war's, der ich solange nachgestrebt." — Ein Beweis also, daß ich nicht davon ausging.

Ein paar Monate später wird geklagt: „Was ich durch Befürchtungen und Bedenken in betreff meines Dramas leide, ist nicht zu sagen. Ich fühle mich dem Plane noch nicht ganz gewachsen und würde recht gerne noch einige Jahre lang bloße Studien betreiben, ohne nach Öffentlichkeit zu streben, wenn ich ein Mittel wüßte, mich aus meiner prosaischen, armseligen und freudelosen Lage zu retten. Mein

Entschluß ist gefaßt. Gelingt der Plan, wird das Drama angenommen und löse ich dafür eine erkleckliche Summe, so ziehe ich mich augenblicklich in eine freundliche Gegend, z. B. nach Tirol, zurück und lebe dort ein bis zwei Jahre ausschließlich meiner geistigen und leiblichen Restauration. Dann erst werde ich würdig sein, als ein ganz neuer Mensch hervorzutreten und mir meine Stellung in der Welt zu sichern."

Unablässig war ich bemüht, mir den historischen und lokalen Hintergrund meines Stoffes deutlich zu machen, und mit demselben das, was in mir gärte, was ich zum Ausdruck bringen wollte, ohne künstlerischen Mißklang und ohne Verletzung der Naturwahrheit zu vereinigen. Ich lernte viel bei diesen Bemühungen und Erwägungen, sah mich dadurch in der Auffassung von Kunstgesetzen gefördert; aber zu einem gedeihlichen Abschlusse der Arbeit verhalfen sie mir nicht.

Und so drängte sich an die Stelle des Hermannplanes im Laufe des folgenden Jahres allmählich ein anderer, den ich bald mit noch größerem Enthusiasmus weiterspann. Ich hatte vollkommen recht, den Stoff fallen zu lassen, dessen historische Eigentümlichkeit mir überall Fesseln anlegte, und einen andern von freier Erfindung zu ergreifen, bei welchem ich mich dem Fluge der Phantasie ohne jede Rücksicht überlassen konnte. Ich werde auf das neugewählte dramatische Thema in der Fortsetzung meiner Erinnerungen zurückzukommen haben. Aus dem mir vorliegenden merkwürdigen Entwurf dieses Dramas, welches sich „Aurora" betitelte, ersehe ich, daß auch die Gestalt des Ahasver darein verflochten war, ein Beweis, daß diese Sagengestalt schon damals meine Phantasie beschäftigte.

Außer dem oben erwähnten Gedichte „Die Sterne" stammen von dem später im „Sangesgruß von der Adria" und zum Teil auch in „Sinnen und Minnen" veröffentlichten Gedichten noch folgende aus jener frühen Zeit: „Die Lerchen", „Liebesgespielen" („Falter fliegt von Strauch zu Strauch"), „Nacht und Morgen", „Mein Herz ist in der Ferne".

Die Zahl der Hefte, in welche ich meine lyrischen Versuche vereinigte, stieg von 1844 bis 1848 auf ein Dutzend.

Es kamen in dieser meiner frühesten Lyrik auch sehr

trübe Stimmungen zum Ausdruck. Denn es fehlte an solchen trüben Stimmungen in dieser ganzen Periode nicht, so wenig als an Gründen dazu in meinen äußeren Verhältnissen. Zuweilen gebärdete die Melancholie, die ihre schwarzen Schwingen über mich breitete, sich ein bißchen aberwitzig im Tagebuch; so, wenn ich einmal mein Krankheitsbulletin in den Ausspruch zusammenfaßte: „Es schmerzt mich bloß derjenige Teil an mir, den man ἄνθρωπος, Mensch, zu nennen pflegt.“ Einmal wird der Entschluß, die Heilkräfte des Gerstensaftes gegen Mißmut und Sorge zu erproben, in Betracht gezogen, und gegen die Ersprießlichkeit einer solchen Kur werden die finanziellen Bedenken in die Wagschale gelegt. Zuletzt fand ich es rätlich, statt kleinerer, aber fortlaufender Spenden lieber einen etwas größeren Betrag, aber ein für allemal, an die Sache zu wenden, indem ich mich für die Anschaffung des im Katalog eines Wiener Antiquars angekündigten Lorryschen Buches „über die Melancholie“ entschied. Aber meine Melancholie steigerte sich noch, als der Antiquar, nachdem ich den erforderlichen Betrag mühsam zusammengebracht, zwei dicke Bände im Lexikonformat aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor mich hinlegte! — Sei es nun infolge der Lektüre dieses Buches oder aus sonst einem Grunde — genug die Melancholie gelangte bei mir zum vollen Ausbruche in einem Gedichte vom 9. November 1846, das ich „Selbstmördermonolog“ betitelte, und das wörtlich folgendermaßen lautete:

„Grausame Natur, nimm dein Kind zurück!
  Mich Lebensmüden verlangt nach Ruh.
Ich fliehe den Jammer, das Mißgeschick
  Und eile der süßen Vernichtung zu.

Ob ich in die Welt, dieses Jammertal,
  Ob ich in den eigenen Busen seh,
Ich finde die Hölle allüberall,
  Ich muß vergehen vor tiefem Weh.

Ich sehe, wie hier sich der Reiche bläht,
  Hintänzelnd in Lüsten, sich selbst sein Gott,
Wie dort unter hungernden Kindern vergeht
  Der hungernde Arme in grauser Not;

Wie hirnlose Schädel die Krone schmückt,
In keiner Brust mehr die Liebe glüht,
Der Mensch das Schwert auf den Menschen zückt,
Der Bruder den Bruder zum Richtplatz zieht.

Ich sehe, wie mir in der eignen Brust
Die Tugend im Kampf mit dem Laster ringt,
Wie mich die Begierde nach Gold, Ruhm, Lust
Mit Gewalt in die Fessel der Sünde zwingt;

Wie, ewig im Schwanken, mein wirrer Geist
Hinan zur Quelle der Wahrheit strebt,
Wie dann sie sich ihm so gigantisch weist,
Daß vor ihrer Größe zurück er bebt. —

Nein, nein, diese Menschheit, dies Erdental,
Dies irdische Leben gefällt mir nicht!
Mir lächelt die Freude zum erstenmal,
Sobald mir die Fessel des Lebens bricht.

Gedanken! Gedanken! — Dämmerte nie
Im menschlichen Geist euer feindlich Licht,
Dann dünkte die Welt mir voll Harmonie,
Dann klopfte das Herz mir so bange nicht!

So brich denn, engende Fessel, brich! —
Ich stürze mich nieder vom Felsgestein;
Ich sinke hinunter — ich freue mich —
Da unten wird's anders — wird's ruhig sein."

„Sehr dramatisch!" sagte Bruckner lakonisch und drehte in gewohnter Art würgend den Hals, als ich in sein Dachstübchen zu ihm eilte mit dem noch nassen Manuskript, und es ihm vorlas.

Man wird nach dieser lyrischen Probe nichts für gewisser halten, als daß ich ganz dem verfallen gewesen, was man damals Weltschmerz nannte und jetzt Pessimismus nennt. Und doch verhält es sich nicht so. Ich kannte den tiefen Schmerz der Sehnsucht, welcher schwer erreichbare, vielleicht unerreichbare Güter anstrebt, aber nicht die blasierte, in sich selbst unselige Geistes- und Herzensleere, für welche es anstrebenswerte Güter überhaupt nicht gibt. Ich glaubte an solche Güter, ich glaubte an eine Lust des Da-

seins neben dem Leid, ich glaubte sogar an das, was ich etliche Jahre später in einem Epigramm als die „Wonne des Leids" bezeichnete. Ich konnte mich hinreißen lassen, wie im „Selbstmördermonolog", das Elend des Welt, insbesondere das moralische, hervorzuheben; aber eine dauernd-trübe Weltansicht vertrug sich nicht mit der Lebens- und Liebessehnsucht und mit der schönheitsseligen Grundstimmung meines Wesens. Und als ich nun sah, daß weltschmerzelnde Stimmungen, die ich mir selbst nur in vereinzelten Augenblicken verzieh, im Bunde mit der mir von Anfang an verhaßten Blasiertheit, in der Poesie immer mehr überhand nahmen, da empfand ich einen lebhaften Widerwillen gegen diese Richtung. Ja, ich beschloß, dieselben zu bekämpfen, im Verein mit meinem Freunde, an den ich in diesem Sinne im Februar 1847 das folgende Sonett richtete:

„Dir, Öst'reichs Hölty, dem des wahren Schönen
  Lebendig Ideal im Busen glüht,
  Dir soll mein wahres, tiefempfundnes Lied
Als meiner Freundschaft redend Denkmal tönen.

Fern bist du denen, die die Vorzeit höhnen,
  Worin der Künste schönster Flor geblüht!
  Dem Wahnbild, das in seine Kreise zieht
Der Jetztzeit Geister, wirst du niemals frönen.

Gib Wort und Handschlag! Wir sind ewig Brüder!
Wir stellen her die Zeit der keuschen Lieder!
  Vom deutschen Pindus scheuchen wir die Nattern.

Verstummen soll weltschmerzelndes Geächze,
Und tolles melancholisches Gekrächze;
  Die Eulenbrut mag fort zur Hölle flattern!" —

Ich hatte seit meiner Übersiedlung nach Wien mich mit Heißhunger auf die Lektüre geworfen. Las ich zunächst alles, was mir vorkam, so war es natürlich, daß, als ich einige Literaturkenntnis erworben hatte, die Neugier mich bald zu den Großen und Größten trieb: zu Homer, Virgil, Shakespeare, Goethe, Schiller usf. Shakespeare las ich in diesen und den späteren Jugendjahren unzählige Male durch. Zu Goethes Faust, Iphigenie, Pandora und den lyrischen Ge-

dichten kehrte ich immer und immer wieder zurück. Daß Schiller den Jüngling begeisterte, bedarf kaum der Erwähnung; aber einen besonderen Einfluß hatten auf mich seine kleinen philosophischen Schriften, obgleich ich, einer Stelle des Tagebuchs zufolge, nur meine eigenen Ideen darin zu finden glaubte.

Jean Paul lernte ich ebenfalls früh kennen und lieben. Einen außerordentlichen Eindruck machte mir Grabbe. Seine Werke verschlang ich. Den „Hannibal" las ich auf einem Sitze zweimal durch.

Zu den tiefsten Wirkungen, welche auf mich geschahen, rechne ich auch die Werke E. T. A. Hoffmanns. Wie man von tollem, unsinnig-phantastischem Spuk in Hoffmanns Märchen reden konnte, von „Aberwitz", habe ich nie begriffen. Mir war und ist bei ihm alles klar, durchsichtig und sinnvoll. Seine Verquickung des Phantastischen mit philisterhafter Wirklichkeit verblüffte anfangs den Knaben; bald aber erschloß sich mir der tiefere Sinn eben dieser Verquickung. Überhaupt hat das Phantastische und Romantische, wenigstens in den späteren Jugendjahren, immer am lebhaftesten auf mich gewirkt, wenn es mit dem Realistischen verschwistert war, ohne Zweifel, weil ein realistischer Zug neben dem phantastischen auch in mir vorhanden war. Grundsätzlich kann man diese Vereinigung nicht verwerfen, da sie sich bei Aristophanes und Shakespeare zu Meisterwerken gestaltet hat.

Und doch hat ein anderer deutscher Romantiker dieser Verquickung nicht bedurft, um mich mit dem wunderbarsten Zaubernetz zu umspinnen: Novalis! Die Wirkung der „Hymnen an die Nacht", des „Heinrich von Ofterdingen", der „Aphorismen" auf mein Gemüt zu schildern, wäre unmöglich. Novalis' Werke bildeten lange Zeit mein romantisches Brevier. Wie aber überall mich etwas unbewußt, instinktmäßig, nach dem ergänzenden Gegensatz hinzog, so gesellte meinem romantischen Brevier sich bald ein klassisches in Hölderlin. Ich bedauere es nicht, durch diese Schule gegangen zu sein.

Darüber wird die Jugend unseres Jahrzehnts überlegen lächeln. Was ist uns Novalis? Was Hölderlin? Man weiß gar nicht mehr, oder glaubt es aus ledernen Literaturgeschichten zu wissen, was diese Namen bedeuten. Wir haben

Scheffel und Baumbach. Aber Scheffel und Baumbach, so köstliche Poeten sie sind, erschöpfen nicht alles, was die Menschenbrust bewegt. Es wird immer auch wieder andere Poeten geben müssen.

Leopold Schefer bestärkte als Prediger edlen Menschentums und der schönsten Lebensfreudigkeit mich in Überzeugungen, die halb unbewußt in mir lebendig waren, seit ich überhaupt dachte und fühlte.

Warme Sympathie und Verehrung fühlte ich für Feuchtersleben, der in seinen Prosaschriften, namentlich in den „Beiträgen zur Kunst- und Lebenstheorie“ feinsinnige Anregungen gab, die für Geist und Herz ungemein bildend zu wirken vermochten. Durch ihn wurde ich aufmerksam gemacht auf den österreichischen Lyriker Johann Mayrhofer, den Freund Schuberts, von welchem zwei lyrische Sammlungen (Wien, bei Volke 1824 und Wien, Klang, 1843) erschienen und leider fast verschollen sind. Diese Lieder Mayrhofers waren, wie Feuchtersleben selbst, dem Geiste und Sinne nach aus der Goetheschen Schule hervorgegangen. Mir gehörten sie bald zu dem Liebsten, Vertrautesten, was in deutscher Sprache gesungen worden.

Von anderen deutschen Lyrikern der Neuzeit kam durch Zufall Freiligrath mir am frühesten zu Gesicht. Ich konnte nicht müde werden, ihn zu lesen. Da war nichts Mattes, nichts Unbedeutendes im ganzen Buche; jede Strophe entzückte mich.

Ich habe aus der großen, bunten Masse dessen, was ich in jener Epoche las, nur das erwähnt, was mir zur dauernden Lieblingslektüre geworden war, weil es meinem ursprünglichen Denken und Fühlen am meisten verwandt und sympathisch war. Wie kommt man dazu, unter tausend Büchern gerade das eine oder das andere besonders tief auf sich wirken zu lassen? Gewiß nur infolge einer geistigen Sympathie, die vom Anfang an bestand.

Unter den Philosophen las ich zuerst Spinoza. Von ihm wandte ich mich zu Fichte und schöpfte namentlich aus seinen populärer gehaltenen Schriften die erste Aufklärung über die Punkte der Erkenntnistheorie, auf die es zunächst ankommt, und ohne deren Verständnis auch Kant und die gesamte

deutsche Philosophie, ja die Philosophie überhaupt, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Es ist Zeit, von den literarischen Dingen wieder auf anderes zurückzukommen und Rechenschaft zu geben, was, indes in meinem Kopfe so mancherlei sich entwickelte, mittlerweile aus meinem Herzen geworden. Ich habe von einer frühen Neigung erzählt, die einen leidenschaftlichen Charakter angenommen hatte. Es ist ein eigen Ding um frühe Liebesneigungen. Wie die ersten Blumen des Frühlings schön, aber vergänglich sind, so sind auch die ersten Liebesblüten des Herzens zu zart, zu schön, zu ideal, um sich bis in spätere, nüchterne und praktische Lebensepochen frisch zu erhalten. Das Schönste, wonach wir in der Jugend streben, ist ja doch unerreichbar, schon deshalb, weil es im Grunde nur Symbol ist für das überhaupt nicht Erreichliche. Man kann in diesem Alter glühend lieben, und doch dabei das Gefühl haben, daß diese Liebe nicht einmal durch den Besitz ihres Gegenstandes völlig befriedigt werden würde. Dazu kommt, daß Wendepunkte der geistigen Entwicklung meist auch solche für das Triebleben des Herzens sind. Selbst äußerer Wechsel der Zustände und Verhältnisse zieht gern auch bestehende Neigungen und Gewöhnungen in seine Strömung mit hinein. Goethe schiebt in der Schilderung seines jugendlich-idyllischen Verhältnisses zu Friederike von Sesenheim so geschickt eine breite Erzählung der Vorbereitungen zu seinem Doktorexamen dazwischen, daß der Leser über dem Examen Friederiken vergißt und sich hernach nicht sonderlich wundert, daß es auch Goethe getan hat. Wenn nun die Wandlungen innerer und äußerer Zustände oft auch das Herz nicht unberührt lassen, wie natürlich ist eine Beeinflussung des Empfindungslebens erst in dem reißenden Wirbel der Entwicklung zwischen dem 15. und 18. Lebensjahre!

Ich vermag nach so langer Zeit nicht mehr zu entscheiden, ob und in welchem Maße all das eben Erwähnte auch auf die Geschichte meiner verschwiegenen Liebe und auf die allmähliche Dämpfung ihres leidenschaftlichen Charakters Einfluß genommen hat. Ich glaube, daß es nicht der Fall gewesen ist. Ich weiß nur, das Regiswindas blasses, stilles Madonnengesicht immer stiller und blasser wurde, und daß ihre Augen, ihre Züge mir immer weniger zu sagen schienen.

Oder hatte sich meine Fähigkeit verringert, aus diesen Augen, diesen Zügen herauszulesen, was ich selbst in sie hineingelegt?

Regiswinda schien mir etwas kränklich und nicht heiteren Mutes zu sein. Und so sah ich sie mit herzlichen, stummen Segenswünschen für ihr Glück zuletzt einem wackeren jungen Manne die Hand reichen.

Ich suchte mich mit Idealen zu trösten. Was war mir Regiswinda mehr gewesen als ein Ideal, ein Bild? Ich ließ mich also keine Zeit- und Raumferne mehr kümmern. Etwas mußte das Dichterherz doch haben. Ich entbrannte in schwärmerischer Leidenschaft zuerst für die Königin Christine von Schweden, deren Bildnis mich bezauberte; späterhin in das Bild einer württembergischen Hofschauspielerin, namens Luise Rabenalt, welches ich in einer Kunsthandlung auf dem Kohlmarkte ausgestellt fand, und welches ich Tag für Tag betrachtete.

Neben dem Drama „Aurora", für welches ich nach dem „Hermann" mich immer mehr begeisterte, beschäftigte ich mich im Laufe des Jahres 1847 angelegentlich mit einem didaktischen Märchen „Atlantis", in welchem ich, halb in Versen, halb in Prosa, meine philosophischen Anschauungen niederlegen wollte. Vor allem sollten darin die Ideen der Schönheit und der Liebe als die höchsten verkündet und gefeiert werden.

„Es wäre," sagt das Tagebuch vom 22. Juli 1847, „eine eigentümliche, schöne Idee, sich selber von außen und von innen zum Kunstwerke zu machen! — Es ist Hauptgrundsatz meiner philosophisch-ästhetischen Ansicht, daß vollkommene, allseitige Entfaltung seiner Wesenheit die Pflicht und der Zweck jedes Naturindividuums sei, und ebendieselbe macht die Schönheit. Man sehe den Belvedereschen Apollo; warum ist er schön? Weil er das Bild eines vollkommen und allseitig, geistig und körperlich entwickelten Menschen ist. So fällt Ethik und Ästhetik zusammen." — „Die Idee des Schönheitsprinzipes — in meinem Sinne" — heißt es am 21. November desselben Jahres, „gibt allen meinen ästhetischen, spekulativen und lebens-philosophischen Bestrebungen, die bisher, ein Zentrum suchend, ins Endlose schweiften, einen gemeinschaftlichen, sicheren Mittel- und Anhaltspunkt."

Es hat sich unter meinen Papieren ein Heft von philosophischen Aphorismen und Aufsätzen aus den Jahren 1847 bis 1848 erhalten, welche, im Verein mit den Bruchstücken des Märchens „Atlantis", einen Einblick gewährten in diese Art meines frühesten philosophischen Gedankenlebens.

Mitten unter solchen Studien und Arbeiten erging ich mich in schwärmerisch-hoffnungsvollen Ausblicken und Zukunftsplänen, von welchen ich oben schon eine kleine Probe gab, deren volle jugendliche Naivität aber nur durch ein paar weitere wörtliche Entlehnungen aus dem Tagebuche sich kennzeichnen läßt.

Am 21. Juli 1847, zu welcher Zeit ich mich noch mit dem Plane des „Hermann" trug, nimmt die jugendliche Dichterphantasie ihren Flug wie folgt: „Ich habe mich schon so sehr vertieft in die Gedanken an die Wonne des ganz den Natur-, Selbst-, Lebens- und Bücherstudien geweihten Aufenthaltes im Neckartale, daß ich sie ganze halbe Tage nicht los werde. Bis Dezember gedenke ich den „Hermann" Jove favente zur Aufführung zu bringen, bis zu Ende des Jahres 1848, des letzten meiner Studienjahre, kann ich durch die Tantieme ein Sümmchen zusammenbringen; im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutschland.

Ich möchte gern mein Vaterland sehen!

Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Asyl erlesen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anschaffen, das Theater fleißig besuchen und mich im stillen vorbereiten auf meine — Zukunft.

Vor ein paar Tagen sah ich das Bild der Hofschauspielerin Luise Rabenalt in Stuttgart — eine wundersame, holde, süße Erscheinung, ein Antlitz, widerstrahlend von Himmelsschöne, von Anmut und Unschuld. Mir flammte das Herz, mich drängte es fort, und in ein Sonett, diese geliebte Form, wollte ich den Glutstrom meiner Gefühle gießen — doch nicht in eine Form ließ das Gigantische sich zwingen. Aber zum erstenmal durchbebte mich mit der Allgewalt der Sehnsucht ein Gedanke, flammend, alle Glut der Seele in sich vereinigend:

„In die Ferne!!!"

Ja, in die Ferne! — Nicht in der Heimat grünt und

blüht und duftet der Frühling, der die Himmelsblumen meiner Ideale sich entfalten läßt. — — Nach Süden zieht die Lerche, mich zieht nordwärts mein Sehnen! Auf nach Norden — in die Ferne!"

Man sieht, ich war mit der Idee vertraut gemacht, daß das Paradies nur in der Gegend von Stuttgart gelegen sein könne! — Das hattest du getan mit deinem Himmelsangesicht, Lorelei des Neckars, in der Kunsthandlung auf dem Kohlmarkt ausgestellt gewesene Luise Rabenalt!

„Selige Neckartage!" wird am 18. des folgenden Monats weitergeschwärmt. „Ich schwebe sehr oft im Vorgefühle der Seligkeiten, die mich erwarten, sobald ich mit dem „Hermann" durchgedrungen, zwei Jahre bloß mir und einem tieferen Eindringen in die Wissenschaften lebe, mich von außen und innen von Himmelsblumen umduften lasse und die Keime alles Guten, Wahren und Schönen in meiner Brust versammle, zuletzt das Ganze, etwa in meinem 24. Lebensjahre, mit einer Reise nach dem Götterlande der Antiken (Winkelmann in der Tasche) würdig beschließe, und dann erst, reif, im Vaterlande hervortrete."

Diesen Dichterträumen entrissen mich die Ereignisse der Wiener Märzrevolution von 1848 und versetzten mich plötzlich auf ein ganz anderes Gebiet.

---

4. Mein Kriegsjahr im Dienste der Freiheit.

Vor Jahren hat der Verfasser einer mich betreffenden biographischen Skizze sich des Ausdrucks bedient, ich sei in den Oktobertagen des Jahres 1848, während der Belagerung Wiens durch die — Österreicher unter Windischgrätz, „mitten unter den Kämpfenden" gewesen. Viele andere haben seither dies nacherzählt. Es ist aber, aufrichtig gesagt, nicht ganz genau. Ich will mir von den Freiheitslorbeeren des großen Jahres nicht mehr anmaßen, als mir gebührt. Es fehlte mir, dem kaum achtzehnjährigen Jungen, dem grünen Dichterjüngling, nicht an Mut und idealer Begeisterung,

aber meiner praktischen Tätigkeit als Freiheitskämpfer geschah einiger Abbruch dadurch, daß betreffs der Waffen, die ich als Mitglied der „akademischen Legion“ zur Verteidigung der Freiheit trug, im Laufe der Zeit mir allerlei seltsames Mißgeschick widerfahren war.

Zunächst war mir, im Laufe des Sommers, meine Legionärsflinte auf der Universitätswache gestohlen worden. Ich hatte das Gewehr, nachdem ich nachts eine Stunde am Eingange der Universität Wache gestanden, in eine Ecke gelehnt, hatte mich auf die Pritsche hingestreckt und war eingeschlummert. Als ich erwachte, war das Gewehr verschwunden und fand sich niemals wieder. Ein Streiter, dem sein Schießgewehr auf der Wache gestohlen wird! Ich schämte mich, und der Hauptmann meiner Kompagnie, der in jener Nacht die Universitätswache befehligte, schämte sich ebenfalls, daß dergleichen unter seiner Herrschaft vorgefallen war. Wir vertuschten also nach stillschweigender Übereinkunft die Sache, und ich behalf mich weiterhin ohne eigenes Gewehr, indem ich, wenn die Reihe, Wache zu stehen, an mich kam, ein solches in aller Stille von irgendeinem Waffengefährten entlehnte. Was meinen Säbel anlangt, so war auch dieser, aber etwas später, in den ersten Oktobertagen, auf rätselhafte Art abhanden gekommen. Es tut mir leid, aber ich muß es sagen: auf meiner politisch sonst unbescholtenen Mutter ruht der schwere Verdacht, nach der Ermordung des Grafen Latour durch den Wiener Pöbel meinen Legionssäbel heimlich übers Knie abgebrochen und die Stücke desselben über den Zaun in den dicht bebüschten Garten des Nachbarhauses geworfen zu haben. So stand ich für meine Person der Belagerungsarmee des Fürsten Windischgrätz wehrlos gegenüber und befand mich während der Belagerung zwar in der Residenz, aber nicht gerade „mitten unter den Kämpfenden“. Vorher jedoch, vom März bis Oktober, hatte ich so gut als einer meine Schuldigkeit getan und war, wenn auch nicht in allen, doch in einigen großen Momenten „dabei“ gewesen mit Wehr und Waffen, Kalabreser und Legionsrock und einem schwarzrotgoldnen Bande um die Brust.

Ich schreibe keine Geschichte der Wiener Revolution von 1848; ich erzähle nur einiges, was ich als Augen- und Ohrenzeuge miterlebte, und *wie* ich es erlebte, in treuer

Wiedergabe der unmittelbaren persönlichen Eindrücke, unbekümmert um das, was andere erlebt, und unbekümmert, wie es zusammenstimme mit den Erinnerungen, welche andere aus jener Zeit bewahrt, mit den Vorstellungen, welche andere aus Büchern im Laufe der Zeit sich über Ereignisse gebildet haben, die nun schon ein halbes Menschenalter hinter uns liegen.

Ich fehlte nicht unter den Studenten, welche auf der „Aula" der Wiener Universität die Geschichte der berühmten Märztage machen halfen. Einzusetzen hatte ich dabei in meinem Alter freilich nichts als naiven Jugendmut — und das war immerhin etwas in einer Zeit, wo die Entfernung zwischen tapferen Worten einerseits, gefällten Bajonetten und schwirrenden Flintenkugeln andererseits nicht so groß war wie in unseren Tagen des gefestigten, seiner Haut vollkommen sicheren Liberalismus. Ich unterlasse es, Ereignisse zu erzählen, welche aus der Geschichte bekannt sind; nur eine kurze Schilderung derjenigen Szene, die mir unter dem, was am 13. März nachmittags in der Aula vorging, den tiefsten und bleibendsten Eindruck gemacht hat, setze ich hierher. Bleich und verstört war gegen vier Uhr Professor Hye unter die versammelten Studenten gestürzt, mit der Nachricht, daß man die Universität räumen und von Militär besetzen lassen wolle. Neuankommende brachten von der Straße die Nachricht, daß man noch immer fortfahre, auf das Volk zu schießen. Die Aufregung wuchs dadurch ins Unbeschreibliche. „Auf, zum Zeughause!" scholl es; „wir wollen es stürmen und uns Waffen holen!" — Professor Hye rief, Amt und Weib und Kind wolle er aufs Spiel setzen und jedes Schicksal mit uns teilen, nur beschwöre er uns, auf gesetzlichem Wege zu bleiben. Auf seinen Rat wurde eine neue Deputation unmittelbar an den Kaiser gesendet. Schon den Tag zuvor, am 12., war dem Kaiser ein Gesuch um Preßfreiheit, Nationalgarde usw. überreicht worden. Die neue Deputation bestand aus Hye selbst, dem Rector magnificus Jenull und Professor Endlicher. Sie nahm uns vor ihrem Weggange das Ehrenwort ab, ruhig zu bleiben, bis sie zurückgekehrt sein würde. Wir erwählten inzwischen aus unserer Mitte einige Anführer und teilten uns in Rotten, entschlossen, die Universität zu verteidigen. Stunden vergingen — die Deputation war noch immer nicht zurück. Es

wurde die ganze Zeit über viel durcheinander geschrien und gelärmt. — Gegen 7½ Uhr erscholl plötzlich draußen vor dem Universitätsgebäude ein Getöse von unbeschreiblicher Art, dergleichen ich weder vorher noch nachher in meinem Leben je gehört. Wir eilten zu den Fenstern und sahen die ganze Gasse von einer dichtgedrängten Meutererschar aus der Hefe des Volkes gefüllt. Alle diese Leute schrien aus vollem Halse; es klang wie das Schlachtgeheul von Indianerhaufen. Überdies schlugen sie Stangen, die sie in den Händen trugen, wild aneinander, daß es krachte und knirschte und donnerte, wie wenn der Orkan im Gebirg Stämme und Äste bricht. Dazwischen zerklirrten links und rechts die Fenster in tausend kleine Scherben, ich weiß nicht, ob von der fürchterlichen Erschütterung der Luft, oder von den Stangen zertrümmert. Die geängstigten Bewohner der Häuser beeilten sich, in die noch heil gebliebenen Fenster Lichter zu stellen, als Zeichen ihrer „guten Gesinnung“. Die Bande schrie zu uns hinauf, daß wir uns ihr anschließen sollten. Wir erwiderten, daß wir unser Ehrenwort gegeben, die Rückkehr der an den Kaiser gesandten Deputation zu erwarten. Noch eine Stunde gedächten wir auszuharren: dann erst wollten wir einen weiteren Entschluß fassen.

Niemals werde ich diese Szene vergessen: zum erstenmal sah ich vor meinen Augen die grause Elementargewalt des „Volkes“ entfesselt.

Spät, sehr spät, als von den Harrenden so mancher sich still hinweggeschlichen, oder mit einem pathetischen Fluche von dannen gegangen, ja die Universität schon beträchtlich geleert war, kam die Deputation zurück. Ihre Nachrichten und Bescheide klangen günstig für die Sache der Freiheit, und die meisten der Geduldigen, die noch auf der Aula ausgeharrt hätten, fanden sich bereit, während der Nacht Patrouillendienste zu leisten im Interesse — der öffentlichen Sicherheit. Ich war nicht unter den letzteren.

Den nächsten Tag herrschte Jubel. Eine Verfassung war ja versprochen, eine „Nationalgarde“ bewilligt worden, und als Ergänzung derselben sogar eine „akademische Legion“! Die Nationalgarde beschränkte sich auf „Repräsentation“ und den Schutz der öffentlichen S i c h e r h e i t; aber das blaue Legionsröckchen und der Kalabreser ließen sich mit Feuer-

eifer den Schutz der Freiheit angelegen sein und bewachten bis auf weiteres Tag und Nacht als feste Burg derselben die Universität.

Die Schneider der Residenz überboten die nächsten Wochen sich durch Inserate in Anträgen zu „fabelhaft" billiger Herstellung von Röcken für Nationalgarde und akademische Legion. Sie waren in jenen aufgeregten Tagen sonst wenig beschäftigt! So sahen auch die unbemittelten Musensöhne sich in der Lage, in den Reihen der akademischen Legion bald „vorschriftsmäßig equipiert" einherzugehen. Die Flinten erhielten wir aus dem Zeughause. Diese rostigen, durch ihr Alter ehrwürdigen Schußwaffen sollen, nach der Aussage Kundiger, die Eigenschaft gehabt haben, daß sie nicht losgegangen wären, wenn wir ernstlichen Gebrauch davon hätten machen wollen. Daß diese Gewehre nicht losgingen, war indessen bei bewaffneten Kämpfern meines Alters vielleicht als ein Glück zu bezeichnen, denn sonst würden die geladenen Feuerwaffen jedenfalls eine Gefahr, weniger für den Feind als für den jugendlichen Träger selbst, gebildet haben. Was war übrigens an den alten Flinten gelegen! Waren dafür doch die Herzen jugendlich und frisch und nicht eingerostet und gaben „Feuer", wo es nötig war! Und dieses Herzensfeuer trug weiter als das Gewehrfeuer, das wir niemals ernstlich auf die Probe zu stellen brauchten, da man — wenigstens in der guten Zeit vor dem Oktober — militärischerseits auch unsere rostigen, nicht losgehenden Flinten respektierte. Ich weiß, offen gestanden, noch zur Stunde nicht ganz genau, wie man ein Gewehr ladet, und erinnere mich, bei Gott, nicht mehr, ob ich es nur seither wieder vergessen, oder ob ich es auch damals nicht gewußt. In gleichem Falle waren gewiß auch andere meiner jüngsten Kameraden; aber es ist nicht die Ausrüstung oder die Erfahrung, es ist der Mut, der den echten Helden macht.

Über die vollzogene Erwerbung eines Säbels gibt folgende wörtliche Notiz meines Tagebuchs bedeutsamen Aufschluß:

Heute habe ich mir einen Säbel gekauft um 3 fl. 30 kr. Konv.-Münze. Als Devise will ich mir folgenden Spruch darauf eingravieren lassen, den ich sehr frei nach Hippokrates bearbeitet habe:

„Quod verbum non sanat, ferrum sanat:
Quod ferrum non sanat, amor sanat.“

Ach, ich besaß auch Mut, aber nur dem Feinde gegenüber; im Kreise meiner Kameraden war ich ein recht schüchternes Kerlchen! Ich hatte ein Recht auf Schüchternheit: ich hatte sie aus dem Kloster mitgebracht, in welchem ich als Sängerknabe meine Knabenzeit verlebt, und ich hatte in meinen bisherigen Verhältnissen, selbst inmitten der großen Hauptstadt, noch keine Gelegenheit gefunden, mich ihrer zu entledigen. Wenn ich, als neugebackener, frischuniformierter Legionär umhergehend, einem älteren, bärtigen Kameraden mit größerem Schleppsäbel und gewaltigerem Kalabreser, als der meinige war, begegnete, und dieser mir kollegial zunickte oder einen vertraulichen Gruß zuwarf, so errötete ich wie ein Mädchen und dankte mit verschämtem Gegengruß. So blieb ich in der Menge eigentlich ein Fremder und beschränkte den täglichen vertrauten Umgang, wie bisher, auf meinen Freund Bruckner.

Mit der Schüchternheit nach außen verband sich übrigens eine um so größere Selbständigkeit nach innen, und die Fähigkeit, trotz der eigenen Jugendlichkeit und Unreife die Dinge um mich her zu beobachten und sie mir nach freiem Urteil zurechtzulegen.

Auf dem Glacis wurde in Zügen, Kompagnien und Korps fleißig exerziert, auf der Universität fleißig Wache gestanden. Die Verfassung war versprochen; aber jedermann empfand das Ungewisse der Zustände, und so blieb man einer ratlos schwankenden Regierung gegenüber unter den Waffen.

„Die Universität,“ schrieb ich am 12. und 24. April ins Tagebuch, wird bis zum Himmel erhoben. Selbst Bauern, Gewerbsleute u. dgl. fragen sich bei den Studenten um Rat an. Die Aula ist der Schauplatz lebhafter Debatten, und daran sind nicht bloß die Studenten, sondern auch die Gutgesinnten der Nationalgarde, der Bürger, ja sogar des Militärs beteiligt. Die getreuesten Anhänger der Universität aber sind die Arbeiter, welche in ihr die Vorkämpferin für die lang unterdrückten Rechte der Armen verehren. Sie würden auf den ersten Wink bereit sein, für die akademische Legion

ihr Blut zu vergießen; und es sind tatsächlich nur die Studenten, welche durch ihre Autorität das Volk von Exzessen gegen die Reichen zurückhalten. Die Kollegien sind fast leer; man hat im Universitätsgebäude eine Legionswachtstube eingerichtet und mit „Pritschen" versehen. Tag und Nacht hat ein „Zug" (24 Mann, geführt von einem Leutnant) die Wache, und jeden Eingang bewachen zwei Mann, die niemanden einlassen, der nicht die Einreihungskarte in die akademische Legion vorzuweisen imstande ist. Ferner ist von jedem Fakultätskorps ein Zug als Reserve da, um im Notfall zu schneller Ausrüstung und Dienstleistung bereit zu sein."

Noch so manches Mal wiege ich mich im Nachgefühl dieser vor so vielen Jahren auf der Wachtstube der Universität „dienstlich" zugebrachten Nächte! Wenn man sehr jung und dabei eben sehr müde, sehr schläfrig ist, so gewährt es auch schon ein Wonnegefühl, sich auf der harten, hölzernen, mit Stroh belegten „Pritsche" einer Wachtstube zu kurzer Ruhe hinzustrecken. Für einen jugendlichen Poeten nun gar lag darin ein seltsames Stück „Romantik": halb wach, mit halb geschlossenen Augen in stiller Träumerei so dazuliegen — ringsum Geklirr von aufgenommenen oder zur Seite gestellten Waffen — das crescendo und decrescendo eines in rauhen Lauten geführten mehrstimmigen Wortwechsels, der aus einer Zigarrendampfwolke bärbeißig herausklang, während der sich verziehende Dampf jugendliche, flaumbärtige Gesichter entschleierte — dann, als Gegensatz zu der rauhen, martialischen Szenerie, bei g a n z geschlossenen Augen irgendein holdes Bild — ein Mädchenbild — in die rauhe Wirklichkeit die zarteste Träumerei sich mischend — manchmal auch ein Sinnen und Brüten über irgendwelchen poetischen Plan — das stille Sichausgestalten eines lyrischen Gedichts — — war es gar so sehr zu verwundern, daß mir während einer dieser Träumereien auf der Pritsche das abseits, wie ein vergessener Regenschirm im Winkel stehende Gewehr gestohlen werden konnte?

Gewiß, es lag Romantik in alledem; und sie g e w a n n nur dabei, wenn die Legionswache in der Nacht plötzlich alarmiert wurde — wenn man unter das Gewehr treten und ins unheimliche Dunkel hinausmarschieren mußte, patrouillierend, einer drohenden Gefahr entgegensehend; sei es, daß man —

in der Regel war's natürlich blinder Lärm — eine nächtliche Überrumpelung von seiten der „Reaktion" befürchtete, oder daß man von ängstlichen Pfahlbürgern gegen mögliche Arbeiterexzesse in der Vorstadt zu Hilfe gerufen wurde.

Schön war es dann auch, wenn am frühen Morgen der wachhabende Zug abgelöst wurde, und wir truppweise, noch plaudernd, einen Spaziergang über die Bastei machten, bevor wir uns einzeln nach Hause begaben. Einen eigenen Reiz gewährte es, im Grauen des Tages, vom frischen Hauch des Morgens angeweht, so hinzuschlendern, und von der hohen Bastei über das noch ruhig schlummernde Häusermeer die Blicke hinschweifen zu lassen. Mit dem ganzen Idealismus und der ganzen Sorglosigkeit der Jugend gab man sich dieser Romantik eines akademischen Landsknechtlebens hin. Für die Freiheit Wache zu stehen, war jetzt wichtiger, als bei den Büchern zu sitzen, und selten wohl ist eine kleinere Pflicht der größeren bereitwilliger geopfert worden, als in diesem Falle.

So warm ich der ganzen Bewegung mit anhing, so lebendig in mir selbst das ganze Pathos des uns alle beseelenden Gedankens war, konnte ich mich doch auch dem Humor nicht verschließen, der in so manchem kleinen Vorkommnis auf der Aula lag. Eine Szene z. B. aus der ersten Zeit der Bildung unserer Legion ist mir in diesem Sinne noch erinnerlich.

Wie jede Fakultät als „Korps" der Legion sich ihren Kommandanten wählte, so hatten wir Philosophen unsere Stimme auf einen gewissen Goldschmidt, oder Gutschmid, oder dergleichen — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — vereinigt. Der neugewählte Korpskommandant machte uns einen gewaltigen Eindruck dadurch, daß er den ersten Tag nach seiner Wahl auf einem stattlichen *Schimmel* vor die Universität geritten kam. Wir waren nicht wenig stolz auf einen Kommandanten, der auf einem glänzenden Schimmel vor unserer Front einherreiten konnte. Nun ereignete sich aber das Befremdliche und Unangenehme, daß ebendieser Schimmel des Korpskommandanten mitsamt dem Korpskommandanten selbst nur dies eine und einzige Mal vor der Universität erschien.

Eine Zeitlang harrte man seiner in Geduld; endlich

aber sah das Philosophenkorps sich bemüßigt, eine Versammlung seiner Mitglieder einzuberufen, in welcher die Absetzung des Korpskommandanten Gutschmid oder Goldschmidt — sagen wir Gutschmid — und die Wahl eines neuen beantragt wurde. Mit scharfen Worten erging sich ein Redner gegen Gutschmid, der die in ihn — und seinen Schimmel! — gesetzten Erwartungen so schmählich zuschanden gemacht hatte. Da erhob sich ein Leutnant oder Hauptmann des Korps — Herzfeld, glaube ich, hieß er — und hielt, die Hand aufs Herz gelegt, eine warme Verteidigungsrede für den Angegriffenen. „Meine Herren!" sagte er, „ich bin Gutschmids Freund; ich kenne Gutschmid, wie ihn kein anderer kennt! Und ich sage Ihnen, Gutschmid hat ein edles Gemüt!" Weiter wußte er zur Verteidigung Gutschmids und seiner Handlungsweise nichts vorzubringen. Neue Redner traten hervor, welche geltend machten, daß man die löblichen Eigenschaften Gutschmids nicht in Zweifel ziehe, daß man aber von ihm verlangen müsse, er möge entweder an der Universität erscheinen und seine Pflicht als Korpskommandant tun, oder wenigstens sein Versäumnis genügend entschuldigen. Aber immer wieder trat Herzfeld hervor, und immer wieder schlug er mit den warmen, nachdrucksvollen Worten: „Gutschmid hat ein edles Gemüt, meine Herren! Gutschmid wird wiederkommen! Denn ich kenne ihn und sein edles Gemüt, meine Herren!" alle Vorwürfe nieder. Ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Ergebnis die bewegte Versammlung für diesmal schließlich auseinanderging. Ich weiß nur, daß Gutschmid, sein edles Gemüt und sein Schimmel für uns verloren waren und blieben. „Roß und Reiter sah man niemals wieder."

Die akademische Legion hatte bekanntlich auch ihren „Feldkaplan", den Religionsprofessor an der Universität, P. Anton Füster: den „dicken Pfaffen im Legionsrock und Kalabreser", wie ihn seine Feinde nannten oder, wie ihn später, nachdem er Mitglied des Frankfurter Parlaments geworden, Wilhelm Jordan in „Demiurgos" kennzeichnete:

„Der Linken dickste Eckgewalt
Und radikale Speckgestalt,
Der Herr Expater Füster."

Ich weiß nicht, ob Füster unverbrüchlich ans Evangelium glaubte und an die Unfehlbarkeit des Papstes, aber an das Evangelium, das auf der Aula verkündigt wurde, glaubte er unbedingt, und die Unfehlbarkeit der akademischen Legion war für ihn ein Dogma, das er mit einer Art religiöser Schwärmerei verteidigte. Seiner Überzeugung nach hatten die Pfingstflammen des heil. Geistes sich über die Häupter der studierenden Jugend ergossen, und man konnte nichts Besseres tun, als in Andacht den Stimmen des Geistes lauschen, der aus dieser göttlich beseelten Jugend sprach. Er für seine Person wollte nichts sein als der „Feldpater" der Legion. Als Gewissensrat oder Sittenprediger aufzutreten, erlaubte er sich nur in einzelnen wenigen Fällen: etwa, wenn das jugendliche Kriegsvolk auf der Aula ein verirrtes, barfüßiges Mägdlein aus der Vorstadt in seine Kreise zog und es nach Landsknechtbrauch schäkernd veranlaßte, auf der Wachtstube einige Flaschen leeren zu helfen, welche den Wächtern der Freiheit von „Gutgesinnten" gespendet worden waren. Aber auch in solchen Fällen ließ Pater Füster den religiös-moralischen Standpunkt beiseite und beschränkte sich auf den diätetisch-prophylaktischen.

Dann und wann tauchte auf der Universität das zierliche Figürchen Ludwig Eckardts auf, der in den Tagebüchern meiner Studentenzeit eine ziemlich große Rolle spielt. Im besten Mannesalter vom Tode hinweggerafft, ist Eckardt den jüngeren nur mehr als geistreicher Wandervorleser erinnerlich. In den vierziger Jahren war er als frühreifes, verheißungsvolles Genie am Wiener Literaturhorizont erschienen. Die Zuversicht, mit welcher er in die Bahn trat, der fanatische Neuerungseifer, den er in literarisch-ästhetischen Dingen entwickelte, waren geeignet, naive Knabengemüter, wie das meinige, zu verblüffen und auf unerhörte Dinge vorzubereiten. So kam es, daß ich seiner Stürmer- und Drängerlaufbahn mit Spannung und Teilnahme folgte. Von maßlosem Ehrgeiz und himmelstürmenden Tendenzen beseelt, war Eckardt als Achtzehnjähriger mit einem Drama: „Thron und Hütte" und mit „Verwehten Blättern eines jungen Dramaturgen" hervorgetreten, welche eine neue Epoche der deutschen Literatur einleiten sollten. Dann gab er lyrische Monatshefte, das „Österreichische Odeon", heraus. Im Josefstädter Theater

wurde 1847 ein Schauspiel: „Die Kinder der Heide" von ihm aufgeführt, das durchfiel. Ein paar Tage darauf kündigte der Theaterzettel dasselbe Stück noch einmal an, mit dem Beisatze: „Der Dichter wird die Heldenrolle des Stückes persönlich übernehmen." Das Publikum lachte und strömte ins Theater, um sich den Spaß mitanzusehen. Auch mich trieb die Neugierde dahin. Da war es nun in der Tat ein Spaß, zu sehen, wie der junge Poet von schmächtigem, knabenhaftem Ansehen als ungarischer Räuberhauptmann vor die Lampen trat. Aber er erzwang sich den Respekt des Publikums, das gekommen war, ihn auszulachen, durch einen stellenweise wirklich glänzenden Vortrag, und zuletzt krönte lauter Beifall sein tollkühnes Wagnis. Nichtsdestoweniger wurde noch bei manchen Stellen des Stückes, während der Dichter und Held nicht auf der Bühne stand, gelacht. Das verdroß einen der Schauspieler, bei dessen Rede es geschah, und er wendete sich kurzweg ans Publikum mit den Worten: „Man rufe den Dichter, und lache ihn aus!" — „Abbitten! Abbitten!" johlte die erzürnte Galerie, stampfend und trommelnd. Da trat aus der Kulisse das Räuberhauptmännchen: „Mir zuliebe verzeihen Sie ihm!" — Neuer Beifallslärm belohnte die Hochherzigkeit des siegestrunkenen Dichters. In dieser Weise und mit solchen Zwischenspielen ging die Wiederholung des Stückes zu Ende. Es war gewiß eine der merkwürdigsten Theatervorstellungen, die je vorgekommen.

Die literarische Revolution, welche Eckardt einleiten wollte, wurde durch die politische unterbrochen. Vielleicht war ihm das nicht eben angenehm, aber er fügte sich in die Verhältnisse und verpflanzte seinen radikalen Revolutionseifer auf das politische und religiöse Gebiet. Es glückte ihm aber auf diesem so wenig wie auf dem literarischen, einen nachhaltigen persönlichen Erfolg zu erringen. Man erzählte sich späterhin, er habe einmal die Proletarier aufgefordert, unter seiner Führung die Hofbibliothek anzuzünden. Unmöglich erscheint es nicht, daß der ungestillte Ehrgeiz, der den jungen Mann verzehrte, zuletzt auf den Gedanken einer herostratischen Tat verfiel. Mit anderen keimenden Lorbeeren schwemmte auch die seinigen der „Nachmärz" hinweg, der ja selbst größeren Namen gefährlich wurde. Ein „Völker-

frühling", von welchem sich alle Talente und Halbtalente immer soviel versprechen, pflegt zunächst mehr Ruhmesblüten zu zerstören, als er hervorlockt. Für mich und meine Erinnerung steht die Figur des damaligen Ludwig Eckardt als eine bedeutsame Arabeske am Eingang der gärenden Revolutionsepoche in Österreich.

Meine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1848 sind weit spärlicher, als mir nun lieb ist. Man pflegt gerade dann am wenigsten ins Tagebuch zu schreiben, wenn die Ereignisse sich drängen und der Stoff sich häuft. Um so weniger will ich bei dieser Gelegenheit versäumen, von den sparsamen Aufzeichnungen des Tagebuchs Gebrauch zu machen, und so mag aus dieser Quelle die kurze Schilderung einer Szene hier eingeschaltet sein, deren Zeuge ich am 1. April auf der Aula war. Das Interesse derselben liegt in den daran beteiligten, später zu Ruf und hohen Würden gelangten Persönlichkeiten.

Es ist eine jetzt vielleicht nur mehr wenigen bekannte Tatsache, daß der damalige „Professor Hye", später Justizminister Ritter v. Hye, dann Freiherr usw., im denkwürdigen März des Jahres 1848 vierzehn Tage lang die populärste und gefeiertste Gestalt der Wiener „Aula" gewesen, daß man ihn als den Führer der Studentenschaft betrachten konnte, wobei er sich das doppelseitige Verdienst erwarb, die Bewegung zu leiten und zugleich in Schranken zu halten.

Am 14. März patrouillierten wir Studenten, durch die Zugeständnisse der Regierung vorläufig beruhigt, unter Hyes persönlicher Führung in den Straßen der Stadt, um Pöbeltumulte zu verhüten. Noch war Hye die maßgebende Persönlichkeit in unseren Reihen. Seine Tätigkeit war unermüdlich, und unzweifelhaft lag es zunächst in der Natur der Sache, wie im Interesse der Freiheit selbst, wenn er durch Eifer für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung das Vertrauen der zagen, unschlüssigen Regierung zu gewinnen suchte.

Aber in solchen Zeiten ist eine Volkstümlichkeit rasch abgenützt. Die des Professors Hye dauerte nur bis zum 1. April. Das neue Preßgesetz war erschienen und wurde von allen Freigesinnten mit Entrüstung zurückgewiesen. Professor Hye, der sich in dem, zum Entwurfe des Preßgesetzes gewählten Ausschusse befunden hatte, erklärte, daß er nach-

mittags 4 Uhr in der Aula einen Vortrag über das neue Gesetz halten werde, um die Gemüter zu beschwichtigen. Zahlreich versammelten sich die Studenten zur festgesetzten Stunde, darunter auch einige andere Männer des Tages, die gesonnen waren, sich als Redner vernehmen zu lassen. Als ich den Saal betrat, richtete eben der in Wien anwesende Redakteur der „Grenzboten“, J. Kuranda, an die Versammelten einige Worte der Begrüßung, die mit Jubel aufgenommen wurden. Hye erschien und begann das Preßgesetz zu erörtern. Er führte aus, daß dasselbe nach dem Muster des Badenschen Preßgesetzes, des liberalsten aller Preßgesetze, gemacht, ja, noch liberaler als dieses sei und seinesgleichen nirgends habe. Kuranda ergriff das Wort und bemerkte, daß in Baden eben jenes Preßgesetzes halber neuestens Volksaufstände stattgehabt — man möge sich also durch Lobeserhebungen desselben nicht irreführen lassen. Hye wollte entgegnen, wurde aber mehrmals durch unwillige Bewegungen in der Versammlung unterbrochen. Zuletzt sah er sich veranlaßt, gänzlich abzubrechen und sich von der Rednerbühne zurückzuziehen. An seine Stelle trat ein blonder, junger Mann — damals Privatdozent an der Universität, Dr. Karl Giskra. Der junge, blonde Mann hielt eine feurige, zündende Rede, ging dem neuen Preßgesetz und seinen Urhebern schonungslos zu Leibe und beantragte die Einsetzung eines Komitees, das dem Minister des Innern Vorschläge zur Verbesserung des besagten Gesetzes machen sollte.

Jetzt ertönten mehrere Rufe: „Schuselka! Schuselka!“ und ein Mann mittlerer Größe, mit langem, rötlichem Schnurr- und Knebelbarte, etwas bleichen Wangen und grauen, blitzenden Augen betrat die Rednerbühne. „Ominös,“ meinte er, sei es, daß wir eben am 1. April mit dem neuen Preßgesetz beschenkt werden. Das so lange zurückgebliebene Österreich müsse jetzt allen Völkern vorangehen. Ein liberales Preßgesetz sei nicht genug; man brauche gar keines, und sein Rat gehe dahin, das vorliegende ganz zu ignorieren. Nachdem Kuranda und der Jurist Schneider noch einiges zur Sache gesprochen, erhob sich plötzlich Professor Hye neuerdings, der inzwischen sehr gedrückt dagesessen, und sagte, nur zu ausführlich habe man die Gebrechen des Preßgesetzes aufgedeckt; er sei mit diesem Tadel einverstanden

und habe früher bloß den Sachbestand vom Standpunkte jenes Gesetzes aus unmaßgeblich darlegen wollen. Er werde nun handeln, statt zu reden, und augenblicklich zum Minister gehen, um ihn zu den vorgeschlagenen Änderungen zu bewegen.

So versuchte der populäre Mann die Zügel, die seiner Hand zu entgleiten drohten, krampfhaft festzuhalten. Aber sie entglitten ihm dennoch. Man lehnte sein Anerbieten ab, indem man ihm von allen Seiten das Wort: „Komitee! Komitee!“ entgegenrief.

„Ich glaube es gern,“ sagte Hye, „daß unter Ihnen sich welche finden, die Ihre Sache besser vertreten als ich; setzen Sie somit ein Komitee zusammen, nur bitte ich, mich dabei aus dem Spiele zu lassen!“

Man wählte Giskra, Fischhof, Schuselka, Kuranda, Schneider, und wollte ehrenhalber auch Hye dabei haben, der aber die Ehre entschieden ablehnte. Die Deputation begab sich augenblicklich zum Minister Pillersdorf und kehrte bald mit dem Bescheide zurück, der Minister selbst sei mit dem Preßgesetze nicht völlig einverstanden und werde bestimmte Vorschläge zur Verbesserung desselben gern entgegennehmen. — Die bekannte Schwäche Pillersdorfs warf den Fluch des Lächerlichen auf das „liberalste aller Preßgesetze“, auf das „Preßgesetz ohnegleichen“. In welchem Lichte mußte der „unmaßgebliche“ Verteidiger eines Gesetzes erscheinen, das schließlich dem Minister, der es gegeben hatte, selber nicht gefiel?

Hyes Rolle war von diesem Tage an unter den Studenten völlig ausgespielt. Er verschwand vom politischen Schauplatz und zog sich auf den bureaukratischen zurück, auf welchem er, langsam zwar, aber noch früh genug, zu einem glänzenden Ziele gelangte.

Derselbe 1. April, der den Stern Hyes auf der Universität untergehen sah, begrüßte den Stern seines jungen, blonden Rivalen im glänzenden Aufgang. Giskra war und blieb ein deutschgesinnter Mann; aber sein Name deutet auf slawische Abkunft, und in der Tat, wenn er auf der Rednerbühne der Aula blitzte und donnerte, so machte er mit seinem Blondhaar und seinen graublauen Augen, in deren Ausdruck sich Fanatismus mit Schlauheit zu mischen schien, immer

den Eindruck eines wildentflammten Hussiten. — Aber auch ihn ereilte das Verhängnis: auch er wurde später Minister, Freiherr, reich, und — unpopulär.

Ich weiß nicht, was zu jener Zeit die Professoren der Universität machten, ob sie Vorträge hielten oder nicht. Ich erinnere mich trotz aller Anstrengung meiner Gedächtniskräfte nicht, ob ich vom 13. März an noch das Innere eines Hörsaals der philosophischen Fakultät sah; ich erinnere mich auch nicht, ob ich jemals einen meiner philosophischen Kollegen auf dem Wege in irgendeinen Hörsaal traf. Es ist möglich, daß dergleichen doch vorkam; aber alles hierauf Bezügliche ist in meinem Gedächtnisse rein ausgelöscht. Ich denke, die Professoren taten an leidlich ruhigen Tagen zur bestimmten Stunde manchmal einen Blick in ihren Hörsaal und gingen, wenn sie denselben leer fanden, ruhig wieder nach Hause. Gewiß ist, daß von irgendeiner Kontrolle des Besuchs, einem Zwange oder einer Rechenschaftsablegung in dieser Beziehung niemals die Rede war. Die Universität war eine große Wachtstube, eine Art Hauptwache der Freiheit für die Residenz geworden, und weder die akademischen noch die politischen Behörden machten einen ernstlichen Versuch, an dieser Sachlage etwas zu ändern. Erst hatte es gegolten, die politischen Rechte und Freiheiten zu erringen, und als sie errungen waren, glaubte man mit bewaffneter Hand sie *schützen* zu müssen. Wie in den oberen Kreisen das Schreckbild der Anarchie, lastete in den unteren das der „Reaktion" auf den Gemütern. Man versah sich von seiten der Regierung beständig eines Gewaltstreichs. Auch befriedigten die bisherigen Zugeständnisse nicht. Die endlich erschienene *Verfassung* gab namentlich durch das Zweikammersystem Anstoß, das im Katechismus des Liberalismus von 1848 entsetzlich unpopulär war. Die Aristokraten sollten eine besondere Kammer für sich haben? Nein, das konnte man nicht dulden. Am 15. Mai zogen Mitglieder der akademischen Legion und der Nationalgarde mit einer „Sturmpetition" in die Hofburg und verlangten, neben einigen anderen Kleinigkeiten, das demokratische Einkammersystem; auch sollte der erste Reichstag ein konstituierender sein. Die Regierung bewilligte auch das — aber zwei Tage später „flüchtete" der Kaiser nach Tirol, weil er „nicht mehr Herr seiner Entschlüsse sei". Die Kaiser-

stadt ohne Kaiser! Das Herz von Altwien blutete. Dieser Moment der Verblüffung ermunterte die zage „Reaktion“. Eines schönen Maimorgens fand man an allen Straßenecken einen Zettel angeschlagen, der nichts Geringeres enthielt, als die Aufhebung der akademischen Legion. Gegen 8 Uhr waren etwa 200 von uns auf der Universität versammelt. Wir beratschlagten, was zu tun. Einige rieten — so erzählt mein Tagebuch — zu energischem Widerstand, andere wiesen auf die, durch die Flucht des Kaisers zaghaft gewordene Gesinnung der Bevölkerung hin. Einer rief, ich weiß nicht, ob im Ernste oder ironisch: „Gehen wir, meine Herren! Liefern wir die Waffen ab, treten wir unsere Kalabreser mit Füßen, und . . .“ In diesem Augenblick blitzte es von Bajonetten durch die hohen Fenster und das Gittertor der großen Halle herein. Ein Bataillon Soldaten stand draußen wie aus der Erde gewachsen. Nun fragte niemand mehr, was zu tun sei. Löwenmutig trat das Häuflein den Soldaten entgegen mit dem lauten Geschrei, daß dies ein rechtloser Gewaltakt sei und daß man von der Universität nicht weichen werde! Ein kritischer Augenblick! Nun konnte es Bajonettstiche setzen und Flintenschüsse! Man konnte uns als bewaffnete Meuterer gefangen hinwegführen, man konnte uns auf die Festung schicken usf. Aber das Militär zog auf unsere dreiste Erklärung hin sich vorläufig zurück. Offenbar wollte die „Reaktion“ erst sehen, welche Gesinnung das Volk an den Tag legen, welche Haltung die Arbeiterbevölkerung der Vorstädte annehmen würde. Um dies zu sehen, brauchte sie nicht lange zu warten. Die Arbeiter und Nationalgarden der Vorstädte sprengten die Tore der inneren Stadt, die man nach allen Seiten hin abgesperrt hatte, und zogen den Studenten zu Hilfe, welche inzwischen angefangen hatten Barrikaden aufzuwerfen. Die Bänke der Hörsäle boten dazu ein gutes Material, neben Pflastersteinen, Fässern, Betten und Einrichtungsstücken niederer Sorte, die man nahm, wo man sie fand. Binnen kurzer Zeit war die innere Stadt mit etwa hundert Bollwerken verrammelt . . .

Am 26. Mai hatte man die akademische Legion aufgelöst, am 27. stellte man sie wieder her. — Ohne Kampf zog die „Reaktion“ den vorgestreckten Fühler und sich selbst in ihren Schlupfwinkel zurück, beschämt und überzeugt, daß es erst

noch viel schlimmer kommen müßte, bevor es besser werden könnte . . .

Der Sommer brachte das große Ereignis der Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser. Der Leser weiß bereits aus früheren Mitteilungen über die poetischen Versuche, Pläne und Entwürfe meiner Knabenzeit, welche Macht von Anbeginn der nationale Gedanke in mir hatte, die wahrhaft deutsche Gesinnung, die ich im „Schwanenlied der Romantik" zu charakterisieren versuchte, und die im „Germanenzug", im „Teut", und mehr oder weniger in jedem meiner Werke zu so häufigem Ausdruck gelangte, wie in den Werken keines anderen lebenden deutschen Dichters. Ein Umstand, auf welchen die allerjüngste Generation zu verweisen vielleicht nicht überflüssig ist. Wir jungen Leute von 1848 waren überhaupt in dem Maße deutsch gesinnt, daß wir um den Preis, das deutsche Volk wirklich deutsch und geeinigt zu sehen, in Gottes Namen die Magyaren Magyaren, die Polen Polen, die Tschechen Tschechen hätten sein lassen.

Die Erwählung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser erfüllte mich also mit einer Begeisterung, welcher ich in Versen und Prosa Luft zu machen versuchte, Bäuerles „Österreichischer Kurier" (die vormärzliche „Theaterzeitung") vom 7. Juni brachte aus meiner Feder ein Sonett an den Reichsverweser, das ich hier wiedergebe, weil es in dem Helfertschen Sammelwerke über die Revolutionsliteratur von 1848 durch einen Druckfehler entstellt worden ist.

An Erzherzog Johann.

Der Lenz der Freiheit, dem mit Glutverlangen
Die Herzen aller längst entgegenglühten,
Er kam, uns alles Wehe zu vergüten,
Sein Zephir säuselt, seine Blüten prangen!

Doch in den Lenzesjubel mischt sich Bangen;
Denn ach, verwahrlost stehn die jungen Blüten,
Es fehlt der Gärtner, sorgsam sie zu hüten,
Und Wetterwolken sehn wir drüber hangen.

Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihen!
O sei die Sonne du, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken sich zerstreun!

Und als die schönste Blume laß im Flore
Des Gartens unsrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore!

Über dasselbe Thema war es mir vergönnt, ein paar Prosaworte in Terzkys „Wiener Gassenzeitung“ zu sagen. Wie in der Literatur der Völker die Poesie der Prosa vorauszugehen pflegt, so beginnt auch der einzelne in der Regel mit Versuchen in gebundener Rede und drückt als grüner Junge sich erträglicher in Versen als in Prosa aus. Als Dichter gehörte ich nun schon mit zwei gedruckten Versuchen der Öffentlichkeit an; als Prosaiker war ich ein Neuling und wagte mich deshalb nicht ohne eine gewisse Beklommenheit mit meinem „Worte über den Erzherzog Johann“ ins Redaktionsbureau der „Gassenzeitung“. Es gab auch eine „Straßenzeitung“, welche Dr. Netoliczka redigierte. Die „Gassenzeitung“ redigierte aber Herr Terzky, eine Art commis voyageur der Revolution, welcher eben aus der Schweiz gekommen war. Vermutlich dankte ich es nur meinem blauen Legionsrocke, daß Herr Terzky das ihm persönlich dargebotene Artikelchen sofort annahm. Das machte mich kühn und ich fragte, ob ich nicht auch ein kleines Honorar dafür beanspruchen dürfte. Herr Terzky ließ einen gutmütigen Seitenblick über meine Person gleiten, wie um zu sehen, ob und in welchem Maße ich sein Honorar wohl brauchen könnte. Dann zog er die Lade des Schreibtisches, an dem er saß, heraus, in welcher eine mittelgroße Schüssel, gefüllt mit Silberzwanzigern damaliger Währung stand, und griff mit seiner fleischig-dicken Hand vier dieser Silberstücke für mich heraus. Gott lohn' es ihm; es war das erste, und wenn nicht das größte, doch glänzendste Honorar meines Lebens. Meine Zukunft schien mir von da an gesichert. Aber Herr Terzky trübte meine Autorfreude, dies Honorar verdient zu haben, dadurch, daß er mein Artikelchen beim Abdruck bis tief unter den Wert von vier Zwanzigern zusammenstrich.

Etwas mehr Bedeutung kann die Herzensergießung beanspruchen, welche Bäuerles „Österreichischer Kurier“ am 21. Juli von mir der Öffentlichkeit überlieferte. Dieser Artikel, betitelt „Die Aufgabe des Reichstags“, enthält ein vollständiges Programm, aus welchem zu ersehen,

wie ich mir im Alter von 18 Jahren die Weltverbesserung nach allen Seiten hin vorstellte. Es ist manchmal nicht überflüssig, nachzuweisen, bis in welche Lebensepoche die Denkweise und Stellungnahme eines Autors zurückreicht. Und so wird es dem biographischen Zwecke dieser Mitteilungen entsprechen, wenn ich den Aufsatz, als mein frühestes politisches Glaubensbekenntnis, seinem ganzen Umfange nach wörtlich hier einschalte.

Er lautete wie folgt:

„Die Aufgabe des Reichstags.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Ära, die uns ganz neue, auf Vernunftprinzipe, nicht auf Knechtschaft, Aberglauben und rohe Gewalt gebaute Verhältnisse bringen wird.

Die höchsten und heiligsten Ideen, die vor kurzem noch verpönt waren, oder allzu abstrakt und unpraktisch erschienen, dürfen sich frei ans Licht hervorwagen und auf Anklang in den durch die Freiheit gehobenen und geläuterten Gemütern rechnen. Ja, sie *müssen* populär werden, denn nur auf sie können wir das Gebäude unserer Freiheit und unseres Wohles gründen. Jede andere Basis der Freiheit ist *Sand*.

So wird die Politik, früher ein System von Klugheitsregeln zur Förderung des Wohles der *Throne*, sich künftig gewissermaßen zur Philosophie erweitern und vergeistigen, d. h. die politischen Verfassungen werden sich nach Maßgabe der philosophischen Bildung der Völker gestalten.

Das Staatsleben wird sodann nicht mehr ein toter, hölzerner Mechanismus sein, dessen Räderwerk die Bureaukraten, gleich Pferden in der Mühle fortwährend in gleichem Geleise trabend, in Bewegung erhalten, sondern ein warmer, lebendiger Organismus, dessen Prinzip der vernünftige Gedanke und der Schlag des empfindenden Herzens ist.

Von dieser Idee ausgehend und mit dem Wahlspruche: ‚Freiheit und Wahrheit!' werden die erwählten Männer des Volkes an ihre hohe und schwierige Aufgabe gehen.

Diese Aufgabe ist eine doppelte. Der Reichstag soll *erstens*: dem Lande jene Verfassung geben, welche dem Volke die Selbstherrschaft sichert. Mittel hierzu wird ihm vorderhand eine sogenannte ‚Konstitution auf breitester Basis'

sein. Zweitens soll derselbe durch gewisse Reformen und Institutionen das Volk zur vernünftigen und gemäßigten Selbstherrschaft befähigen. Hierzu werden ihm als die hauptsächlichsten Mittel erscheinen: Emanzipation der unteren Volksklassen und Reorganisation des öffentlichen Unterrichts, wie auch der kirchlichen (oder vielmehr priesterlichen) Zustände.

Es sei uns gestattet, einige Ideen in betreff der soeben erwähnten hauptsächlichen Mittel zur Lösung der Aufgabe des Reichstags hier auszusprechen.

Die demokratische Verfassung auf breitester Basis muß so beschaffen sein, daß sie die errungene Freiheit wahrt, ohne anarchischem Treiben freien Spielraum zu gewähren, und daß in ihr der allgemeine Volkswille, rein und unbeirrt, zur Geltung kommen kann.

Da alles dieses vom Wahlmodus abhängt, so muß dieser das erste und angelegentlichste Augenmerk des Reichstages sein.

Die Emanzipation der unteren Volksklassen ist beinahe eins mit der Reform der Arbeit.

Diese muß stattfinden, und zwar muß sie endlich nach so vielen vergeblichen Versuchen auf eine glückliche und für die Dauer ersprießliche Weise stattfinden, wenn wir uns nicht einen großen Teil von gleichberechtigten Bürgern zu Feinden unserer Ordnung und unseres Wohles erziehen wollen.

Wir glauben, daß der durch die Gebrechen des sozialen Lebens ins Dasein gerufene Pauperismus sich einzig und allein durch eine Reform der gesamten Industrie beschwichtigen lassen werde. Möge daher der Reichstag der Industrie im großen und ganzen ein aufmerksames Auge zuwenden.

Es gibt eine zweifache Industrie.

Eine Art derselben sucht ihre Vervollkommnung in großartigem Aufschwung des Betriebs; sie ist eine bloße Dienerin des Luxus und ein Werk des Golddurstes und Eigennutzes einzelner. Sie hält große Massen des Volkes im Banne physischer Entbehrung und geistiger Roheit und kann überdies bei unvorhergesehenen Stockungen und Veränderungen im Handelswesen, wie auch bei politischen Umwälzungen, Millionen ins Verderben stürzen.

Die zweite, einzig ersprießliche Art von Industrie ist jene, welche die unteren Volksklassen nährt, die Wohlfeilheit und Solidität der Erzeugnisse fördert, durch Erfindungen neue Nahrungszweige bietet, den Lebensverkehr vereinfacht und erleichtert.

Diesen Weg intensiver Entwicklung muß die Industrie verfolgen.

Nicht minder notwendig als die Reform der Arbeit ist die der Erziehung und des öffentlichen Unterrichts.

Die Demokratie ist auf die moralische Kraft des Volkes, auf Vernunft und Eintracht gegründet.

Fehlt diese Basis, so werden wir einander aufreiben, und so die Voreiligkeit, uns vor der Zeit selbst regieren zu wollen, an uns selber strafen.

Tragen wir hingegen diesen edlen Fonds im Herzen, so werden wir uns der Freiheit würdig erzeigen und glorreich aus der, ganz Europa bevorstehenden, bedenklichen politischen Krisis hervorgehen.

Die ersten Erdenbürger hielt Unkenntnis der Laster in Schranken; die später entstandenen Staaten schützte monarchische Bevormundung vor Verwirrung und Verderben; den demokratischen Staat hält nur die den egoistischen und tierischen Trieben gewachsene geistige Selbstbeherrschungskraft und Durchbildung seiner Bürger aufrecht; daher müssen die Sprößlinge solcher freier Staaten künftig mit den höchsten und heiligsten Ideen von Freiheit, Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit großgezogen werden.

Mit den pädagogischen Zuständen hängen die religiösen eng zusammen.

Die Grundidee der Religion, wie sie durch alle Religionen geht, ist eigentlich nur die Idee der Humanität, der dunkle Antrieb, Mensch zu sein (im höchsten Sinne des Wortes), der allen Menschen so tief innewohnt, wie der Blume das Bildungsprinzip, mittelst dessen sie zur Rose wird.

Niemand ist ohne Religion; der größte Bösewicht hat noch Ehrgefühl, oder wenigstens Egoismus und Selbsterhaltungstrieb, und selbst diese sind noch Religion, insoferne sie ihn veranlassen, auf gewisse, seiner menschlichen Natur gemäße und ersprießliche Weise zu handeln,

was wir eben als leitende Grundidee des religiösen Lebens, als **Moral** betrachtet, bezeichneten.

Die lokalen und zeitweiligen Verhältnisse erteilen auch der **Religion** eine verschiedene Färbung. Unmerklich geht die wechselnde Gestaltung derselben nach Maßgabe der fortschreitenden Kultur vor sich. Wenn auch der tote Buchstabe in den heiligen Büchern der religiösen Parteien derselbe bleibt, so ändert sich doch Auslegung und Verständnis desselben mit den geistigen Fortschritten der Menschheit.

Hierbei soll nie gewaltsam eingeschritten werden; man beeinträchtige das mannigfache religiöse Leben, Weben und Gären auf keinerlei Weise und lasse nur den Genius der Zeit ungehindert walten.

Ernsthaftes Einschreiten ist jedoch bei unseren **priesterlichen** Zuständen anzuraten. Die gegenwärtige Verfassung des Klerus ist **Schutt**, der aus dem grauen Mittelalter noch schwarz und düster in unsere frischblühende Zeit hereinragt.

Da jedoch der Übelstand obwaltet, daß noch immer viele aus dem Volke zwischen Religion und Priestertum nicht unterscheiden können, so möge das Volk über den Zweck jedes Schrittes, den man in dieser Beziehung wagt, genau aufgeklärt werden.

So möge denn der Reichstag bei diesen höchst wichtigen Gegenständen seiner Beratung, immerdar von der Idee der Freiheit und Wahrheit geleitet, alle diese Reformen zum Heile des Volkes nicht halb, sondern ganz durchzuführen bemüht sein.

Wohl werden die Parteien auch hierbei, wie unter dem Volke, in schroffen Gegensätzen sich aussprechen.

Möchten sie doch, statt sich mit Haß und Mißtrauen fortwährend zu verfolgen, sich ruhig und mit deutscher Herzlichkeit **verständigen**!

Möchten doch die **Freisinnigen**, statt mit Hohn und Feindseligkeit, mit Sanftmut und Offenheit sich an jene wenden, die, weil sie nun so plötzlich vieler alter Vorurteile und Privilegien sich entäußern müssen, die Idee der Freiheit nicht vom besten Gesichtspunkte aus betrachten; mögen sie mit der überzeugenden Kraft des vernünftigen und zugleich liebevollen Wortes an die Herzen dieser uns entfremdeten Brüder sprechen, und wir sind überzeugt, daß sie dann, wenn

sie nur einmal den Ruf der Zeit zu verstehen und zu würdigen gelernt haben, freudig mit uns diesem Rufe folgen werden. Mögen alle bedenken, daß den Haß auf der ganzen weiten Erde nichts versöhnen und besiegen kann, als die Liebe.

Wir glauben fest und sprechen es unumwunden aus: Was uns aus den Wirren der Gegenwart retten, was allen Weltschmerz versöhnen, was die Blüte der Humanität im Menschengeschlechte zur Entfaltung bringen und das zukünftige allgemeine Reich des Friedens begründen wird, das ist nächst der Freiheit und Wahrheit hauptsächlich die gegenseitige, aufopfernde Liebe.

Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe. Ohne die Liebe ist für uns selbst die Freiheit ein unseliges Geschenk, das uns ins Verderben stürzen muß. Die Liebe aber faßt schon die Freiheit, faßt schon alle Bedingungen des Völkerglücks in sich. Ich wünsche uns daher in diesen Tagen mehr noch als die Freiheit — die Liebe.

Mag immerhin der trockene Politiker diese Worte als unpraktisch und zu sehr ins allgemeine gehend belächeln und der flüchtige Leser sie als längst bekannt und oft ausgesprochen mit Gleichgültigkeit übergehen, es liegt doch in diesem Wort Liebe das Prinzip aller Humanität und die Grundidee des moralischen Evangeliums der neuen Zeit, und ich wünschte mir die Stimme des Donners, um dieses göttliche Wort versöhnend in den Dissonanzenwirbel unserer Zeit hineinschallen zu lassen, alle streitenden Töne zum harmonischen Chore zu vereinigen."

Erscheint dieser jugendliche Erguß zum Teil vielleicht als Echo der damaligen Zeitideen, so ist auch dieses doch so stark individuell gefärbt, im guten und schlimmen Sinne so charakteristisch, daß Freund und Feind über die Eitelkeit, die scheinbar in der Wiedergabe des Artikels an dieser Stelle liegt, ohne sonderliches Hohngegrinse sich hinwegsetzen kann.

Man beschäftigte sich in jener Zeit neben den politischen Reformplänen auch mit religiösen. Aber eine neue Staatsverfassung ist leichter zu machen als eine neue Religion. Die sogenannte deutschkatholische Bewegung griff eine Zeitlang ziemlich stark um sich; Männer wie Schuselka hatten sich ihr angeschlossen, um, als die Armseligkeit des ganzen Unter-

nehmens und die Geringfügigkeit des geistigen Fonds, auf den es gegründet war, zutage trat, beschämt sich wieder beiseite zu schleichen, als wäre nichts geschehen. Selbst der damalige Apostel des Deutschkatholizismus in Wien, der gewesene katholische Priester Pauli, fand später für gut, wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Bevor dieser Paulus sich wieder nach rückwärts „bekehrt" hatte, wohnte ich einmal einer Volksversammlung bei, zu welcher die Führer der Altkatholiken eingeladen hatten, und welche im damaligen großen Saale des „Odeon", in der Leopoldstadt, vor sich ging. Hier trat nun zunächst jener Pauli mit einer flammenden Rede auf, von welcher mir nur das am Schlusse jedes Absatzes refrainartig wiederkehrende donnernde „Los von Rom!" im Gedächtnis geblieben ist. Auch Schuselka sprach, wenn ich nicht irre, dann Ludwig Eckardt und zuletzt neuerdings Pauli. Als dieser eben wieder seinen donnernden Refrain „Los von Rom!" vernehmen ließ, wurden die dichtgescharten Zuhörer plötzlich durch den Ruf „Feuer!" alarmiert, den einige unter der Menge anwesende „Reaktionäre" boshafterweise ausstießen; andere verbreiteten die falsche Nachricht, das „Odeon" sei von Militär umstellt, das mit gefälltem Bajonett den Saal zu räumen vorhabe. Als hierdurch die Freigesinnten in Bestürzung und Angst gerieten, warfen dieselben boshaften „Reaktionäre" die Maske völlig ab und riefen geradezu: „Schlagt ihn herunter!" (den Prediger Pauli nämlich). Aber darauf ließ es der Prediger Pauli nicht ankommen: spurlos war er von der Tribüne weg plötzlich verschwunden, als hätte die Erde ihn eingeschluckt. Inzwischen drängte, von panischem Schreck ergriffen, die Menge, die meist nur der Neugierde halber sich eingefunden, in wildem Getümmel zu den Ausgängen; manche entsprangen durchs Fenster auf die Straße hinaus. So endete die Versammlung, bei welcher, wie mein Tagebuch naiv sich ausdrückt, „der Teufel der Reaktion gräßlich spukte".

Als das „Studienjahr" (!?) an der Universität im Hochsommer zu Ende ging, und die Ferien begannen, nahm ich „Urlaub" als Legionär, um meine gewöhnliche sommerliche Erholungsreise zu lieben Verwandten in der Heimat anzutreten.

Vom Obercommando des Philosophen-Corps.

Urlaub.

Vom Obercommando des Philosophen-Corps wird dem Herrn Hamerling, Robert, Garden der 2. Compagnie, ein Urlaub vom 24. Juni bis 1. Oct. 1848 gestattet.

Wien, 24. Juni 1848.

Joseph Strommer
Hauptmann.

Mit diesem Urlaub in der Tasche, überließ ich, dem Beispiel der meisten meiner Kollegen folgend, unbekümmert um den hinter mir „gräßlich spukenden Teufel der Reaktion“, die Kaiserstadt ihrem Schicksal. Im Legionsrock, den Schleppsäbel an der Seite, den Kalabreser auf dem Haupte, tauchte ich plötzlich in der stillsten Gegend des Waldviertels auf, wo man mich bis dahin in den Sommerferien nur als friedliches, nachdenkliches Studentlein mit einem Buche in der Hand im Walde und auf der Flur hatte herumspazieren sehen. In vollen Zügen genoß der junge Legionär auf Urlaub die Vorteile des imponierenden Eindrucks, den er machte, und der Volkstümlichkeit, deren die Legion sich überall erfreute, wenn es ihm auch zuweilen begegnete, daß irgendein schlichtes Bäuerlein, das sich in sokratischer Fragemanier auf eine politische Erörterung mit ihm einließ, mit beschränkter, aber robuster Bauernlogik ihn ein bißchen in die Enge trieb.

Übrigens hatte ich in der ländlichen Zurückgezogenheit meiner geliebten heimischen Waldmark zwar nicht den Legionsrock, aber den Legionär selber bald völlig ausgezogen. Mein Weltverbesserungseifer entschlummerte in dieser idyllischen Stille. Zu Schweiggers, im Hinterstübchen des Vetters Koppensteiner und der „Cousine Suleika“, zu Kirchberg am Walde im grünen, göttlichen Dachstübchen des Oheims Leopold — da spukte keine Reaktion, da war die Welt so schön, daß es an ihr schlechterdings nichts zu verbessern gab. Da

nahm ich Spinoza, Goethe, Shakespeare, Jean Paul von neuem vor und brachte überdies zu Papier: „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke“ — abzweckend, wie das Tagebuch sagt, „auf persönliche Freiheit und Selbständigkeit, und gegründet auf meine Ideen von den beiden Prinzipien alles Lebens: der Schönheit und der Liebe.“

Die Ferienidylle, die mich wieder ganz zum Poeten hatte werden lassen, ging vorüber, und nach meiner Rückkehr in die Hauptstadt, Ende September, sah ich mich in mehrfacher Hinsicht von trüben, unerfreulichen Verhältnissen umgeben. Von häuslicher Bedrängnis, die mir Sorgen machte, abgesehen, fand ich den politischen Horizont in unheimlicher Weise verdüstert. „Die politischen Zustände“, schrieb ich am 30. September ins Tagebuch, „gestalten sich immer bedrohlicher. Die Reaktion beschwört neue Unruhen herauf und neues Unglück, das man dann der Revolution zur Last legen wird. Deutschlands Sache wird von den Deutschen verraten. Das Projekt der Einigung hat man wieder fallen gelassen. — O Hermann! — Es ist kein Friede zu hoffen, solange die große Aufgabe unserer Zeit nicht gelöst ist. Diese Aufgabe ist keine andere, als die Verwirklichung zweier, aus den geläuterten Begriffen der Menschheit entsprungenen Ideen: der Idee der Volkssouveränität und der Idee der Nationalität.“

Unterm 4. Oktober meldet mein Tagebuch von einer politischen Komödie, „Des Teufels Glück und Ende“ betitelt, die ich „binnen wenigen Tagen“ zu vollenden gedachte. Ich finde das halbvollendete Manuskript derselben mit dem veränderten Titel „Die Zeitgeister“ unter meinen Papieren aus dem Jahre 1848. Es ist eine Art politischer Zauberposse, welche ich unter dem Pseudonym Robert Osten bei einer Wiener Bühne zur Aufführung einreichen wollte. Schauplatz der ersten Szene des Stückes ist die Hölle. Satan erzählt seinen Untergebenen, daß sämtliche Völker die Absicht haben, sich zu vereinigen und Abgeordnete zu einem allgemeinen Parlamente zu entsenden, um zu beraten, wie der Herrschaft des uralten bösen Geistes Egoismus, der im Tempel der Freiheit über dem Grabmal dieser von ihm gemordeten Göttin thront, ein Ende gemacht werden könnte.

„Wir holen Menschen seit Jahrtausenden,“ fährt der Teufel fort, „wir haben ein historisches Recht auf sie. Aber besagter Tempel ist schon seit dem Tode des freiheitsdurstigen Hitzkopfes Hermann, des Cheruskers — pereat Hermann der Cherusker! Echo: pereat! — zum Mausoleum geworden. Die tote Göttin, die Freiheit, ruht in einem Sarge, welchen einer unserer mächtigsten Genossen, wie ihr wüßt, als Thronsitz benützt, und es geht die Sage, sie werde wieder aufleben, wenn ein deutscher Herrscher mit einem Zepter, das er aus der Hand der Bruderliebe und Eintracht empfangen hat, ihren Sarkophag berührt! Freunde, das dürfen wir nicht geschehen lassen!“ — Nun entsendet Satan böse Geister aller Art nach der Erde, mit dem Auftrage, sich in bestimmten menschlichen Gestalten unter die Wähler einzuschleichen und Stimmen für sich in verschiedenen Volksklassen zu gewinnen. Sie nehmen große Körbe voll von Zöpfen mit sich, um sie unter ihre Anhänger als Parteizeichen zu verteilen. Sie verlarven sich als Mönche, Hofräte (sic!), Demagogen und andere entsprechende Charaktergestalten von mehr oder weniger infernalischer Natur. Als Wahlredner und Wahlkandidaten wühlen und hetzen sie auf der Oberwelt und verführen das Volk zu Hader, Unwesen und Greuel jeder Art. Selbstverständlich öffnet sich schließlich trotz alledem der Tempel der Freiheit von oben, und der Genius der Bruderliebe und Eintracht steigt herab, um dem bereitstehenden deutschen Fürsten, der eben eine große Rede gehalten hat, das Zepter zu überreichen, bei dessen Berührung der Geist des Egoismus mit Gekrach von seinem Throne sinkt und die wiederbelebte Freiheit sich aus dem Sarge hebt.

Zwei nicht üble Gedanken kommen in dem unreifen Produkte vor: wie einmal der Schwefeldampf, den Satan bei seiner Erscheinung um sich verbreitet, geschickt zu einem Wechsel der Dekorationen auf der Szene benützt wird; ferner, wie schließlich die „Schwarzgelben“ von den Teufeln geholt und bei den Zöpfen fortgerissen werden, wobei dieselben aber doch vorziehen, die Zöpfe in den Händen der Teufel zu lassen und sich bekehrt den „Gutgesinnten“ anzuschließen.

Vielleicht wäre dieser Versuch vollendet worden, hätte nicht zwei Tage, nachdem ich die erwähnte, darauf bezügliche

Notiz ins Tagebuch geschrieben, sich die Lage der Dinge fast mit einem Schlage geändert. Am 6. Oktober geschah die Tat, welche eine Scheidewand aufrichtete zwischen der Wiener Revolution mit dem guten und der mit dem bösen Gewissen: die Ermordung des Grafen Latour durch den Pöbel der Residenz. Mehr als je schien es jetzt geboten, die Errungenschaften der Revolution aus dem Schiffbruch der Ehre dieser Revolution zu retten; aber ein fataler rauher Windstoß hatte den reinen, edlen Enthusiasmus abgekühlt, und mit dem makellosen Gewissen hatte er das Vertrauen auf sich und den Sieg der guten Sache eingebüßt. Die akademische Legion trat in den Hintergrund; viele von den Legionären, welche in den Ferien Wien verlassen hatten und nicht da heimisch waren, kehrten vorläufig gar nicht mehr dahin zurück. Ein Spötter konnte sagen: Während des Studienjahres hatte die Legion sich mit Löwenmut gegen ihre Auflösung gewehrt; als die Ferien kamen, löste sie sich von selber auf. Die „Mobilgarde" trat an die Oberfläche, und man darf wohl sagen, daß es die trüberen Volkselemente waren, mit welchen der Oktoberkampf ausgefochten wurde. Die Armee des Fürsten Windischgrätz war vor Wien gerückt und umschloß in immer engeren Kreisen die ihrem Gericht entgegengehende, beinahe führerlose Stadt. Man verteidigte sich gegen die Belagerer, indem man mit bewaffneter Hand die Linienwälle besetzt hielt, aber man erwartete sein Heil nur von den zum Entsatz heranrückenden Ungarn. Im Volke war der Glaube an diesen Entsatz unerschütterlich; mit der Überzeugung, daß die Ungarn „schon immer weiter heraufdrängen", daß sie schon „bei Schwechat stehen", daß sie dem Windischgrätz ein Scharmützel geliefert und dieser im Begriffe sei, sein Lager abzubrechen, stand der Wiener auf und ging er zu Bette. Man lebte von falschen Siegesnachrichten. Als endlich von Schwechat her wirklich die Kanonen donnerten, da jubelte man und sprang vor Freuden, denn die Ungarn konnten ja nur siegen, und wer das Gegenteil für möglich hielt, war ein Verräter. Vielleicht rechneten die „immer weiter heraufdrängenden Ungarn" mit ebensolcher Zuversicht auf einen siegreichen Ausfall der Wiener.

Mich fesselte während des Oktobers größtenteils mein rheumatisch-fieberhaftes Übel ans Krankenlager. Aber mein Anteil an den Tagesereignissen wurde durch fleißige Lesung

der Zeitungs- und Flugblätter befriedigt, und ein meinen Eltern befreundeter Mobilgardist, der fleißig Wachtdienste an den Linien versah, sprach täglich im Vorübergehen bei uns ein, um uns mündlich die frischesten und — falschesten Tagesnachrichten zu überbringen. Ich selbst ging mit dem Plane um, ein Flugblatt drucken zu lassen, und unser Mobilgardist erklärte sich mit Eifer bereit, dasselbe in seinen Mußestunden, wie es Brauch war, an den Straßenecken auszurufen und feilzubieten.

Die Belagerer beschränkten sich einige Wochen darauf, uns von selbst mürbe werden zu lassen. Kleine Scheinangriffe wurden an den Linien gemacht und Schüsse gewechselt. Ziemlich ernst wurde einmal an der Matzleinsdorfer Linie gekämpft, welche der Wiedener Hauptstraße, in welcher ich mit meiner Mutter wohnte, zunächst lag. Mobilgardisten kamen in alle Häuser dieser Straße und verlangten von den Bewohnern unter schweren Drohungen, Töpfe mit heißem Wasser an allen Fenstern bereitzuhalten, um sie auf die Köpfe der etwa eindringenden Truppen hinabzugießen; manche postierten sich auch selbst in dieser Absicht, wo es ihnen beliebte, an die geöffneten Fenster. Sie kamen auch in unsere Wohnung und verfügten ein Gleiches. Man denke sich in meine Lage — die des Kranken — gegenwärtig, einen Straßenkampf bis unmittelbar an sein Krankenlager fortgesetzt zu sehen! Zum Glücke traf es sich, daß Familienverhältnisse meine und meiner Mutter Übersiedelung in die innere Stadt mit sich brachten, acht Tage vor dem wirklichen Einzuge der Truppen. Diese Tage verlebte ich mit meinen Eltern — wir teilten für jetzt die Wohnung des Vaters — ausschließlich bei schwarzem Kaffee, Brot und dann und wann einem Stückchen Wurst. Alle Zufuhr von außen war abgeschnitten, und auch der Einkauf der genannten spärlichen Lebensmittel war mit Todesgefahr verbunden; denn man hatte jetzt angefangen, die Stadt sachte zu beschießen. Zwar flogen die Kugeln nicht hageldicht, noch in übereiltem Tempo, aber immerhin so unberechenbar, daß man, auch nur einen Augenblick über die Straße gehend, in den Flugbereich eines Wurfgeschosses geraten konnte. Ich bewahre zum Andenken noch eine Kugel von kleinerem Kaliber, die in jenen Tagen von der Straße aufgelesen wurde.

Als am Tage des Einzuges die Truppen die Abteilung, welche durch das Burgtor ihren Weg über den Kohlmarkt nahm, an dem Hause, in welchem ich wohnte, vorüberkam, regte sich der besiegte Legionär in mir: ich leerte keinen Topf heißen Wassers über die Häupter der Soldateska aus, aber ich setzte mich ans Klavier und mischte in den dumpfen Trommelklang, so kräftig und laut ich es vermochte, die Töne der Marseillaise.

Im übrigen aber fand ich es geraten, noch ein paar Wochen lang in meiner Zurückgezogenheit zu verharren. Man erzählte sich, daß die Kroaten auf gewesene Legionäre Jagd machten, und diejenigen, deren sie habhaft wurden, übel behandelten, und es war vorläufig nicht abzusehen, was die siegreiche „Reaktion" mit uns gehaßten Märzhelden in nächster Zeit von Amts wegen beginnen würde.

Nun — ihr erstes war, daß sie uns zwar nicht die Köpfe, aber die langen Haare ingrimmig und unbarmherzig abschnitt. Jeder, den man namentlich in der Nähe der Universität mit nicht ganz kurzen Haaren traf, der wurde — gleichviel, ob Professor oder Student — arretiert, auf die Polizei gebracht und von Amts wegen geschoren. So erging es auch mir. Es war, als hätte man uns für ebenso viele Simsons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag.

Dann ging es an ein wichtig tuendes Vorladen und Verhören der einzelnen — einen schleppenden Scheinprozeß, der zu nichts führte und wahrscheinlich nur zur Einschüchterung dienen sollte, und in welchem man sich noch gefiel, als längst vollkommen geordnete Verhältnisse zurückgekehrt und das Revolutionsfieber vollständig erloschen war. Die Akten schienen noch immer nicht geschlossen und die Urteilsprüche nicht reif. Selbst noch im Jahre 1853, als ich ans Grazer Gymnasium als Supplent abging und auf der Polizei den damals noch nötigen Passierschein löste, steckten die Polizeibeamten so geheimnisvoll die Köpfe zusammen, schlugen in so vielen dicken Büchern nach, öffneten so viele Schubladen und Aktenbündel, bevor sie mir den „provisorischen" Schein ausfolgten, daß ich auf der ganzen Fahrt nach Graz aus der Angst nicht hinauskam und von Station zu Station fürchtete, von ein paar telegraphisch beauftragten Gendarmen aufgegriffen und wieder nach Wien zurückgebracht zu werden.

Ließ man so jahrelang ein unschädliches, aber beängstigendes Damoklesschwert über uns Jüngeren hängen, so machte man um so kürzeren Prozeß mit den Übeltätern aus dem Volke, als man nach langwieriger Untersuchung endlich drei Subjekte zur Verfügung hatte, die man als Mörder Latours bezeichnen konnte. Man knüpfte sie auf dem Glacis nebeneinander auf, und die Bevölkerung Wiens promenierte einen Tag lang in dichten Scharen um sie herum. Ich habe sie selbst gesehen und bewunderte bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Ruhe, Unbefangenheit, und fast möchte ich sagen Selbstzufriedenheit, mit welcher ein toter Mensch am Galgen hängt . . .

Längst hat indessen Frau Themis das damals mit soviel Amtseifer gesammelte Material an Dame Klio abgetreten, die unparteiische Muse der Geschichte, und es ist Gras und Moos und Efeu und Lorbeer dicht gewachsen über dem Grabe des Jahres 1848.

Wenn ich für meine Person zu jener Zeit eben nur einer im großen Haufen war, und das, was ich knabenhaft mit den Waffen und mit der Feder fürs allgemeine zu leisten vermeinte, im Verhältnisse stand zu meiner jugendlichen Unreife, so ist dies mein Kriegsjahr im Dienste der Freiheit doch eine frühe, gute Schule der Erfahrung für mich gewesen. Es war ganz dazu angetan, mir die Ahnung zu erschließen vom tragikomischen Grundzug aller menschlichen Bestrebungen und aller Weltereignisse. Was da von März bis Oktober sich abspielte, war auch eine der alten und ewig neuen Geschichten, welche nicht bloß aus Büchern zu kennen, sondern irgendwann und irgendwo einmal recht in der Nähe mit angesehen und mit erlebt zu haben ersprießlich ist.

Als einen weiteren Vorteil dieser Erlebnisse muß ich es bezeichnen, daß ich d e n r e i n e n G e d a n k e n d e s J a h r e s 1848 aufzufassen und zu bewahren in der Lage war. Worin er besteht, dieser reine Gedanke der Revolution von 1848? Das will ich jetzt und hier nicht erörtern. Weit entfernt, über diesen reinen Gedanken hinausgereift zu sein, sind wir noch lange nicht wieder reif für denselben. Mag der heutige Liberalismus in Österreich, welcher Elemente in sich aufgenommen hat, die wir im flotten Jugendzeitalter der österreichischen Freiheit bekämpften, geringschätzend auf die an-

gebliche Unklarheit der Tendenzen von 1848 zurückblicken, einen entscheidenden Vorteil hatten jene Bestrebungen: sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieser Art siegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen, wie wir ja auch wirklich die Errungenschaften von 1848 trotz aller „Reaktion" heute genießen. Dagegen ist nichts verhängnisvoller, peinlicher und aufreibender, als in politisch-nationalen Dingen sich außerhalb der wirklichen, mit Naturgewalt sich Bahn brechenden Zeitideen stellen und stromaufwärts mit den Wellen kämpfen zu müssen.

---

5. Lehrjahre und Wandertage.

Nach Ablauf des aufgeregten revolutionären Zwischenspiels von 1848 kehrte ich selbstverständlich zu meinen friedlichen Studien und Bestrebungen zurück.

Hätte ich ein anderes als ein rein dichterisches Lebensziel im Auge gehabt, so wäre es nun an der Zeit gewesen, mich für ein bestimmtes Fakultätsstudium, für das, was man ein Brotstudium nennt, zu entscheiden. Aber ein Blick in meine Lektionskataloge der nächstfolgenden Jahre zeigt, daß ich nur einem allgemeinen Wissensdrange zu genügen dachte, bis ich für das, was ich als meine eigentliche Berufstätigkeit erkannte, gereift sein würde. Ich hörte von 1849—1850 zunächst Geschichte und Physik; von 1850—1851 Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Sanskrit bei Boller; von 1851 bis 1852 Chemie bei Redtenbacher, topographische Anatomie bei Hyrtl, Sanskrit bei Boller, Geschichte des Mittelalters bei Grauert, griechische Literaturgeschichte bei Bonitz.

Man wird die Auswahl dieser Kollegien vielleicht seltsam und gerade vom Standpunkte eines allgemeinen Wissensbedürfnisses aus nicht recht erklärlich finden. Aber meine Studien erstreckten sich über ein weiteres Gebiet; das meiste betrieb ich privatim, und fast nur solche Gegenstände hörte ich öffentlich, bei welchen ich durch den mündlichen und durch den, bei Chemie, Anatomie, Physik u. dgl. fast unentbehrlichen Anschauungsunterricht entschieden mehr zu gewinnen hatte.

Nichts lag mir ferner, als irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach. Ich empfand dieselbe natürliche Neigung, dasselbe menschliche Interesse für alle. Aber die Musen des Wissens, eifersüchtig wie die der Künste, kamen meiner Neigung nicht alle mit gleicher Gunst entgegen. Die der Mathematik und der mit der Mathematik zusammenhängenden Physik entwickelten eine kokette Sprödigkeit, die ich um so peinlicher empfand, je lebhafter es mich zu ihren Geheimnissen hinzog. Nach den Unruhen des Jahres 1848 waren uns Hörern des zweiten philosophischen Jahrganges die entscheidenden Prüfungen des abgelaufenen Studienjahres nachgesehen worden; ohne Zweifel, weil man wünschte, daß die gewesenen Legionäre ohne Hindernis und Verzug sich an die Fortsetzung ihrer Berufsstudien machten. In dieser Fügung, die mir in betreff der mathematischen Prüfung sehr zustatten kam, bewährte sich eine alte Schicksalsgunst. Wenn ich als Gymnasiast bei den Schotten in der Mathematik secundam (zweite) und in den übrigen Gegenständen primam eminenter (erste mit Vorzug) bekommen sollte, so glich der gute Pater Berthold Sengschmitt die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenständen accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab. Und schon im Stifte Zwettl wußte der Präfekt P. Ferdinand, wenn er am Schlusse des Schuljahres uns Sängerknaben zu den Piaristen nach Krems brachte, um uns hier die öffentlichen Prüfungen ablegen zu lassen, es so einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft und alle anderen vor mir aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an mich, so dunkelte es — die Prüfung fand nachmittags statt — meist schon stark im Prüfungssaale; da wurde mit einem: „Es ist genug! Man sieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut!“ die Prüfung abgebrochen, und ich schlüpfte mit der Klasse durch, welche der Präfekt auf Grund meiner angeblichen Leistungen während des Schuljahres mir zuzuerkennen für gut fand. Hätten P. Berthold Sengschmitt und P. Ferdinand Schojer den Menschen vom rein-mathematischen Standpunkte und nicht lieber die Mathematik vom rein-menschlichen Standpunkte betrachtet, so wäre ich „durchgefallen“, hätte ein Handwerk lernen müssen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider statt Prologe und „Festblätter“ bei mir bestellen.

Die Mathematik wäre eine sehr schöne Wissenschaft, wenn

es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadratwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieser Wissenschaft mit Worten, ohne Ziffern, ausdrückbar ist, damit habe ich mich wenigstens später gern und ohne sonderliche Schwierigkeiten befaßt; in ihren höheren Regionen, wo sie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philosophie zusammenhängt, da erhellte sich mein Blick, und da ist sie mir seit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachsender Lust mich ergehe.

Besser und glaubwürdiger, als ich es durch Erzählung aus bloßer Erinnerung vermöchte, werde ich mein jugendliches Verhältnis zu den Wissenschaften durch einige Tagebuchblätter aus jener Zeit verdeutlichen, die ich wörtlich hier einschalte.

10. März 1849.

Seit dem neuen Jahre beschäftige ich mich fast ausschließlich mit Fichte und Schelling. Die Vormittage bringe ich bei diesem Studium in der Hof- oder Universitätsbibliothek zu. Wiewohl ich noch lange nicht zum vollen Verständnisse des Idealismus gekommen bin, so ist doch bereits eine neue Epoche in meinem ganzen Denken eingetreten.

20. März.

Heute begannen die Vorlesungen der philosophischen und juridischen Fakultät. Ich habe mich unter anderem einschreiben lassen für die Vorlesungen über neue deutsche Philosophie bei Dr. Robert Zimmermann, einem jungen Manne, der bereits ein Werk über Leibniz und Herbart herausgegeben. Ich verspreche mir viel davon.

10. April.

Herodot — das gute Väterchen, das da „lachen muß, wenn Leute sagen, die Erde sei rund und Asia sei größer als Europa" — ist, fünfbändig, deutsch von Degen, in Bausch und Bogen dieser Tage von mir verschlungen worden. Und ich fange sogleich wieder von vorne an — er ist gar zu süß.

1. Oktober.

Die letzten Ergänzungsbände zu Rotteks Weltgeschichte von Hermes haben mir die höchst interessante Kenntnis der

neuesten Geschichte und hierdurch das Verständnis der allerneuesten gewährt.

11. Dezember.

Herodot — namentlich die persischen Kriege, die großartigste Historie in lebendiger Darstellung! Was sind gegen die Beschreibung vom Zuge des Xerxes unsere dickleibigen Geschichtsbücher? Eitel trockne Kompendien. Herodot erzählt nicht wie ein Professor — seine Darstellung ist so lebendig und ergreift so wie die eines Augenzeugen. Die topographischen Karten in meiner Ausgabe von Anacharsis' Reisen erleichtern mir das Verständnis. So sind mir Xerxes, Leonidas, der Hellespont, Thermopylä bekannt und lieb wie Heimatgestalten und Heimatberge.

1. März 1850.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich gegenwärtig anfange, höchstes Interesse zu finden an der wissenschaftlichen Historie der ersten Epochen. Die Urwelt ist mein Göttinliebchen mit dem Isisschleier, den ich gern lüften möchte. Will ich die Geschichte eines Volkes studieren, so komme ich über die Urgeschichte nicht hinaus; die Neugierde drängt mich von einem Autor zum andern. Mit der griechischen Geschichte fing es an. Ich wollte anfangs mir bloß ein Kompendium der Hauptbegebenheiten der griechischen Geschichte zusammenschreiben. Das erste, was ich über die griechische Urzeit las, genügte nicht, regte nur die Neugier an; anderes, was ich durchsah, widersprach dem früheren oder eröffnete ganz neue Gesichtspunkte. Von Nepos, Justin und Herodot fiel ich auf Schlosser, von diesem auf Otfried Müller. Otfried Müller! — Die drei mächtigen Bände der „Geschichte griechischer Stämme und Städte" erwiesen mir, noch bevor ich sie aufschlug, durch das Ehrfurchtgebietende ihres Umfangs die Unermeßlichkeit des Gebiets, auf das ich mich gewagt. Aber von den schönen hellenischen Küsten schweifte bald mein Blick hinüber nach der Heimat der Pyramiden — und der Patriarchen — nach der Wiege unseres Geschlechts! Mit dem glühendsten Interesse habe ich in Kolatscheks „Deutscher Monatsschrift" eine Rezension Fallmerayers über R ö t h s Werk gelesen. Übrigens teile ich diese Sehnsucht nach Auf-

hellung der Urzeit mit meinem ganzen Zeitalter, mit allen strebenden Zeitgenossen: sowie ich überhaupt meine Tendenzen nachgerade oft auch als die meines Zeitalters erkenne. Was drängt uns in demselben historischen Moment nach der urersten Vergangenheit zurück, in welchem wir eine Zukunft so energisch zu gründen beflissen sind? Will der Geist der Geschichte uns vielleicht aus dem Schachte der Vergangenheit die Resultate, die Ideen gewinnen lassen, die wir zur Gründung der Zukunft benötigen? Jedenfalls dürften bei jenen Forschungen Resultate zutage kommen, geeignet, geistige Revolutionen anzubahnen.

1. Juni 1850.

Der erste Band von Beckers Weltgeschichte hat meinen Heißhunger nach Urgeschichte wenig befriedigt. Posselts deutsche Geschichte lese ich mit Eifer. Louis Blancs „Geschichte der letzten Jahre" interessierte mich aufs höchste. Sallust ist mir teuer als Vorbild klassischer Geschichtschreibung.

20. Oktober 1851.

Boller hat seine Vorlesungen über die Leistungen der vergleichenden Sprachwissenschaft begonnen, und zwar mit der Lehre der Hieroglyphen, die uns etwa einen Monat beschäftigen wird. Er bringt zu den Vorträgen die Hauptwerke Champollions und Bunsens mit und demonstriert daraus die Rudimente. So stünde ich denn plötzlich wie durch einen Zauberschlag vor den Pforten des unheimlich dunklen, großartigen Wunderlandes, dessen Geschichtsbücher seine Gräber sind. — Ob es mir gegönnt sein wird, aus diesem Studium große wissenschaftliche Resultate persönlich zu ziehen? Ich zweifle. Kann ich je die Lyra an einen Föhrenast hängen und den Elfen und Lilien und Rosen Lebewohl sagen, um in ägyptischen Totengrüften die Geister vermoderter Jahrtausende zu beschwören? Doch — soll ich darum dem lüsternen Zuge, der mich zu diesem wunderbaren Quell des Wissens drängt, weniger folgen? Ist die Erholung nichts, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neugier gewährt, und nichts der großartige Eindruck, den Urweltschauer auf den Geist machen? So töne mir denn die vielsagende, aber noch wenig gedeutete altägyptische Gräberstimme, mit einstimmend in den hehren Weltchor, der an mein Ohr rauscht wie Sphären-

musik, und dessen einzelne Stimmen herauszuhören mir mehr und mehr Lust und Beruf wird. Aber noch eins: Wenn Rose und Lorbeer mir einst verblüht — oder niemals blüht — so gehe ich nach Ägypten und lese die Hieroglyphen."

Unter den Aufzeichnungen von 1850—1851 finde ich folgendes Blatt ohne Datum, das Bruchstück eines Briefes, wie es scheint:

„Ich will das Wissenswürdigste kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wissenschaft in Fächer geschieden, und daß ich das Wissenswürdigste nun in verschiedenen, abgegrenzten Gebieten aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus — es ist eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen, und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller andern Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zur einen und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zueinander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, solange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen."

Professor Anton Boller war ganz und gar, was man einen „Autodidakten" nennt. Er hatte als mittelloser junger Mensch sich mit den unzulänglichsten Behelfen auf das Studium des Sanskrit geworfen. Nachdem er, wie er zu erzählen pflegte, sich die Bedeutung der Wörter sowie die Regeln der Sprache fast nur aus einigen Sanskrittexten selber, die er mit Übersetzungen verglich, ergrübelt hatte, verfaßte er eine Sanskritgrammatik, die er jedoch später selbst, namentlich der vielen Druckfehler wegen, die sie enthielt, für unbrauchbar erklärte. Es gab noch keinen Lehrstuhl für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Wiener Universität; man nahm also das Anerbieten Bollers, Kollegien über diese beiden Gegenstände gegen einen höchst bescheidenen Gehalt zu lesen, an, obgleich ihm das erste Erfordernis einer aka-

demischen Laufbahn, der Doktortitel, fehlte. Aber es wollten sich keine Zuhörer finden. Ich war drei Jahre lang Bollers fast einziger Schüler. Andere kamen eben nur und verloren sich wieder: ich harrte treulich aus. Eine vorzügliche Lehrgabe besaß Boller eben nicht; aber der ruhige Ernst, die Einfachheit, die Milde, das Verständige seines Wesens hatten etwas Gewinnendes. In der Leopoldstadt besaß er eine ärmliche Wohnung, von deren zwei kleinen Gemächern eines er selbst, das andere seine noch weit anspruchslosere Gattin inne hatte, eine Frau, bei welcher er schon früher in ebendieser Behausung als Aftermieter heimisch geworden. Man sagte, er habe sie geheiratet, um in zwanglosem Verkehr mit ihr das Ungarische — sie war eine Ungarin — gründlich zu erlernen, was ihm für die finnischen Studien, die er mit Eifer betrieb, sehr förderlich war. Er trug sich mit dem Plane eines großen sprachvergleichenden Werkes, starb jedoch vor Vollendung desselben. In den Denkschriften der Wiener Akademie sind zahlreiche Abhandlungen von ihm, namentlich über die finnischen Sprachen, abgedruckt. Ich konnte mir's nicht versagen, diese Zeilen dem Gedächtnis eines Mannes zu widmen, dessen freudloses und anspruchsloses, stilles, ganz der Wissenschaft hingegebenes, dabei von aller Pedanterie freies, fast kindliches Wesen und Dasein für mich immer etwas Rührendes hatte. Erst lange nach seinem Tode erfuhr ich, daß er, wie ich, aus dem niederösterreichischen „Waldviertel" stammte. Er war zu Krumau am Kamp geboren.

Einer Fertigkeit muß ich gedenken, die ich mir zu jener Zeit anzueignen begann und von welcher ich seither ununterbrochen den ausgedehntesten Gebrauch gemacht habe. Ich weiß nicht, ob von allem, was ich je gelernt, sich mir etwas segensreicher, hilfreicher für die Verrichtung meines irdischen Tagewerks erwiesen hat als diese Fertigkeit. Ich meine die Stenographie. Nachdem ich als Student vor allem durch fleißige Führung von Kollegienheften darin mich eingeübt, zog ich weiterhin bei meinen literarischen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erforderten ausgedehnte kulturgeschichtliche Vorstudien. Für „Ahasver in Rom" und „Aspasia" versenkte ich mich in das römische und griechische Altertum,

für den „König von Sion" in das Reformationszeitalter, für „Danton und Robespierre" in das französische Revolutionszeitalter. Da gab es Unzähliges anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke übersichtlich festzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir dies ohne allzugroßen Zeitverlust möglich. Und nun erst die Ausführung, Durch- und Umarbeitung des Werkes bis zur Druckreife! Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftsteller sein Erzeugnis nicht so rasch aufs Papier zu werfen in der Lage sei, um dazu der Schnellschrift zu bedürfen. Aber wer so spricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satzteil, einen Vers, eine Liedstrophe mit ihren Reimen niederschreibt, diesen Satzteil, diesen Vers, diese Strophe *im Kopfe fertig haben muß*. Hat er sie aber fertig, so ist es durchaus nicht gleichgültig, ob er sich beim Niederschreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechanischer Arbeit beim Schreiben erspart wird, kommt ohne Zweifel der geistigen zugute. Desgleichen springt der Zeitgewinn, welchen die Schnellschrift dem Schriftsteller leistet, bei Änderungen, Zusätzen, formellen Umgestaltungen usw. ins Auge. Nur diese Ersparnis an Zeit und mechanischer Arbeit hat es mir z. B. bei der Abfassung des „Königs von Sion" möglich gemacht, hundert und mehr Hexameter in ein paar Morgenstunden aufs Papier zu werfen.

Nicht selten ist der Schriftsteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen oder eine Abschrift davon zurückzubehalten. In beiden Fällen kommt ihm die Schnellschrift ungemein zustatten. Auf Reisen lassen sich mittelst derselben Notizen im Fluge verzeichnen, und Tagebücher lassen sich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche gewöhnlicher Schrift unmöglich wäre.

Es war Bruckner, der mich auf das Gabelsbergersche stenographische System aufmerksam machte, nachdem er selbst bei Heger, einem Schüler Gabelsbergers, einige Vorträge darüber gehört. Sofort verschaffte ich mir die von Heger herausgegebene Anleitung und brachte es, mich an diese haltend, ohne sonstige Unterweisung, durch beharrlichen Eifer zur erwünschten Fertigkeit.

Nach den Proben, die mir im Laufe der Jahre zufällig zu Gesichte gekommen, dünkt mich die heutige stenographische Schrift fast etwas plump im Vergleich zur genauen, feinen und zierlichen Weise Hegers.

Wie die Stenographie habe ich auch die modernen Sprachen, die Musik und anderes durch Selbstunterricht erlernt. Ich brauchte nie einen Meister für das, was ich ebensogut aus einem Buche lernen konnte, und lernte nie aus einem Buche, was mir das Leben selber bot oder wozu eine natürliche Gabe mich befähigte. Wenigstens folgte ich diesem Grundsatz, seitdem ich eine üble Knabenerfahrung mit dem Gegenteil gemacht. Im Laden eines Buchhändlers hatte ich ein Büchlein gesehen, betitelt: „Die Kunst zu schwimmen.“ Ich kaufte es, lernte es auswendig und wünschte mit Ungeduld die Ferien herbei, wo ich bei Vetter Koppensteiner in Schweiggers die erlernte Kunst glänzend würde betätigen können. Zu Schweiggers angelangt, stürzte ich alsbald mich tollkühn in den nächsten Bach, brennend vor Begier, mich auf seinen Wellen zu wiegen, aber ich sank unter wie ein sturmzerschelltes Wrack. Ich begriff, daß es mir zur Fertigkeit noch an Übung fehle. Der Bach war nur nach großen Regengüssen tief genug, um darin zu schwimmen. Ich benützte die Zeit der Trockenheit, meine Übungen einstweilen auf dem Heuboden des Vetters anzustellen, d. h. ich stürzte mich ins Heu und machte zur Übung in demselben all die wohleingelernten Schwimmbewegungen fleißig durch. Ein Wolkenbruch war niedergegangen — neuer Versuch, mich den Wellen anzuvertrauen — neues Scheitern. Ich merkte endgültig, daß ich nicht schwimmen konnte. Erfahrungen solcher Art machen mißtrauisch und vorsichtig . . .

Während ich Kollegien über naturwissenschaftliche Gegenstände und über Sanskrit hörte, wurde das historisch-philologische Seminar an der Wiener Universität gegründet, und tüchtige Gelehrte waren aus Deutschland zur Leitung desselben berufen worden. Die Gelegenheit, in das klassische Altertum tiefer einzudringen, als ich es auf Grund der früheren, im Griechischen äußerst dürftigen Gymnasialvorbildung vermochte, hatte viel Verlockendes für mich. Aber es gesellte sich noch ein Umstand hinzu, mich zur Teilnahme an den Übungen des Seminars zu veranlassen. Es war

mit dieser Teilnahme der Genuß eines Stipendiums verbunden — eine Aushilfe, die in meiner Lage für mich sehr wertvoll war. An eine hierdurch später zu erringende gesicherte Stellung dachte ich nicht; noch immer wiegte ich mich im idealen Traume des Hoftheaterdichtertums — und wem dies unglaublich erscheint, dem können meine Tagebücher die Beweise dafür liefern.

Über meine Anmeldung für das Seminar und einige sich daran knüpfende Erfahrungen berichtet das Tagebuch in ziemlich drolliger Weise wie folgt:

23. September 1851.

Heute habe ich den ganzen Vormittag mit den drei Vorstehern des historisch-philologischen Seminars wegen Aufnahme in dieses zu kämpfen gehabt.

Professor Grauert sagte mir, daß in der historischen Abteilung keine Stelle leer sei, ich möge in der philologischen anfragen. So ging ich denn zu Bonitz. Er fragte: „Haben Sie klassische Philologie öffentlich studiert?" „Nein," erwiderte ich, „ich habe mich bloß privatim damit beschäftigt." Auf dieses Wort wiegte sich der Professor bedenklich auf seinem Stuhle. „Was haben Sie denn griechisch gelesen?" fragte er weiter.

„Anakreon — Sophokles — Chrestomathien!"

„Sophokles?" rief Bonitz, sich noch weit bedenklicher auf dem Stuhle wiegend und kopfschüttelnd; „Sophokles? und Homer nicht? und keinen leichteren Autor?"

„Meine Vorliebe für Sophokles veranlaßte mich, ihn vor allen anderen vorzunehmen."

Bonitz geriet in großen Eifer, ließ mir die Aufnahme als unmöglich erscheinen, tadelte heftig meine autodidaktische Methode und redete mir dermaßen zu, daß ich mir selber bereits ganz erbärmlich vorkam.

Er wollte nicht glauben, daß ich den Sophokles habe verstehen können. Ich versicherte ihn, daß es doch der Fall gewesen sei.

„Das werden wir sehen!" rief er, sprang auf, brachte einen Sophokles und bezeichnete mir eine schwierige Stelle in der „Antigone". Nachdem ich selbe ganz leidlich übersetzt, zog er neue Saiten auf. Er sagte, daß er nun sehe,

wie mir die Sache nicht fremd sei, und daß ich allerdings fähig sei, an den Vorträgen im Seminar mich zu beteiligen. Noch mehr, er war sehr freundlich, lieh mir die Formenlehre des ionischen Dialekts im Homer von Lukas, und äußerte schließlich, es sei zwar eine große Anzahl von Mitgliedern, und er zweifle, ob die Zeit ausreichen werde, daß jeder einen Vortrag halten könne, er wolle jedoch sehen, daß ich zum Vortrag komme, selbst wenn er die Stundenzahl vermehren müßte, „damit doch solche, die beweisen, daß sie Kenntnisse besitzen, Gelegenheit zu deren Betätigung finden." Ferner sagte er mir, wenn ich seines Rates bedürfe oder seiner wissenschaftlichen Hilfe, so sei er mit Vergnügen immer bereit.

Sehr erfreut über den philologischen Erfolg, den ich hier gehabt, trat ich die dritte der nötigen Expeditionen an, nämlich zu Professor Grysar, der den lateinischen Übungen des Seminars vorsteht. Er nahm großen Anteil an dem Umstande, daß ich Latein und Griechisch treibe und dazu medizinische Fächer höre. Er erklärte, Philologie ganz allein, und sonst durchaus nichts, müsse ich treiben, wenn ich darin weiter kommen wolle. Die alte, ewige Rede! Ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts! Nein, freiwillig mich selber so zu beschränken, kann mir so wenig beifallen, als mich freiwillig vierer Sinne zu berauben, um den fünften intensiver zu bilden, und mir z. B. die Augen auszustechen, um besser zu hören. Ich bat Grysar um ein Thema zur Bearbeitung. Er sagte: „Schreiben Sie mal was über Horat. Od. I., I." — Als ich fortging und er mich zur Tür begleitete, äußerte er, daß heute doch wieder einmal ein schöner Tag sei. „Tandem venit post multos hora serena dies!" antwortete ich. „Ja, ist jetzt selten, eine solche serena dies!" sagte er. (Hoho, Herr Professor!)

4. Oktober 1851.

Mein Traktat über Horat. Od. I., I, ist vollendet. Er umfaßt vier Quartblätter und scheint mir ein wahres Monstrum von Gelehrsamkeit und feiner Latinität. Er besteht ganz aus grundgelehrten Zitaten und auserlesenen lateinischen Phrasen. Es wird darin Erwähnung getan der Parallelstellen bei Archilochus, Pindar, Solon, Virgil, Properz, ferner: der hierher bezüglichen Aussprüche und Mei-

nungen eines Baxter, Bentley, Mitscherlich, Jani. Am meisten tue ich mir auf die prächtigen lateinischen Redensarten zugute; es klingt alles so wunderschön, daß ich, wenn ich es lese, gar nicht glaube, es selbst geschrieben zu haben. Morgen höre ich Grysars Urteil darüber. Vederemo!

5. Oktober.

Fahr' wohl, blühende Latinität; fahr' wohl, Syntaxis ornata; fahrt wohl, ihr tres linguae latinae virtutes: Puritas, Elegantia, et Copia! Grysar hat über meine schönen Phrasen, meine ausgesuchten Phrasen, meine üppig sprudelnden Phrasen schonungslos den Stab gebrochen. Statt sibi metatur locum will er sibi tribuit locum, statt arva sarriunt will er arva colunt etc. etc. „Der lateinische Stil", sagt er, „ist ganz einfach. Man muß immer das allereinfachste Wort wählen." — Ist das wahr oder habe ich's mit einem Pedanten zu tun?

6. Oktober.

Ich habe den Cicero zur Hand genommen und mit Rücksicht auf den Stil etwas darin gelesen. Ich erstaune! Das ist das Muster, der Kanon der Latinität? Es ist in der Tat alles sehr einfach, fast nachlässig — wenn ich's gegen meinen Traktat halte. Nun, so mag denn Grysar in Gottes Namen recht behalten. Aber dies weiß ich doch, daß es für einen philologischen Kandidaten immerhin ein Wagestück bliebe, die Simplizität zu seiner Hauptaufgabe zu machen, in Arbeiten, wo er glänzen will; denn wie leicht könnte da sein freiwilliges Sichentschlagen als Armut gelten.

7. Oktober.

Ciceros „Lälius", den ich der Form wegen zu lesen anfing, hält nun mein Interesse gespannt durch den Inhalt. Mich entzückt die reine, hohe Moral, die darin atmet.

Soweit das Tagebuch, dessen Bericht, was den ersten Besuch bei Grauert anbelangt, aus der Erinnerung ergänzt sein mag. Ich fand den kleinen, buckeligen aber würdevollen Mann umgeben von einigen seiner älteren Schüler, die, mit Einschluß des Meisters, auf den jugendlich schüchternen Neuling etwas von oben herabblickten. Grauert schien es

seltsam zu finden, daß ich, aus den Hörsälen der Anatomie, der Chemie, des Sanskrit herkommend, nun auch Historiker sein wollte. Er erkundigte sich nach meinen historischen Studien; zuletzt fragte er mich, ob ich den Thukydides gelesen hätte, und als ich dies bejahte, fragte er, ob ich ihn in der Ursprache gelesen hätte. Dies mußte ich verneinen, und da meinte der gelehrte Herr achselzuckend, ohne Kenntnis des Thukydides in der Ursprache scheine ich ihm für die Übungen der historischen Abteilung des Seminars noch nicht sattsam vorgebildet; auch sei die Zahl der Mitglieder schon zu groß und sozusagen keine Stelle leer. Der Schäker! Ich bin überzeugt, daß kein einziger seiner damaligen Wiener Schüler den Thukydides, den schwierigsten aller griechischen Autoren, in der Ursprache gelesen hatte. Von ihm selber will ich glauben, daß er ihn gelesen hatte; denn es war sein Lieblingsschriftsteller, er hatte ihn immerfort aufgeschlagen auf seinem Schreibtische liegen, und täglich las er, wie er sagte, einige Blätter daraus mit Andacht wie ein Brevier.

Später fand ich doch Aufnahme auch in die historische Abteilung des Seminars, woran mir — des Stipendiums halber — viel gelegen war. Es waren tüchtige Kräfte in dieser Abteilung damals vereinigt, zum Teil schon über die Jünglingsjahre hinaus: Zhisman, Karl Tomaschek, später als Germanist bekannt geworden, Ottokar Lorenz u. a. Bei den Vorträgen der Mitglieder, nach deren Beendigung der Vortragende sich gegen die Einwürfe der Zuhörer zu verteidigen hatte, war Tomaschek der schneidigste, unermüdlichste Kämpe, und es schmeichelte mir nicht wenig, als er nach meinem Vortrag über Mohammeds Leben und Lehre auf meine Frage, warum er diesmal gegen seine Gepflogenheit gänzlich stumm geblieben, erwiderte, er habe diesmal in der Tat nichts einzuwenden gefunden.

Die griechischen Übungen des Seminars leitete Hermann Bonitz, als Gelehrter berühmt, als Schulmann unübertrefflich, ein Mann von scharfem Verstande, ruhig-klarem, ernst-freundlichem, einnehmendem Wesen. Seine harmonisch-ausgeglichene Natur ließ nichts von Kathedereigenheiten oder Angewöhnungen irgendwelcher Art bei ihm aufkommen, aber auch seine glänzenden Eigenschaften drängten sich nicht in eitler, ehrgeizig beflissener Weise vor. Seine Leitung des grie-

chischen Seminars war musterhaft, und seine Bereitwilligkeit, den Mitgliedern desselben durch Darleihen von Büchern aus seiner Bibliothek förderlich zu sein, kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, als ich 1853 Wien verließ, ihm einen großen Wäschekorb voll entlehnter Bücher zurückgestellt zu haben. Er war mir gewogen, lobte meine Vorträge und meine Abhandlungen, machte aber doch immer den Eindruck auf mich, als ob er mir nicht recht traute, und als ob er mich für einen Menschen hielte, der eines Tages, statt sich als Philologe auszuzeichnen, eine Nordpolreise antreten oder ein perpetuum mobile erfinden oder einen Band Gedichte herausgeben könnte.

Grysar, der Latinist, als solcher geschätzt, aber gänzlich auf dies sein Fach beschränkt, kränkelnd, zeigte in Haltung und Miene einen etwas pedantischen Anstrich; aber was ihm von Pedanterie eigen war, wurde durch eine gewisse Gutmütigkeit unschädlich gemacht.

Grauert, hochverehrt von seinen Schülern, entwickelte im Gegensatz zu seiner Zwerggestalt und seinem Höcker eine gewisse geistige Vornehmheit. Er litt an Asthma, einer Folge seiner körperlichen Mißbildung, und erlag seinem Übel leider allzubald.

Ein harmloses und kostenfreies Vergnügen war es mir in jener Zeit, die Vorträge der Akademie der Wissenschaften zu besuchen, wo es mich belustigte, die verschiedensten Sorten der Weisheit und des Wissens fließen zu sehen, wie die verschiedenen Weinsorten aus den Spundlöchern einer großen Kellerei. Mir sind aber nur zwei lebhaftere Erinnerungen aus dieser Gesellschaft hoch- und tiefgelehrter Herren geblieben: die des kleinen, aber rührigen und energischen Hammer-Purgstall, der imstande war, einem vorlesenden Mitgliede in barschem Tone zuzurufen: „Bitte den Herrn Vortragenden, lauter zu lesen; man versteht ihn nicht!" und die desjenigen Mitgliedes, das einer solchen Mahnung immer am meisten bedürftig schien: des blassen, gichtbrüchigen, wenn ich nicht irre gar lahmen Sinologen Pfitzmayer, der jahraus, jahrein über allerlei Chinesisches und Japanesisches Vorträge hielt, und der dieselbe Beschäftigung vielleicht heute noch fortsetzt. Denn obgleich er schon damals mehr tot als lebendig aussah, scheint er doch noch am Leben zu sein; ich

erinnere mich wenigstens, geraume Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 in einer Wiener Zeitung gelesen zu haben, der Sinologe Pfitzmayer habe neulich zu irgend jemand von besagtem Kriege zu sprechen angefangen, von welchem er, wie er sagte, durch die letzten aus Peking eingetroffenen Blätter Kunde erhalten. Andere Zeitungen als chinesische liest er nämlich nicht — also wohl auch nicht den „Heimgarten".

Weniger leicht zugänglich als die Quellen der Wissenschaft waren mir die des Kunstgenusses. Das Theater konnte ich selten besuchen, hörte aber doch das eine und das andere klassische Stück im Burgtheater und wohnte den ersten Aufführungen einiger Halmscher und Mosenthalscher Stücke bei; häufiger aber war es mir vergönnt, in der Vorstadt mich an Nestroys und Kaisers neuen Erzeugnissen zu erbauen.

Öffentliche Konzerte hörte ich ebenfalls nicht oft; aber zu Hause betrieb ich nach meiner Weise die selbsterlernte Klaviermusik. Ein musikalisch gebildeter Beamter, Herr Theodor Wickerhauser, erbot sich freundlich, mich in wöchentlich einer oder zwei Stunden ein wenig zu drillen, was mir überflüssig schien, aber ich nahm die Einladung des wackeren Mannes an, nachdem ich entdeckt hatte, daß er den ganzen Jean Paul besaß, und hielt wirklich bei ihm aus, bis ich den ganzen Jean Paul von ihm ausgeliehen und durchgelesen hatte. Ich sang auch, soweit es meine Stimmittel erlaubten, klimperte auf der Gitarre, quälte mich eine Zeitlang sogar mit einer eigensinnigen, pessimistisch verstimmten Geige und erteilte einem neben uns wohnenden hübschen Fräulein Gesangsunterricht. Ich spielte der Schülerin auf der Violine die Töne der Skala zum Nachsingen vor; da sie aber zu bemerken glaubte, daß ich noch falscher geigte als sie sang, so wurde sie stutzig und entzog mir ihr Vertrauen. Wurde ich doch auch einmal als Klaviermeister für ein Fräulein aufgenommen! Nach einigen Monaten aber fand der Geliebte des Mädchens, ein Studiosus, der dasselbe „ausbilden ließ", und mir monatlich zwei Gulden zahlen wollte, die er in der Regel selber nicht besaß, — fand, sage ich, daß ich „ihr nicht mehr genüge!" Wem verdankte aber das Mädchen diesen raschen, so bald den Meister selbst überholenden Erfolg, als eben m i r, meinem vortrefflichen Unterricht?

Von ziemlich eigentümlicher Art waren die Anregungen, die ich in meinen Studienjahren der bildenden Kunst verdankte. Betrachtungen über eine Stahlstichsammlung schließt das Tagebuch vom 1. Januar 1849 mit den Worten: „Ich hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichten; aus schönen Naturen und Kunstwerken lerne ich die große Kunst zu sein." Ich las Winckelmann und blätterte im Montfaucon, „um durch Betrachtung der Abbildungen in letzterem meine Begriffe von Schönheit zu vervollkommnen". Ich nahm Ärgernis am altdeutschen Saale der Galerie des Belvedere. „Es ist eine verkrüppelte, armselige Menschheit," klagt das Tagebuch vom 15. März desselben Jahres. „Um wieviel herrlicher blühte die, von welcher die Antiken Zeugnis geben! Die Betrachtung dieser Gestalten trägt viel zum historischen Verständnisse des Mittelalters bei. Mögen kommende Historiker in den Bildwerken, die sich aus unserem Zeitalter erhalten, nicht unsere Schande lesen!"

Von welchem Standpunkte aus ich die Anschauungen der Kunst und des Lebens verknüpfte, mag aus folgendem Blatte deutlich werden.

18. November 1851.

Das Sonett „Aspasia" gedichtet. — — — — — Diese Anschauung hat in mir das Gefühl der Männlichkeit, tieferes Verständnis und reges Gefühl für das Schöne geweckt, ja meinen Sinn auf ewig dem Schönen zugewendet. Nun erst verstehe ich ganz die griechischen Skolien und die römischen Elegien — nun folgt mein Auge mit Sinn und hohem Interesse den Konturen, die Pinsel und Meißel formt — nun geh ich gleichgültig vorüber an der Mehrzahl weiblicher Gesichter — nun mißfällt mir viel mehr als früher an mir selbst!

Die Erwägung dieser großartigen und wohltätigen Einwirkungen auf mein Innerstes führt auf dem Wege besonnener Erfahrung mich zur festen Überzeugung von dem innigen Zusammenhange, in welchem das Schöne und seine Betrachtung mit unserer Veredelung und Entfaltung steht. Aus der Erfahrung schöpf' ich die Lehre, daß der Anblick des Schönen, selbst auf der materiellsten Stufe, fruchtreicher sein kann,

als die beste Kirchenpredigt und als das Manuale des Epiktet, samt der Tafel des Kebes!

Freilich wohl mag die Schule der Charis nicht für jeden die beste sein. Gar manchen schreckt die Rute der Moral mehr vom Bösen zurück, als ihn die Rose der Charis zum Guten lockt.

„Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, so verdampft vom Steine die Wohltat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.“

(Goethe.)

Und nicht bloß leer ausgehen vom Mahle der Schönheit dürfte so mancher; viele könnten sogar den Tod sich in Nektar trinken — zum Weibe erschlaffen, statt zum Manne zu reifen. Hat nicht schon Euripides in den „Bacchen“ gezeigt, wie Dionysos den einen als Gott, den andern als „Dämon“ ergreift? Sehen wir nicht am Schlusse des „Faust“, wie die himmlischen Rosen, die sonst alles vergöttlichen, den Teufel noch teuflischer machen? — Anakreon haucht die Geister des Weins in feurig süßem Gesang, während der Alltagsmensch sich berauscht im Kote wälzt.

Ich weiß nicht mehr, auf welche „Erscheinung“ diese Zeilen sich bezogen und wie die schon im Tagebuch selbst durch Gedankenstriche bezeichnete Lücke auszufüllen ist. Wahrscheinlich wurde der Herzenserguß durch die spanische Tänzerin Pepita de Oliva veranlaßt, die damals Europa bereiste und einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndsten Sinnlichkeit lag hier ein klassisch-idealer Zug, der die echten „Bacchen“ begeisterte, den „Böotiern“ aber unverständlich und entbehrlich war, so daß sie an den unzähligen „falschen Pepitas“, die hinter der echten überall hervortraten, sich ebenso oder noch mehr als an dieser ergötzten. Sennora Pepita de Olivas Bildnis ist in der edelsten, vollsten Herrlichkeit ihrer Erscheinung seit mehr als drei Jahrzehnten stets über meinem Schreibtische gehangen und hängt noch heute da. Und was sie mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt.

Und was ist während dieser Studien aus dem Poeten geworden?

Ich habe schon erzählt, daß, nachdem ich den „Hermann“ endgültig fallen gelassen, ich mit gleichem Eifer mich auf einen neuen dramatischen Plan „Aurora“ geworfen. Es liegen einige Blätter aus jener Zeit vor mir, mit flüchtig hingekritzelten, auf den Auroraplan bezüglichen Notizen, die zwar keinen Begriff geben von diesem Plane selbst, aber doch von den Ideen und ideellen Richtungen, welche dazumal in meinem Kopfe sich kreuzten.

„Die Entwicklungsweise der Menschheit an einem Individuum dargestellt. — Aber kein bloßes Gemälde, sondern eine Handlung, deren Keim schon im ersten Akte liegt — eine Handlung, einfach, schön gegliedert — die Idee ganz aufgegangen in ihr, so daß das Ganze auch ohne Symbolik faßbar und ein durch das bloße Geschehen interessantes Drama bleibt —“

„Der Heros sucht die Umgebung in Übereinstimmung zu bringen, bewußt, durch das, was er tut; Aurora, absichtslos, durch das, was sie ist.“

„Dämonisch nennen wir Sterbliche das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen,“ sagt Feuchtersleben. Dies und der große Prozeß unserer Tage soll dargestellt werden — politisch und zeitgemäß im höchsten Sinne. Den Strom der Zeit brausen hören und ihm die Richtung geben! Besonnenheit! Besonnenheit! Besonnenheit! Dann ist das Höchste zu erwarten.“

„Der Sinn der Bacchen des Euripides: Wie der Gott einen als Teufel (Dämon) ergreift.“

„Tiefste Verzweiflung des Helden im zweiten Akt. Er findet Orpheus und Helena, die ihn aus seiner Verzweiflung reißen. Er macht sich nun entschlossen auf zur Wanderung. Der Genuß befriedigt ihn nicht, er setzt sich ein universelles Ziel.“

„Ahasver — der neueste Geist in seiner Haltlosigkeit — endlich Erlösung durch Schönheit und Liebe.“

„Anfang und Ende Märchenwelt — auch blitzte sie unterwegs öfter in das Werk hinein.“ Usw. usw.

Aber es blieb auch bei diesem Plane nicht. Eines Tages vollzog sich eine förmliche „Krise“, eine Umwälzung, eine völlige Neugestaltung desselben — das Ergebnis einer begeisterten Stunde, die ihrerseits wieder zurückzuführen war auf die Spende eines — Gläschens Punsch aus der Hand eines

schönen jungen Mädchens, einer Nachbarin, von welcher ich späterhin noch zu erzählen haben werde. In seiner überschwenglichen Weise berichtet das Tagebuch vom 13. Februar 1850:

„Der wichtigste, vielleicht folgenreichste Tag meines Lebens! — In Rosas Familie war gestern Unterhaltung mit Punsch, und von diesem schickte mir Rosa heute früh ein sehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geschenke sind die erfreulichsten; man gibt sie, bloß um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anschein von Wohltaten und Almosen haben. Wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat!

Und die Blätter der Weltgeschichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und siehe, die Buchstaben verschwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen, Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieses chaotischen Meeres hob sich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmut vereint mit prometheischem Trotze lag. Tief schaute ich in sein flammendes Auge und rief in hoher Begeisterung: Ahasverus! Ahasverus! Warum ist deine Wange noch bleich, dein Auge noch müd und brennend? Warum irrst du noch in unbefriedigter Sehnsucht frieden- und freudelos durch die weite, schöne Welt? Harrst du eines überirdischen Erlösers? Nein, hehrer Titane, du hast den äußeren Messias verschmäht, ihn von dir gestoßen — nun denn, so erlöse endlich dich selbst! Ja, erlöse dich selbst! Du kannst es, wenn du strebest, ganzer Mensch zu sein — wenn du nicht bloß Mann bist, sondern auch die Weiblichkeit in dich aufnimmst — die Arbeit der Männlichkeit vereint mit der Magie des Weiblichen werden die göttliche Tat deiner Selbsterlösung vollführen! — — — —

Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie „Ahasverus“.

So wurde der Geist, der in der Flüssigkeit des Punsches geschlummert, in mir, dem Poeten, dichtend!“

Nun, was ich an jenem „wichtigsten und folgenreichsten Tage meines Lebens“ als Idee und Plan der Tragödie Ahasverus aufs Papier geworfen fand, als ich „zum gewöhnlichen Bewußtsein zurückkehrte“, das liegt auf drei vergilbten Blättern ebenfalls vor mir. Aber ich bin nur mit einiger Mühe imstande, eine notdürftige Übersicht des Beabsichtigten daraus herzustellen.

I. Akt. Reflexionsloses, seliges Naturleben des Urmenschen (Ahasver). Luzifer, sich zu ihm gesellend, zeigt ihm die Herrlichkeit der Welt und verführt ihn.

Sündenfall (Reflexion) — Fluch. Dem Ausgestoßenen aus dem Paradiese wird ein Erlöser verheißen. Er verläßt das Paradies mit der Gabe des Gedankens — und einem Fortunatussäckel — aber unselig.

II. Akt. Griechisches Altertum — Orpheus und Helena gesellen sich zu Ahasver. Poesie — Kunst — Schönheit — das Weibliche.

III. Akt. Am Schluß dieses Aktes die bekannte Szene mit Christus. Lossagung von der positiven Religion. Von da an steht Ahasver allein auf sich — der Paradiesesfluch beginnt nun erst recht sich an ihm zu erfüllen und zu vervielfachen.

IV. Akt. Die Geburtswehen des selbstbewußten Geistes, der den äußeren Schwerpunkt aufgegeben und den inneren noch nicht gefunden hat — hieraus entstehende Umwälzungen — Luzifer ist besonders tätig. — Ahasver hat sich nun zur Tat entschlossen, tritt an die Spitze einer großen politischen Bewegung — Greuel — Mißlingen — Strafe des Dünkels, der die Vorrechte des freien Geistes ohne seine Würde will — Folgen davon. Unsere Zeit.

V. Akt. Erlösung. Ahasver hat die Welt durchwandert — die Männlichkeit, welche durch Tatkraft das Werk der Reflexion, des Verstandes, des Gedankens vollenden wollte, kann es schließlich nur im Bunde mit der Magie des ewig Weiblichen (Natur und Gemüt). Der Kreis des menschlichen Strebens ist vollendet, und es tritt nun wieder die Seligkeit des alten Paradieses ein.

Es tauchen, wie man sieht, in diesem Ahasverentwurfe Motive und Gestalten des Auroraentwurfes wieder auf. Aber Ahasver, der in diesem nur eine Nebenrolle gespielt, ist jetzt

zur Hauptperson geworden. Es war nicht die letzte gründliche Umwälzung und Umwandlung, welchen der poetische Hauptplan meiner Jugend durchzumachen hatte. Aus den dramatischen Entwürfen gestaltete nach und nach ein epischer sich heraus, dessen endliche, späte Ausführung nichts anderes ist, als die seit 1857 der Lesewelt vorliegende Dichtung „Venus im Exil". Es befindet sich unter meinen Papieren eine kurze Skizze dieser epischen Dichtung, in welcher noch vieles aus dem Auroraplan und selbst noch der Titel „Aurora" festgehalten ist, während das gedruckte Werk kaum noch eine Spur davon aufweist.

Übel vermerkt es vielleicht mancher, daß ich bei meinen poetischen Entwürfen mir soviel mit Ideen zu schaffen machte. Aber das Denken ist eine Gewöhnung, welcher — wenigstens in den höheren Dichtgattungen — mehr oder wenig sich alle deutschen Poeten schuldig machen. Man nehme Goethes und Schillers Briefwechsel zur Hand, und man wird erstaunen, wieviel selbst unsere größten deutschen Dichter — der „naive" Goethe nicht zum wenigsten — bei ihren scheinbar einfachsten Arbeiten gedacht, gegrübelt, gewollt, beabsichtigt, symbolisiert und „hineingeheimnist" haben. Hätte nur zur Durchführung jener Ideen meine jugendliche Kraft ausgereicht, so wären die Ideen selbst nicht vom Übel gewesen. Übrigens war es ja doch nicht die kalte, abstrakte Idee, von welcher ich ausging; irgendeine Gestalt der Sage, der Geschichte, ein Erlebnis, ein Geschehnis war es, was zuerst den zündenden Funken in mein Inneres warf, und erst wenn aus dem Symbol die Idee sich losgerungen, ging es ans gedankenhafte Vertiefen, welches doch wohl ein reales Gestalten nicht ausschließt.

Auch der beständige Fluß, die Proteusnatur meiner jugendlichen Entwürfe darf nicht befremden. Da im Innern des Jünglings ebenso viele Gedanken als Gefühle gären, so ist es natürlich, daß er jene wie diese so vollständig als möglich in seinem Erstlingswerke unterbringen will. Indem nun aber diese Gedanken- und Gefühlswelt bei den raschen Fortschritten der jugendlichen Entwicklung beständigen Wandlungen unterworfen ist, so sprengt der wachsende und sich wandelnde Gehalt immer wieder die Form, die er gefunden zu haben glaubte, bis der Strebende bei größerer Reife

merkt, daß einem wirklichen Gestaltungsdrange nur durch Beschränkung Genüge geleistet werden kann.

Zu den hochfliegenden und weitaussehenden dramatischen Plänen meiner damaligen Epoche bildete die Einfachheit meiner gleichzeitigen lyrischen Versuche einen nicht bedeutungslosen Gegensatz. Vielleicht war und ist dieser Gegensatz nicht bloß in meiner persönlichen Natur, sondern auch in der Natur dieser beiden Dichtgattungen begründet. Breite, sogenannte Reflexionslyrik war nicht meine Sache. Ich versuchte mich am liebsten im Liede, neben welchem fast nur noch die Sonettform bei mir sich einschmeichelte. Goethes Lyrik und das Volkslied waren mir vor allem wert. Nach der genußreichen Durchsicht einiger Sammlungen volkstümlicher deutscher Lieder schrieb ich am 2. April 1849 ins Tagebuch:

„Was ist's, das aus den Tragödien des Sophokles wie aus dem schlichten Volksliede uns anweht mit olympischem Hauch? — Natur ist's! Natur! — Das echte Volkslied ist der Gipfel der Lyrik. Es drückt einen schönen Lebensgedanken aus in klassischer Kürze, in Ausdrücken, die nur der finden konnte, der das Ausgesprochene selbst erlebte; und endlich bei der innigsten Gemütstiefe mit einer Objektivität, die uns den Gefühlsstoff in reinster Kunstform, d. h. allseitig klar und überschaubar darstellt, so daß ein solches Lied, wenngleich der Inhalt traurig und düster sein sollte, doch heiter und innerlich befreiend, als ein echtes Kunstwerk, uns anspricht. So hat z. B. das Lied „Ich schieß' den Hirsch im tiefen Forst" soviel naturwahre Züge aus dem Wald- und Jägerleben, daß nur ein Jäger es gedichtet haben kann. So etwas ergötzt uns dann auch mehr, als die schönste Ode, wenn sie bar ist aller individuellen Lebenszüge . . ."

Von den in „Sinnen und Minnen" aufgenommenen und auch in den späteren Auflagen beibehaltenen Gedichten entstanden in der hier behandelten Periode meines Lebens die folgenden:

Im Jahre 1848: Die Lerchen, Liebesgespielen; 1850: Wanderlied (Wohlauf ins neue Leben), Sonne und Strom (Ghasel), die Sonette: Ein welker Kranz, Letzter Reigen, Gewitter im Walde; 1851: Die Braut (Romanze), Elfenrede, Zarte Liebe spricht in Farben; die Sonette: An Jadviga,

Ermüde nicht, Aspasia; 1852: Lebe wohl (Nun ich dein Auge feucht gesehn), zweites Wanderlied (An den Höhen, an den Wäldern), drittes (Reich' mir, Schenkin), Meine Lilie, Klänge und Schmerzen, Lenzeszwang, Im Frühling, In der Waldschlucht, Viel Träume, Meine Braut, Ein schöner Traum, Ganymed, Herzlose Schönheit, Freudlose Jugend, Rosenlied, Ich seh' dich heut zum erstenmal, die Ghaselen: Ich will ja nichts, Spielzeug.

Eine Anzahl dieser aus früher Zeit stammenden Lieder ist hernach in die Dichtung „Venus im Exil" verflochten worden.

Im Herbste 1851 erschienen von mir einige Gedichte in Gruppes Musenalmanach für 1852: An Sidonie, Mein Herz ist in der Ferne, und Liebesgruß (Ich bin dir, ach, so ferne). Gruppe hatte sich an einen Wiener Freund mit dem Ersuchen gewendet, ihm Beiträge von Wiener Poeten zu verschaffen. Dieser raffte zusammen, was ihm unter die Hände kam, zum Teil von ganz unbekannten jungen Leuten, von denen einer, der mir befreundet war, auch mich veranlaßte, etwas beizusteuern, und Gruppe nahm diese Wiener Beiträge, neben dem vielen Trefflichen, das gerade jener Musenalmanach von 1852 enthielt, mit einer merkwürdigen Nachsicht auf.

Bei dieser Gelegenheit bin ich zwar nicht zum ersten Male gedruckt worden, erlebte aber die erste öffentliche Kritik — eine Kritik, mit welcher meine eigentliche literarische Laufbahn nicht viel besser anfing als die Woche des am Montag Gehenkten. Die k. k. Wiener Zeitung machte sich über den Almanach her und rupfte unbarmherzig uns arme Wiener Nestlinge, die wir uns erdreistet hatten, im Chorus der deutschen Sänger vorzeitig mitzuzwitschern. Sie tat uns in alphabetischer Ordnung ab. Ich suchte in fliegender Hast meinen Namen. Da stand zu lesen: „Hamerling — siehe Eisenmeyer." Mein spähender Blick stürzte sich mit Ungeduld auf Eisenmeyer; da hieß es: „Verse, wie man sie auf Bonbonsschachteln zu setzen pflegt." Im Augenblick wußte ich nicht recht, ob das ein Lob oder ein Tadel sein solle und gab mir ein paar Tage lang viele Mühe, Bonbonsschachteln zu Gesichte zu bekommen, um zu erfahren, von welcher Art denn die Verse seien, die man auf solche Schachteln

zu setzen pflegt, und mit welchen gerade meine und Eisenmeyers Lyrik eine so auffallende Ähnlichkeit haben sollte.

Vielleicht hätte ich den Umstand, daß es zufällig die k. k. Wiener Zeitung war, durch welche ich zum erstenmal in dieser Art rezensiert wurde, gleich damals als ein Vorzeichen betrachten können für meine künftige Stellung gegenüber der offiziellen und offiziösen Literaturkritik in Österreich . . ."

Aber ich muß nun auch von den Wandertagen sprechen, den Festzeiten meiner Lehrjahre. Die Zeit dieser Wanderungen waren die Sommerferien, ihr letztes Ziel die Heimat in der niederösterreichischen Waldmark zwischen der Thaya und dem Kamp, der Weg ein beliebiger, wochenlanger Umweg, der durch mehr oder weniger reizende Gegenden des Kronlandes sich schlängelte. Bruckner war dabei mein unzertrennlicher Genosse.

Ich könnte viel davon erzählen, wie wir, die blaue Donau von Krems bis Weißkirchen entlang wandernd, in den Felsgrotten am Stromufer Rast hielten, das Göpelsche Kommersbuch hervorholten und fröhlichen Liederschall ins Rauschen des Stromes mischten — wie wir eine ausnehmend holde Schenkin zu Weißkirchen an der Donau Jahr für Jahr bei flüchtiger Einkehr mit Vergnügen wiedersahen — wie wir alle die schönen Stifter, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Göttweih, Melk besuchten und nach fahrender Studenten Brauch die Gastfreundschaft derselben genossen — wie wir jetzt zur Seite der entzückend-kristallklaren Traisen, jetzt zur Seite des brausenden Aggsbaches fürbaß schritten, die wildromantische Wachau durchpilgerten — zu ragenden Felsburgruinen emporschauten und emporkletterten — den Ötscher besteigen wollten — auf den Wellen des breiten Donaustromes uns in Booten schaukelten — wie wir einmal zwei Tage lang in strömendem Regen gingen, Kleider und Schuhe an den Herdfeuern der Dorfschenken trocknend, in welchen wir einsprachen — wie einmal schon nahe vor dem letzten Ziel der Wanderschaft ein Landregen mich bei Bruckners Eltern in Grafenschlag festhielt, wo wir Tag für Tag morgens Milchsuppe, mittags Milchsuppe und Kartoffeln, abends Kartoffeln hatten, an welche Kost ich mich wunderbar schnell gewöhnte — wie dann auch Bruckner zu Schweiggers manch-

mal wochenlang der Gast des Gastes im Hause meiner Verwandten war — wie wir mitsammen die Gegend durchstreiften und auf Kirchweihfesten tanzten. Davon und von meinem Aufenthalte in Schweiggers, sowie dem bei Onkel Leopold in Kirchberg am Walde, könnte ich erzählen. Aber ich will lieber früher oder später Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mitteilen, welche nicht bloß mein Tun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat am besten schildern, sondern auch einer Mädchengestalt ihr Recht widerfahren lassen werden, die beanspruchen darf, in der Geschichte meiner Jugend dem Leser vorgestellt zu werden: der „Lilie" von Schweiggers — meiner Waldlilie — der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.

Hier sei nur eines noch erwähnt: daß zu Schweiggers und Kirchberg am Walde viele der früher erwähnten, in „Sinnen und Minnen" aufgenommenen Jugendgedichte entstanden. Drei der am meisten bekannt gewordenen: „In der Waldschlucht", „Viel Träume" und „Ganymed", wurden im Schatten der Riesentannen und Rieseneichen des Tiergartens zu Kirchberg am Walde gedichtet.

Der Einklang mit meinem Jugendfreunde blieb doch auch nicht immer völlig ungestört. Eine Sympathie, welche zwei Knaben vereinigte, wird sich nicht leicht in gleichem Maße auch auf das entwickelte und reifere Jünglings- oder Mannesalter erstrecken. Zwei Blüten von gleicher Gestalt auf einem Baume werden sich schwerlich auch zu zwei Früchten von gleicher Gestalt und Größe entwickeln. Bruckner, derselbe Bruckner, der jahrelang sich noch kümmerlicher als ich hatte durchschlagen und ein paarmal sein Nachtquartier unter freiem Himmel hatte nehmen müssen, wurde fast zum Feinschmecker, als seine Verhältnisse sich etwas behaglicher gestalteten, und es tat dem guten Einvernehmen der Wandergenossen manchmal einigen Eintrag, daß der Freund des Geldes wenig achtete, während ich mit dem kleinen Betrag, den ich beim Abgange von Wien in der Tasche hatte, für so und soviel Tage oder Wochen ausreichen mußte und wirklich ausreichte.

Mir war es eigen, frisch von der Leber weg zu sprechen; Bruckner zog es vor, den Kopf zu drehen oder in seine Faust

zu beißen, empfand aber alles um so tiefer, besaß eine große Selbständigkeit des Charakters und einen gewissen Stolz, die ihn veranlaßten, Ratschlägen und Mahnungen gegenüber sich schweigend auf sich selbst zurückzuziehen.

So fehlte es zwischen uns nicht an einem Gegensatz. Aber es waren zunächst doch nur äußere Verhältnisse, die uns allmählich trennten. Bruckner übernahm Privatlehrstunden in einer Familie, in welcher er bald wie heimisch wurde. Er fand in dieser Familie das Mädchen, das er wenige Jahre nachher zum Traualtar führte. Es ist begreiflich, daß ein solches Verhältnis ihm den täglichen Verkehr mit dem Freunde entrückte, um so mehr, da er jetzt in der Nähe jener Familie, am entgegengesetzten Ende der Stadt, seine Behausung aufschlug, eine Stunde Weges von der meinigen entfernt. Dazu kam, daß er sich auf das Realschullehramt vorbereitete, während ich meine Studien an der Universität fortsetzte. So fingen wir an uns immer seltener zu sehen. Er übernahm eine Supplentenstelle an der Realschule in Ofen, und eines Tages — es war im Jahre 1853 — überraschte er mich mit der brieflichen Nachricht seiner bevorstehenden Hochzeit. Ich beteiligte mich an der Feier mit folgendem Sonett, das als Denkmal der wärmsten und dauerndsten meiner Jugendfreundschaften hier eine Stelle finden mag:

„Bist du es nicht, mit dem ich lange Zeiten,
Ja, lange Jahre, die gemach verflossen,
Selbander gehend strebsam durchgenossen
Der Hoffnung Lust und rauhe Wirklichkeiten?

Wo fänd' ich je, wo fändest du den zweiten?
Wir lebten, fast sprichwörtliche Genossen,
Bald sorgenvoll vom stillen Dach umschlossen,
Bald fröhlich wandernd durch die grünen Weiten.

Fern auseinander hält uns jetzt das Leben:
Ich darf an keiner treuen Brust erwarmen,
Nur einsam aufwärts wie der Adler streben;

Dich bettet Hymen weich in Liebesarmen! —
O lächle nicht! Nur Antwort wollt' ich geben,
Und schreibe nun beinah' ein Hochzeitskarmen!"

Bruckner machte mir bald darauf einen Abschiedsbesuch in Unter-St. Veit bei Wien, wo ich mich eben aufhielt. Wir brachten einige Stunden miteinander in traulichem Gespräche zu und versicherten uns wechselseitig, daß wir nichts gegeneinander auf dem Herzen hätten, daß es eben nur die Zeit und die Verhältnisse seien, welche ihre Rechte geltend machten unter dem wechselnden Mond. Von dieser Art sind die Redensarten, mit welchen man die großen Risse und Sprünge im Gefüge des inneren Lebens zu übertünchen sucht. Auch die Freundschaft ist ein irdisch Ding, und ein solches nimmt ein natürliches Ende: eine Wahrheit, die ich zwar früh begriff, in die ich aber für meine Person mich erst spät zu finden und zu fügen lernte.

Bruckner erhielt eine definitive Anstellung an einer Pester Realschule. Zu Anfang der sechziger Jahre gelangte an mich die Nachricht von seinem plötzlichen und spurlosen Verschwinden. Man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau gesucht; aber sein Leichnam ist nie gefunden worden, und auch die Beweggründe zu seinem freiwilligen Verschwinden sind nicht aufgeklärt. Die innere Leidenschaftlichkeit bei äußerer Verschlossenheit, die ihn schon in der Jugend gekennzeichnet hatte, mag sich bei ihm zu einer Seelenkrankheit gesteigert haben, welcher er erlag.

Aber das Bild dieses meines ältesten und vertrautesten Freundes lebt in blühenden Söhnen und Töchtern fort, und einer der Söhne, Dr. Bruno Brukner, ein hoffnungsvoller, edeldenkender und warmfühlender junger Mann, hat es sich zur Ehrensache gemacht, die freundschaftlichen Beziehungen, welche den Namen Bruckner mit dem meinigen verknüpfen, nicht ganz erlöschen zu lassen.

Die nächste Stelle nach Bruckner nimmt in der Reihe meiner Jugendfreunde Johann Gebhart ein. Es mag im Jahre 1848 oder 1849 gewesen sein, daß ich zuerst seine Bekanntschaft machte. Sein Wesen war dem Bruckners so unähnlich als möglich, und auch dem meinigen so wenig verwandt, daß ich anfangs nicht glaubte, in ein näheres Verhältnis zu ihm verflochten zu werden. Dennoch geschah es. Ein junger Mensch von gefälligem Äußern, gewandten Manieren, leichtlebigem Charakter, lebhaft, gesellig und beredt, wollte er sich zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, der

theatralischen Laufbahn widmen und nahm Stunden in der Vortragskunst, wenn ich nicht irre, bei einem Hofschauspieler. Nebenbei machte er Verse, spielte die Geige, und benahm sich in jeder Beziehung „genial“. Der Himmel weiß, was den beweglichen jungen Mann, dem es nicht an Gesellschaft fehlte, zu dem stillen Träumer hinzog; er kam so oft als möglich in unsere Stube gerannt, erzählte in leidenschaftlicher Aufregung und sprudelnder Rede seine Tageserlebnisse, gab mir von den Theatervorstellungen, die er besucht hatte, nicht bloß Bericht, sondern agierte und deklamierte mir die aufgeführten Stücke mit drastischer Wiedergabe der Eigenheiten und Manieren aller Schauspieler, welche darin beschäftigt waren, vor, oder riß meine Geige von der Wand und parodierte ebenso glücklich in halsbrecherischen Läufen und Sprüngen die Art eines Geigenvirtuosen, den er Tags zuvor im Konzerte gehört hatte. Genial, wie gesagt, und witzig, regte er durch kleine Neckereien auch meine Laune an, und es fanden förmlich Witzduelle zwischen uns beiden statt, so daß er einmal einen Freund, der es ihm nicht glauben wollte, daß ich auch mutwillig sein könnte, zu mir mitbrachte, bloß um Zeuge eines solchen Zweikampfes zu sein. Von meiner Poesie hielt er nicht viel, wohl aber von meiner Gelehrsamkeit, während Bruckner mich für einen guten Poeten nahm, aber den Gelehrten in mir über die Achsel ansah.

Gebhart schrieb auch eine Tragödie „Zwei deutsche Kaiser“, welche von Grillparzer im Manuskript mit Beifall gelesen wurde, aber nicht in die Öffentlichkeit gelangte.

Die geniale Periode im Leben Gebharts endete am Ausgang von mancherlei Lebensirrwegen, die ihn mir entfremdeten, mit einer Anstellung als Professor — auch du, Brutus? — an einer Realschule.

Eine warme, auf Achtung und herzliche Zuneigung gegründete Freundschaft verknüpfte mich ein paar Jahre lang mit Eduard H a m e r s k i, einem jungen Polen aus Galizien, der im historischen Seminar mein Kollege war und sich auf das Gymnasiallehramt vorbereitete. Es bestand zwischen uns keine Gemeinsamkeit poetischer oder sonstiger Bestrebungen, aber die ideale und gefühlswarme Natur des jungen Mannes knüpfte zwischen uns das Band eines sympathischen Verkehrs, dessen ich mich gern erinnere.

Die einzige meiner Jugendfreundschaften jedoch, welcher es durch die Verhältnisse gestattet war, sich bis ins Mannesalter fortzuspinnen, war die mit Leopold Schulz v. Strasznicki, dem Sohne des rühmlich bekannten Wiener Mathematikers und Schulmannes. Leider wurde auch dieser Freund mir noch allzufrüh entrissen. In verhältnismäßig jungen Jahren zur Stelle eines Sektionsrates im Unterrichtsministerium vorgerückt, verfiel er, ein Mann, der zu einer glänzenden Laufbahn berufen schien, in unheilbaren Irrsinn, aus dessen Umnachtung ihn vor einigen Jahren der Tod befreite. Als eine edle Natur, feingebildet, von bestechender Liebenswürdigkeit, lebt er fort in meinem Gedächtnis.

Ich habe nicht umhin gekonnt, hier derjenigen zu gedenken, deren freundschaftliche Hingebung meinen jugendlichen Lebenspfad erfreulicher machte. Täte ich aber recht, nicht auch der Blumen zu gedenken, welche die Weiblichkeit auf meinen Weg streute? Es soll nur in dem Maße geschehen, als es der Zweck einer Lebensgeschichte an und für sich erheischt. Die Stellung eines Menschen zur Weiblichkeit ist immer bedeutsam, und wenn ich feststelle, von welcher Art meine Herzensangelegenheiten in der Epoche, um welche es sich handelt, waren, so dürfte dies dem Leser genügen, der von dieser Skizze nicht mehr erwartet, als sie sein will: der kurze, treue Bericht eines sehr einfachen Lebenslaufes, einzig zu dem Zwecke niedergeschrieben, den willkürlichen Phantasien der Verfasser „biographischer Skizzen“ einen Riegel vorzuschieben.

Wenn ich bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl weiblicher Gestalten die Musterung passieren lasse, so wird gegen den Vorwurf der Flatterhaftigkeit mich die Beschaffenheit der Beziehungen schützen. Auch kann ich zur Beruhigung des Lesers versichern, daß ich in keinem späteren Abschnitte meiner Lebensskizze wieder so vielerlei von dieser Art zu erzählen haben werde.

Das Tagebuch berichtet von Frühlingstagen, wo „der lang eingekrustet gewesene Quell meiner Poesie“ im Belvederegarten unter einem schönen warmen Frühlingshimmel und unter dem Augenstrahl eines in der Nähe sitzenden jungen Mädchens plötzlich wieder auftaute — von Tagen,

wo unter solchen Umständen aus trüben Schmerzen mir heitere Lieder entstanden, „wie die dunkelschwarze Flut sich an Klippen zu hellweißen Perlen bricht" — von Abenden auf dem Wasserglacis, wo ich an Bruckners Seite hinter einer einsam wandelnden Huldgestalt, hinter einem „feinen, behenden Figürchen, mit zartem, rosigem Gesichtchen, feurig-beweglichen Augen und einem kleinen roten Mündchen" einherging, bis ein lakonisch-derbes, aufklärendes Wort des älteren und erfahreneren Freundes mich aus dem Himmel des Idealismus riß — eines Idealismus, der bei mir ziemlich lange herrschend geblieben ist.

Eines Tages traf ich bei Bruckner zwei junge Mädchen, „frische Menschenblüten, Naturkinder, obgleich übrigens Trampeltierchen", wie das Tagebuch vom 22. Juli 1849 sich ausdrückt. „Mir," so heißt es weiter, „der ich durch Umstände vom Leben ziemlich ferngehalten bin, gewährt die geringfügigste Lebenserscheinung großes Interesse. Es war für mich ein Schmaus, zu beobachten, wie die guten Kinder so altklug und hausmütterlich sprachen, wie sie die Lieder, die wir sie lehrten, so schnell merkten, wie hier und da ein Liebesflämmchen aufflackerte. O es ist ein Glühen, Blühen, Entfalten, Elektrisieren und Ausstrahlen, wenn jugendliche, reine Gemüter beiderlei Geschlechts in Berührung kommen und sich naiv ihren Empfindungen überlassen! — Wie läutert Schönheit und Liebe — erscheine sie nun als blaues Auge, als ein Kurtiustod oder als Waldblumenduft — — es regnen ja vielerlei Schönheits- und Liebesblüten vom Baume der Schöpfung!"

„Nun verstehe ich," sagte ich zu Bruckner, als die Mädchen fort waren, „nun verstehe ich die Liebesrosen Goethes (Faust, 2. Teil, 5. Akt). Gottesfunken, fallen sie nieder, vermählen sich dem verwandten prometheischen Funken (der Schönheit), der im Wesen glimmt, verzehren sein Häßliches, und es brennt mehr oder weniger ungetrübt die Rosenflamme der Schönheit und Liebe. Nur auf Mephisto, den absolut Häßlichen, können diese Rosen (Schönheits- und Liebesblüten) keine gute Wirkung üben! Ein Funke Schönheit muß im Wesen noch glimmen, wenn es das Schöne ergreifen soll. Wenn aber dann Schönes das Schöne liebend umfaßt, so ist es selig. Gegenseitige Erfassung des Schönen

ist Liebe, ist Seligkeit — ist Selbstbeschauung, Selbstseligkeit des Höchsten! — — — O wieviel lerne ich," fügte ich noch bei, „weiblichen Wesen gegenüber!"

Bruckner lächelte, weil er mich nicht verstand, sagte aber gleich darauf: „Studieren tu' ich zwar nichts bei den Mädchen, aber es wird mir unter ihnen so wohl, wie einem Hund mit Flöhen, wenn er ins Wasser kommt!" — „O herrlich, herrlich, Freund Bruckner! Das war zwar kein Hegelsches, aber ein Jean Paulsches, ein Leibgebersches Wort! Ich werde es nie vergessen. Du verspürtest die Goetheschen „Rosen"! Du denkst nicht wie ich, aber du fühlst wie ich!" —

In der Familie Regiswindas, deren der Leser aus einem früheren Abschnitte dieser Mitteilungen sich erinnern wird, und in welcher ich fortfuhr, an freien Nachmittagen zu Übungen auf dem Klavier mich einzufinden, waren nach Regiswindas Verheiratung ein Paar Mädchenblüten herangediehen, auf welche ich einen Teil der stillen Huldigung, die ich der älteren Schwester gewidmet hatte, übertrug. Ich pflegte sie bei mir selbst die „Blume" und das „Vöglein" zu nennen, weil die eine schön, still und ernst wie eine Blume war, die andere herzig und munter wie ein Vogel. Die Blume nannte ich in Versen auch Iduna. In ihr schien mir etwas von dem madonnenhaften Ernste und der Sanftheit Regiswindas sich zu erneuen, aber mehr von dem Ernste, als von der Sanftheit.

Lebhafter gestalteten sich die Beziehungen zu der erwähnten „Lilie". Ihr stand als anmutiges Gegenstück eine blühende Schwester, die „Rose" gegenüber. Das poetisch-erotische Waldidyll, das in den Ferienmonaten zu Schweiggers sich abspielte, dessen handelnde Person ich aber freilich fast allein war, ist nebst dem dazu gehörigen Sonettenkranze aufbehalten in meinem Ferientagebuche von 1850, das ich dem Leser später vorzulegen gedenke.

Ich komme auf jene Rosa zurück, von welcher mir an dem Tage, welcher der „folgenreichste und wichtigste meines Lebens" hätte werden sollen, das begeisternde Gläschen Punsch kredenzt worden war. Dieses zarte, schlanke Geschöpf, das Kind einer mittellosen Familie, die Tür an Tür neben uns wohnte, war die Geliebte eines seither berühmt gewordenen

Architekten, der sie an Sonntag Nachmittagen im Wagen zu Spazierfahrten abholte. An Wochentagen aber war sie nichts weiter als Arbeiterin in einer Druckerei. Sie hatte ein feines Wesen, das über ihren Stand und Beruf hinausging. Doch ich halte mich lieber wieder an die Urkunden des Tagebuchs — die wörtlichen Urkunden, was der Leser nie vergessen möge.

20. Jänner 1850.

Eine gewisse Rosa, jung, hübsch, schönäugig, naiv, feurig — besucht uns jeden Abend und lernt Klavierspiel und Singen von mir. Wir — Bruckner natürlich mit eingeschlossen — unterhalten uns ganz köstlich; es wird gesungen, gescherzt, oft sogar ein bißchen getanzt, bis in die tiefere Nacht hinein.

Mir ist alles, was Abwechselung in mein Leben bringt, unendlich willkommen; und so bin ich ganz entzückt über diese kleine Gunst des Schicksals. Freilich muß ich sehen, daß die gute Rosa sich ganz und gar zu meinem blühenden Freunde hinneigt, und daß ich auf die Rolle des Zuschauers beschränkt bin. Aber für den Poeten ist auch Zuschauen ein Glück — ich schaue nicht fruchtlos zu: ich rolle meine Mappe auf und zeichne und skizziere nach der Natur. Ich glaube, daß der Poet wie der Maler Studien nach der Natur zu seinem Frommen machen kann und soll; es läßt sich dem wirklichen Leben viel Poesie ablauschen. Manches ist sogar so bedeutend, daß man es, so wie es ist, in ein Drama übertragen könnte. Ich habe wenig gelebt, und doch habe ich schon mehr des Schönen im Leben gefunden als in der Kunst. Aus manchem Frauenauge und Antlitz hat mich das Göttliche oft reiner und ergreifender angestrahlt, als aus den großartigsten poetischen und Kunstwerken. Malt der Poet die Gestalt? Bildet der Maler das Wort und die Bewegung nach? Nur im Leben erscheinen die Momente der Schönheit beisammen. Des Menschen Sinn und Tun bleibt die angemessenste Erscheinungsweise des Göttlichen und Schönen; wäre es nicht so, so hätte Gott statt der Menschen und der Natur, wie ich meine, lieber gleich Statuen und Verse erschaffen.

12. Mai 1850.

Ich habe meine Schülerin, die Rose, verloren. Da wir am 7. d. M. die neue Wohnung bezogen, so hören die Klavierlektionen auf. Nichtsdestoweniger währen die freundschaftlichen und anmutigen Verhältnisse fort; kleine Geschenke und zarte Worte werden wie früher gewechselt. Zu Ostern überreichte ich ihr ein rotes Ei in meinem und Bruckners Namen mit der Umschrift:

Süße Rose, zarte Rose,
Nimm dies Ei mit roter Schale!
Du bist selbst ein Ei, du Lose,
Unser Herz ist deine Schale:

Und wie der, der dieses Ei ißt,
Erst die Schale muß zerbrechen,
Muß, wer dich zu frein so frei ist,
Vorher, ach, das Herz uns brechen!

Neulich begegnete ich ihr abends. Ich fragte sie, ob sie heute nicht, wie sonst öfter, eine Rose für mich habe. „O ja, Sie sollen eine haben," sagte sie, „warten Sie hier beim Tore — wir standen vor ihrem Hause — ich werfe sie Ihnen vom Fenster herunter. Geben Sie acht!" — Sie ging hinein, ich blickte unverwandt zu ihrem Fenster hinauf. Dies tat sich auf, eine Rose fiel nieder, aber leider verhinderte mich die Dunkelheit sie zu finden. „Warten Sie," rief sie, „vielleicht finde ich eine andere!" — Nach einiger Zeit fiel — keine Rose, aber ein Rosenzweig herab, mit unaufgeblühten Knospen bedeckt. Sie hatte keine volle Rose mehr gefunden.

Arme Knospen! So früh mußtet ihr sterben, durftet euch nicht entfalten und des Lenzes freuen wie ihre Schwestern! Doch, tröstet euch: wenn die Blätter eurer Schwestern längst in alle Winde verweht sind, werdet ihr noch aufbewahrt und heilig gehalten sein; wenn eure Schwestern längst mit der Blüte den Duft verloren, werdet ihr, wenn auch verblüht, mir noch lieblich duften! Lenzes- und Liebesboten sterben ja meistens früh — doch eben der frühe Tod macht sie unsterblich. Ich preise euch glücklich, süße, frühgestorbene, unsterbliche Rosenknospen! (Besser findet der Leser das ausgedrückt in

dem später gedichteten Sonette „Die Rosenknospen“, „Sinnen und Minnen“ S. 130.)

Als ich nach einigen Tagen Rosa wiedersah, sagte ich ihr: „Die Rosenknospen, die Sie mir geschenkt, sind zwar schon welk, aber sie duften noch immer. Wissen Sie, warum das so sein mag?“ — „Nun?“ fragte sie. — „Weil sie von Ihnen sind.“ — „Nein,“ erwiderte sie, „weil sie bei Ihnen sind!“

Ein Geist ohne Bildung und ein Herz ohne Liebe — und ein so schöner Gedanke! Wie vereint sich das?

Sie liebt mich nicht — das hat sie mir oft fast beleidigend deutlich bewiesen — aber sie erzeigt mir beinahe absichtslos unendlich viel Liebes und Gutes. Ein solches Verhältnis ist das geeignetste für mich als Dichter, Studien zu machen und insbesondere das oft so rätselhafte Leben und Weben eines Frauenherzens zu belauschen. Ein wirkliches Liebesverhältnis dagegen würde mich mehr aufregen, verwirren und fesseln.

Nun, „ein wirkliches Liebesverhältnis“ blieb mir zwar noch lange erspart — nicht aber die „größere Aufregung, Verwirrung und Fesselung“.

Jadviga war eine junge Polin von reifer Schönheit, welche zwar Deutsch sprechen, aber nicht schreiben gelernt hatte. Sie wünschte das Versäumte nachzuholen, und ich bot ihr meine uneigennützigen Dienste an. Sie hatte wunderbare Augen und Hände, die ich für die schönsten der Welt hielt, bis ich später die der Harfenkünstlerin Marie Mösner kennen lernte. Was ihren Stand betrifft, so lebte sie zwar in der vornehmen Gesellschaft, gehörte aber nicht derselben an. Ich glaube, bei längerem Verkehr mit diesem weiblichen Wesen hätte sich bei mir eine wirklich gefährliche Leidenschaft entwickelt. Der Tisch, an welchem wir unsere abendlichen Schreibübungen anstellten, stand in der Nähe des stark geheizten Ofens. Das hatte natürlich Einfluß auf den Hitzegrad meines Empfindens, und ich kam immer lichterlohglühend aus Jadvigas Gemach. Wer weiß, bis zu welchem Grade Reaumur die Temperatur in ihrer Nähe noch gestiegen wäre, hätte die schöne Polin sich nicht plötzlich veranläßt gesehen, das Haus, in welchem sie weilte, zu verlassen und Gott weiß wohin zu ziehen. Sie versprach mir zu

schreiben, aber bis heute hat sie nichts weiter von sich hören lassen. Ich will mich hier nicht in die Einzelheiten verlieren; aber ich muß gestehen, wenn ich unter den Huldinnen (nicht Heldinnen) meiner ersten Jugendzeit jetzt noch zu wählen, oder, besser gesagt, zu erklären hätte, mit welcher nicht vertrauter geworden zu sein ich jetzt am meisten bedaure, so würde meine Wahl nur zwischen zweien schwanken. Die erste nenne ich nicht — die zweite wäre Jadviga. Ich verweise den Leser auf das Sonett „An Jadviga" in „Sinnen und Minnen" S. 103.

Das war im November und Dezember 1850; im Februar des nächsten Jahres kam es zu einer neuen, aber für jene Epoche letzten Aufregung und Verwirrung dieser Art.

Bei Jadviga bewahrte mich eine baldige rasche Trennung vor jeder Art Enttäuschung. Jetzt war mir's vom Schicksal verhängt, einen Schritt weiter zu machen auf der Bahn der Liebe — bis zu einer förmlichen Erklärung beiderseits und bis zu einem Stelldichein. Aber wie nichts leichter entflammt ist als ein Dichterherz, so ist auch nichts leichter erkältet durch den geringsten rauhen Hauch der Wirklichkeit. Die idealen Anforderungen eines jugendlichen Herzens sind ungeheuer.

In der mehrerwähnten Familie Regiswindas war ich im Februar 1851 zu einem Hausballe miteingeladen. Die Gäste waren versammelt, der Tanz war angegangen, da trat noch ein junges, schönes Paar ein — Bruder und Schwester. Die beiden wurden bewillkommt und alsbald aufgefordert — sie waren aus Graz nach Wien gekommen und erst seit kurzem da ansässig — einen steirischen Tanz zum besten zu geben. Sie taten es und man konnte nichts Schöneres sehen als den Tanz dieser Geschwister, die an Wohlgestalt und an fesselnder Anmut der Bewegungen miteinander wetteiferten. Ich war entzückt und verlor das Mädchen nicht mehr aus den Augen.

Wir kamen nebeneinander zu sitzen, und eh' ich mich dessen versah, war ein Gespräch angeknüpft, das wunderbar in Fluß geriet und gar kein Ende mehr nahm. Ich sprudelte von Poesie. Und als nun gar der Champagner kam, und wir, weltvergessen nebeneinander sitzend, tranken, und ihre Augen wonnig funkelten, ihr klassisch-feingeschnittenes Antlitz sich

rosig verklärte, da wurde ich dieser Rose gegenüber förmlich zur flötenden und trillernden Nachtigall. Die Töchter des Hauses, die seit Jahren gewohnt waren, alles eher von mir zu erwarten, als daß ich einmal den Mund auftun und zehn Worte hintereinander sprechen könnte, waren förmlich verblüfft von der Wahrnehmung dieser plötzlichen Beredsamkeit. Aber die Schleusen waren nun einmal geöffnet, und es gereichte mir zu einer Art von Genugtuung, zu beweisen, daß ich am Ende kein totes Stück Holz, sondern eine Flöte sei, die ganz gute Töne von sich gebe, wenn man nur verstehe, darauf zu spielen. Sidonie — schon der Name war bezaubernd — hatte es verstanden, und der Champagner tat das übrige.

Wir saßen tatsächlich die ganze Nacht hindurch plaudernd beisammen. Hatte ich mit einer andern als ihr getanzt, so setzte ich mich doch immer wieder neben sie, und auch sie kehrte immer wieder auf ihren Platz neben mir zurück.

O diese Ballnacht! Sie war etwas für mich noch nicht Dagewesenes — sie war das Schönste in meinem bisherigen Leben!

Ich wußte damals noch nicht, daß man allen schönsten Momenten ihre Schönheit und Unvergänglichkeit nur bewahren kann, wenn man keinen Versuch macht, sie zu wiederholen. Ich erkundete, daß Sidonie mit ihrem Bruder einer Strohhutniederlage in der inneren Stadt — im Krämergäßchen — vorstehe. Ich ging auf Entdeckung dieses Strohhutladens aus, schlich vor demselben des Abends im Dämmerschein der angezündeten Laternen auf und ab und schickte in einem Moment, wo Sidonie allein hinter den Strohhüten saß, ein müßig umherlungerndes Büblein mit einem Zyklus von acht Liedern „An Sidonie“ zu ihr hinein. (Eines davon steht in „Sinnen und Minnen“ unter dem Titel „Liebesgruß“.) Sidonie las die Blätter — ich beobachtete sie dabei von der Gasse aus, und dann kam der Knabe mit der Einladung zurück, „für einen Augenblick bei ihr einzutreten“. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. D a r a u f war ich nicht vorbereitet! Ja, wahrhaftig — ich „traute mich nicht“ einzutreten! — Aber ich setzte meine abendlichen Wandelgänge vor dem Laden fort. Bruckner,

durch meine begeisterten Schilderungen des Mädchens neugierig gemacht, fing ebenfalls an, durch das Krämergäßchen zu schleichen, und versprach mir unaufgefordert, Sidonien im Auge zu behalten — „um meinetwillen". Ich ersuchte ihn, dies bleiben zu lassen — „um meinetwillen".

Was ich von Sidonien wollte, war ein Brieflein — ein zartes Brieflein zur Antwort auf das meinige. Ein zartes Brieflein an mich von Mädchenhand — das schien mir der Gipfel alles Wünschenswerten! Ich schrieb ihr neuerdings und bat sie, meine Lieder zu vernichten; nächsten Donnerstag abends würde ich einen Boten zu ihr in den Laden senden mit der Frage, „wie sich die Nachtigallen befänden?" und wenn sie mir dann sagen ließe, die Nachtigallen „seien erfroren, weil die Witterung noch zu kalt ist", so solle mir dies ein Zeichen sein, daß sie meiner Bitte willfahrt und die Lieder vernichtet habe. Das würde sie doch zu einer brieflichen Äußerung zwingen, meinte ich. Aber auf meine poetische Blumensprache ging Sidonie nicht ein, weder brieflich, noch mündlich, sondern ließ mir durch den Donnerstagsboten einfach sagen, ich möge um 7¼ Uhr abends in der Gasse auf sie warten . . .

Ich wartete. Sie kam. Wir standen einander gegenüber, ich sprach sie an, und wir gingen zusammen fort.

Was konnte ich anders, als von meiner Liebe reden? Leider herrschte eben ein garstiges Nebel- und Regenwetter, wir mußten die Schirme aufspannen, und unser Gespräch wurde alle Augenblicke durch Rippenstöße der im Kot der Straße sich drängenden Menge unterbrochen. O wie verschieden war dieser Abend von jener Ballnacht bei strahlenden Kerzen und perlendem Champagner! — Auch trug Sidonie ein altes Umschlagetuch von etwas verblichener braunroter oder braungelber Farbe, das ihren zierlichen Leib entstellte. Das alles raubte mir Stimmung und Besonnenheit. Aber ich mußte reden, mußte von meiner Liebe sprechen, und als ich damit zu Ende war, blieb mir nichts übrig, als Sidonie zu fragen, ob auch sie mich liebe. Es gibt nichts Fataleres als eine Liebeserklärung oder die Frage: „Lieben Sie mich, mein Fräulein?" bei einem Hundewetter im Freien oder sonst zu ungelegener Stunde, besonders wenn man sich kaum noch kennt. Ich selbst fühlte mich durch die an Sidonie

gerichtete Frage so ernüchtert und erkältet, daß ich unmittelbar darauf die ersten Anzeichen eines Schnupfens verspürte. Sidonie erwiderte, ich sei ihr „sehr wert und angenehm", aber ihr Bruder werde eine „Bekanntschaft mit einem Studenten" niemals dulden. Eine Bekanntschaft! Du lieber Himmel! Was hatte ich denn gewollt, als durch das Krämergäßchen lustwandeln und ihr Verslein „an Sidonie" zusenden? Die Berufung auf den Bruder baute meinem Rückzug aus der Prosa in die Poesie des Herzens eine goldene Brücke. Als wir das Kärntnertor hinter uns hatten und der Regen immer stärker niederträufelte, machte ich Halt und verabschiedete mich von dem lieben Kinde. Entsprechende Worte wurden dabei gewechselt, warm gemeint, aber naßkalt angehaucht. Alleinstehend auf dem finsteren Glacis unter dem aufgespannten Regenschirm, kam ich mir wie ein Philister vor und betastete mich unwillkürlich, ob ich nicht einen spitzen Frack anhätte und einen Zylinder auf dem Kopf und eine weiße Binde um den Hals . . .

So liebte ich mit zwanzig Jahren!

Als ich das historisch-philologische Seminar besuchte, lagen diese mißlungenen Versuche zu lieben und geliebt zu werden schon hinter mir. Im Jahre 1852 bedurfte man am Theresianum eines philologischen Supplenten und wandte sich an Bonitz: dieser schlug mich vor. Ich dachte nicht, mit dem Gymnasiallehramt Ernst zu machen; aber warum sollte ich nicht durch eine solche *vorläufige* Beschäftigung meine äußere Lage verbessern? Jahre einer nicht gerade beneidenswerten Kindheit und Jugend lagen hinter mir. Mit einem Monatslohn von sieben Gulden hatte mein Vater als herrschaftlicher Diener wenig mehr für die Seinen zu tun vermocht, als daß er die bescheidene Wohnungsmiete für sie bestritt. Was meine Mutter mit Näharbeit, ich mit Lektionen vom fünfzehnten Jahre an erwarb, war alles, worauf sich unser beider Haushalt gründete. Das hatte nun schon durch das kleine Seminarstipendium sich etwas anders gestaltet und konnte noch ganz anders sich gestalten, wenn ich eine Hilfslehrerstelle an einem Gymnasium annahm. Ich nahm also an, und als man im nächsten Semester meine Aushilfe für das akademische Gymnasium beanspruchte, nahm ich ebenfalls an, und als man zu Beginn des nächsten Schul-

jahres meiner am Grazer Gymnasium zu bedürfen glaubte, folgte ich auch diesem Rufe, bereit, auf diesem Wege auszuharren, bis ein dichterischer Erfolg mir eine unabhängige Stellung sicherte.

Während der Ferienmonate 1853 war ich einer Einladung des Grafen Terlago in Unter-St. Veit bei Wien gefolgt, wo ich Gastfreundschaft genoß und dafür mit dem Söhnlein des Grafen täglich eine Stunde lang den Homer las. Ich verlebte da ganz angenehme Tage. Die Vormittage brachte ich spazierend, lesend, dichtend in den prächtigen Laubgängen des nahen Schönbrunner Parkes zu.

---

6. Von der Mur zur Adria.

Ich bin in meiner Erzählung bei dem ersten Grazer Aufenthalte vom Oktober 1853 bis April 1855 angelangt.

Nicht sogleich beim ersten Anblick entfaltete die anmutige Murstadt für mich jenen Zauber, den man ihr nachzurühmen pflegt. Von Wien kommend, trug ich die allzu lebendige Erinnerung an die unvergleichlich schönen, reichen und großartigen Rundsichten noch in mir, wie sie in der Umgebung der Residenz von der Höhe des Kahlenberges, des „Himmels“, des Hermannskogels usw. nach einer Seite über die Riesenstadt und den Riesenstrom, nach der andern über gewaltige Gebirgslandschaften sich auftun. So konnte ich, auf dem Grazer Schloßberge stehend, nur einen angenehmen, aber keinen bedeutenden Eindruck empfangen. Mein Auge vermißte in der Stadt unter mir und in den zerstreuten, belanglosen Landhäusern der Umgebung architektonische Punkte, auf welchen es mit Interesse hätte ruhen können. Aber ich verkannte nicht den Reiz des Berges und seiner Spaziergänge an und für sich, und wenn ich im dolce far niente der schönen Septembertage, in welche meine Ankunft fiel, Trauben und Nüsse naschend, das Glacis entlang schlenderte, entzückte und fesselte meinen Blick der herbstliche Farbenzauber des bewaldeten Abhangs, mit seinem Purpur und den hundert Schattierungen seines welkenden Laubgrüns.

Die Tatsachen dieses meines ersten, anderthalbjährigen Grazer Aufenthalts werden rasch erledigt sein.

In poetischer Beziehung war diese Epoche für mich nicht sonderlich fruchtbar. Von Gedichten, welche später in die Sammlung „Sinnen und Minnen" übergingen, entstanden die Lieder: „Trost" (S. 14), „Rosenlied" (S. 16), „Meeresliebe" (S. 18), „Ich seh' dich heut zum erstenmal" (S. 75), „Ein Moment" (S. 167); die Ghaselen: „Spielzeug" (S. 155), „Ruhe" (S. 155), „Ich will ja nichts" (S. 155), „Wie, du liebst mich nicht?" (S. 156); die Sonette: „Verschollene Liebe" (S. 122), „Du" (S. 148), „An M. M." (ursprünglich „An P." überschrieben, S. 169); die Distichen: „An L." (S. 93), „An Pauline" (S. 94).

Ein eifriges Studium des Persischen fiel in diese Zeit, das später mit gleichem Interesse noch einige Jahre lang fortgesetzt wurde.

Für das Gymnasialprogramm des Studienjahres 1853 bis 54 schrieb ich eine Abhandlung: „Über die Grundideen der griechischen Tragödie", über welche Bonitz in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien sich beifällig äußerte.

Dazu kam die Vorbereitung für meine Lehramtsprüfung. Es war mir nunmehr klar geworden, daß bei der Eigentümlichkeit meiner Verhältnisse jedenfalls noch einige Jahre verstreichen würden, bis ich auf dem Punkte angelangt wäre, einen gesicherten Haushalt auf dichterische Tätigkeit allein zu gründen. Ein Supplentengehalt von 40 fl. aber konnte auch nur sehr notdürftig ausreichen. So schien nichts übrig zu bleiben, als durch Ablegung der Lehramtsprüfung und Annahme einer wirklichen Anstellung — die ja im günstigen Moment immer wieder aufgegeben werden konnte — den Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen: um so mehr, da durch eine sorgenfreie Lage, wie ich hoffte, auch dem poetischen Bestreben Vorschub geleistet werden konnte.

Nachdem ich am Schlusse des Schuljahres 1853—54 einen Tag lang, von Morgen bis Abend, meiner Tätigkeit als Examinator für das Griechische und Lateinische bei den Maturitätsprüfungen obgelegen — man hatte den Tag für diese beiden Fächer ausschließlich bestimmt — reiste ich am folgenden Morgen nach Wien ab, um mich dort sofort selbst

als Prüfling vor der Kommission einzufinden, welche aus Miklosich als Vorsitzendem, Bonitz für das Griechische, Grysar für Latein und Hahn für deutsche Sprachwissenschaft bestand. Durch die Strapazen der vorherigen Tage war ich so angegriffen, daß ich mich krank gemeldet haben würde, hätte nicht Bonitz mit aufmunterndem Zuspruch mir im letzten Augenblicke noch Mut gemacht.

Das umfangreiche Prüfungsprotokoll und Lehramtszeugnis — es umfaßt sechs Folioseiten — sprach mir die Befähigung zu, Griechisch und Latein am ganzen Gymnasium zu lehren; für das Lateinische wurde die „Leichtigkeit" der Übersetzung anerkannt, für das Griechische die „Gewandtheit und Bestimmtheit" derselben, „selbst der schwierigeren Stellen" und die „Genauigkeit der Erklärung", so wie die „in mancher Hinsicht in das einzelne reichende Kenntnis der Realien". In betreff des Deutschen aber lautete das Urteil wörtlich wie folgt: „Der Kandidat hatte, wie er sagte, für das Deutsche die Lehrbücher von Bauer und ähnliche studiert; man hat aber aus seinen Antworten nicht entnehmen können, daß dies mit der erwünschten Gründlichkeit geschehen sei."

Es hatte damals eine eigene Bewandtnis mit den Prüfungen aus dem Deutschen bei Kandidaten für das Gymnasiallehramt. Jedem Kandidaten, was immer für eines Faches, oblag es, sich auch aus dem Deutschen einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Aber das Ergebnis dieser nebensächlichen Prüfung sollte — so lautete die Verfügung — keinen Einfluß haben auf die Entscheidung der Lehramtsprüfung im ganzen. Die Folge hiervon war, daß die Bewerber, sattsam in Anspruch genommen durch ihr Fachstudium, den Formelkram der deutschen Grammatik abseits liegen und sich kecklich eine Unwissenheit bescheinigen ließen, die keine praktischen Folgen für sie hatte. Auch mir fehlte zur Zeit der Ehrgeiz, in einem Fache, dessen ich in der Ausübung mächtig genug zu sein glaubte, für und wider nichts auch durch theoretische Kenntnis glänzen zu wollen.

Bekanntlich hat mich diese Versäumnis nicht gehindert, in Sachen der Muttersprache es späterhin ziemlich genau zu nehmen, und sogar ein bißchen Pedant zu werden. Ich verließ mich auf das Sprachgefühl und auf die Anleitung, die ich aus der Lesung unserer klassischen Schriftsteller schöpfte,

und hatte daran, fast möchte ich sagen, mehr als genug. Reicht dergleichen doch hin, einen Menschen schier unglücklich zu machen, wenn er sieht, wie die sprachliche Fahrlässigkeit und Willkür im neuesten deutschen Schrifttum immer mehr überhand nimmt. Auch ohne die „Lehrbücher von Bauer und ähnliche" studiert zu haben, und langer Gewöhnung zum Trotz, verstimmt es mich noch immer gründlich, so oft ich auf das häßliche, täglich häufiger werdende: „Wenn ich wissen würde" oder „Würde ich wissen, so" usw. stoße — es ist, wie wenn der Franzose sagen wollte si je saurais statt si je savais, oder der Italiener se saprei statt se sapessi — oder auf das drollige Beiwort „diesbezüglich" — genügt das einfache „bezüglich" wirklich nicht? — oder auf das unappetitliche Grazer Lieblingswörtchen „Anwurf" statt Vorwurf, das so ganz und gar „ungut" und „unnotwendig" ist — oder in Romanen auf das schlecht-französische: „Jawohl! machte die Gräfin." — Bei letzterem Gebrauch des Wortes „machen" fühle ich mich immer lebhaft an die Bedeutung erinnert, welche dasselbe hier und da in der Kinderstube hat.

Meine Kollegen im Supplentenamte am Grazer Gymnasium, darunter der Mexikoreisende B. Heller, der begabte Adolf Ficker, Gustav Herr, Erasmus Schwab, Eduard Krischek, Georg Ullrich, Reichel u. a., bildeten einen flotten geselligen Kreis, der durch den Anschluß junger Dozenten der Universität erweitert wurde, und in dem sich angenehm verkehren ließ, dem ich aber freilich für meinen Teil bald dadurch entrückt wurde, daß ich einen eigenen Haushalt an der Seite meiner Mutter und später auch meines Vaters führte. Von diesem Kreise ehrenwerter Genossen hob durch Eigentümlichkeit des Wesens und Charakters, insbesondere durch eine unendliche Gemütlichkeit Jakob Cicigoi sich ab, den wir unter uns gewöhnlich nur „Goi" zu nennen pflegten.

So fest ich mir auch vorgenommen, in diesen Mitteilungen mich auf meine Person zu beschränken, so drängt doch, wenn man einmal das Buch seiner Lebenserinnerungen aufschlägt, neben dem lieben Ich unabweislich so manches liebe und werte Nicht-Ich sich hervor; und so fühle ich auch an dieser Stelle wieder das Bedürfnis, ein schlichtes Denksäulchen für eine Persönlichkeit, die mir gemütlich nahestand, aufzurichten.

Unser „Goi" war Kroate von Geburt, sprach daher das Deutsche mit einem etwas fremden Akzent, aber doch recht gut, und wenn ihm jezuweilen auf dem Katheder ein Ausdruck entschlüpfte, wie: „So, nun sperren Sie die Bücher zu!" so lächelten zwar die Schüler, aber seinem Ansehen schadete es bei ihnen nicht, da er ihnen ebenso sympathisch war, wie den Kollegen im Lehramt.

Von dem köstlichen, goldreinen Gemüte dieses Menschen lohnt es sich einen Begriff zu geben durch ein Geschichtchen, das ich im Verkehre mit ihm erlebte.

Eines Sonntags besuchte ich ihn, wie öfter, und fand seine Stirne gerunzelt, wie von schwerer Sorge verdüstert. Ich fragte ihn nach der Ursache. „Ach!" versetzte er, „mir ist etwas sehr Unangenehmes begegnet. Waren da hintereinander ein paar Väter von Gymnasiasten bei mir, und wie sie fort sind, bemerke ich erst, daß einer von ihnen einen Dukaten, in ein Papierchen gewickelt, auf meinem Schreibtisch zurückgelassen hat. Ja, was denken denn die Leute von Unsereinem? Und das Schönste ist, daß ich nicht einmal weiß, welcher von den beiden Vätern es war, der den Dukaten unbemerkt auf meinen Schreibtisch legte. Wie soll ich es nun anfangen, denselben zurückzustellen? Soll ich von einem zum andern gehen und fragen: „Herr, sind Sie es, der mich mit einem Dukaten hat bestechen wollen?" Und behalten mag ich ihn auch nicht! — Ach Gott! (so schloß er seine Klage, das Goldstück aufnehmend und wieder hinwerfend) wenn ich den verwünschten Dukaten nur wieder los wäre! Er brennt mich förmlich in der Hand!"

„Lieber Freund!" gab ich zurück, „wir haben heute den 27., und ich bin eben gekommen" — damit sagte ich die Wahrheit — „um dich zu ersuchen, mir mit fünf Gulden bis zum Ersten aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. Leih mir den Dukaten, so hast du ihn aus der Hand, wenn er dich so sehr brennt!"

„Ja!" rief er hastig. „Ja! da hast du ihn! Nimm ihn! Aber ich bitte dich, gib mir ihn nicht zurück — hörst du? Ich werde dir's schon sagen, wenn ich ihn brauche!"

Ich steckte den Dukaten zu mir, und Freund Cicigoi atmete erleichtert auf.

Ich achtete seine Bitte und wartete geduldig, bis er mir

sagen würde, daß er den Dukaten brauche. Er hat ihn nie gebraucht.

Vielleicht wundert sich der eine oder der andere Leser, daß so naive Bestechungsversuche, wie der eben erwähnte, in früherer Zeit vorkamen. Sie kamen vor, wenn auch nicht oft, und ich selbst war einmal in der Lage, den Begriff eines naiven Vaters von meiner Ehre und Ehrlichkeit zu berichtigen. Jede Zeit hat eben ihr Eigentümliches. So war es z. B. auch eine Eigentümlichkeit jener Zeit, daß den Verkehr mit den Professoren die Väter der Schüler besorgten. Ich erinnere mich keines einzigen Damenbesuchs während der ganzen Zeit meiner lehramtlichen Tätigkeit. Seit, wie verlautet, zum größeren Teil die Mütter jenen Verkehr auf sich genommen, mögen die naiven Bestechungsversuche aufgehört haben. Frauen sind nicht so naiv wie ihre Männer.

Ein interessantes Schauspiel war es, wenn es uns Kollegen gelang, den seelenguten Goi einmal zornig zu machen. In ebendieser seiner Seelengüte pflegte er uns von Zeit zu Zeit zu einem abendlichen Tee bei sich einzuladen, was immer gerne angenommen wurde. Er pflegte den Tee selbst zu bereiten, in einem „Schnellsieder", den er uns sehr rühmte und auf den er geradezu stolz war. Aber der Tee hatte manchmal den Eigensinn, auf diesem „Schnellsieder" durchaus nicht — fertig werden zu wollen. Weiß Gott, wie es kam, das Teewasser war in solchen Fällen wie verhext, es wollte nicht aufkochen. Wenn nun Goi den langen Leib und das breite bärtige Gesicht immer sorgenvoller über den Schnellsieder beugte, seine Stirne immer tiefer sich runzelte, und zwischen den Runzeln allmählich auch Schweißtropfen zu funkeln begannen, wie Tautropfen zwischen den Furchen eines frischgepflügten Ackers — so war dies ein Anblick, der mehr Mitleid als Heiterkeit hätte erwecken sollen. Wir aber, mit erwartungsvollen, halb spöttischen Mienen um unsern Freund her sitzend und seinen nicht brodeln wollenden Hexenkessel ins Auge fassend, weideten uns herzlos an seiner Verlegenheit und an seiner Jammermiene, die der eines Zauberers glich, dem nichts gelingt, weil man ihm zu skeptisch auf die Finger sieht. Trieben wir aber nun gar die Bosheit so weit, über Hunger zu klagen und abfällige Bemerkungen über den gerühmten Schnellsieder fallen zu lassen — da

begann es allmählich, nicht in Gois Teewasser, aber in ihm selber aufzukochen und aufzuwallen, bis er zuletzt losplatzte: „Ei, nun wollt' ich aber schon, daß euch alle miteinander der Teufel holte!"

Meine Spaziergänge machte ich meistens in seiner Gesellschaft. Für gewöhnlich war er heiteren Sinnes, und selbst über Unangenehmes wußte er sich mit den Worten: „Tut mir leid — aber es macht nichts!" hinwegzusetzen. Von Zeit zu Zeit hatte er jedoch auch seine melancholischen Augenblicke und dann sprach er in der Regel von seiner Heimat und davon, daß er am liebsten dahin zurückkehren möchte. Das Wort Heimat hatte in seinem Munde den Klang, den es im Munde von Menschen hat, welche ein tieferes Gemüt besitzen.

Sein Wunsch ging übrigens in Erfüllung. Er erhielt bald nachher eine Anstellung an einem kroatischen Gymnasium und nahm eine Landsmännin zur Frau, welcher eine recht hübsche Anzahl von Weingärten, ich weiß nicht, ob als Aussteuer oder als Erbe zufiel.

Diese Weingärten wollten gepflegt sein; Cicigoi entsagte dem Lehramt und wurde Ökonom. Ich habe seither nicht wieder von ihm gehört, aber daß er bei seinen Weingärten sich wohlbefindet, schließe ich daraus, daß er den bewußten Dukaten immer noch nicht braucht.

Ich bin mit meinen Grazer Erinnerungen von 1853 bis 1855 nicht ganz zu Ende. Es liegt ein aus stenographisch hingeworfenen Blättern ins reine geschriebenes Tagebuch vor mir, welches für mich das weitaus bedeutendste Denkmal jenes ersten Grazer Aufenthalts bleibt. Dieses Tagebuch enthält eine Herzensgeschichte — die Geschichte eines „Liebesverhältnisses"; des ersten in meinem Leben, das diesen Namen einigermaßen verdiente, und das sich in den üblichen äußeren Formen eines solchen bewegte. Ein zwangloser, inniger und doch zarter, ich darf sagen jugendlich-unschuldiger Verkehr mit einem Mädchen ist in diesem Tagebuche so unbefangen geschildert, wie es nur in einem Tagebuch denkbar ist, zumal in einem solchen, welches die stenographische Form der Niederschrift zu einem Buch mit sieben Siegeln für andere Personen macht. Ich habe das Gefühl, daß besagtes Liebesverhältnis *nur* in der Form, in welcher

das Tagebuch es darlegt, verständlich und interessant sein könnte. Es geht aber doch nicht an, ein Erlebnis, das in meinem Leben Epoche machte, hier ganz zu übergehen, und so muß ich mich auf eine kurze Erzählung beschränken, die dieser gedrängten Lebensüberschau im rechten Verhältnisse sich einfügt.

Ich darf in den Hauptsachen ohne Rückhalt sprechen, da meine Geschichte sich vor 33 Jahren ereignete und kein persönlicher Bezug mehr sie mit der Gegenwart verknüpft.

Als ich von Wien nach Graz abreiste, war meine Mutter durch Umstände noch ein paar Wochen in Wien festgehalten. Bis sie mir nach Graz folgte und wir eine eigene Wohnung bezogen, hatte ich mich vorläufig in ein Monatzimmer eingemietet, bei einem alten Herrn, Witwer und Vater eines hübschen, blühenden Töchterleins von siebzehn Jahren. Ich beachtete das Mädchen anfangs nicht sehr; als aber meine Mutter angekommen war, befreundeten wir uns mit der kleinen Familie, und es entspann sich, nachdem wir eine eigene Wohnung bezogen hatten, ein reger Verkehr von Haus zu Haus. Wir brachten häufig die Abende bei dem alten Herrn und seiner Tochter zu, und bald suchte ich auch in freien Tagesstunden gern die Gesellschaft des lieblichen Mädchens. Ihr Vater war als Beamter den größten Teil des Tages vom Hause abwesend. Ich plauderte mit ihr, phantasierte auf ihrem Klavier, las ihr Platens Sonette und Ghaselen, Daumers „Frauenbilder und Huldigungen" vor. Nora — so wollen wir das liebe Kind nennen — verriet viel Sinn und Verständnis für Poesie; sie wurde warm dabei. Das ermunterte mich, mit eigenen Verslein herauszurücken, und als ich so, den Mantel auseinanderschlagend, den Ordensstern der Poesie auf meiner Brust enthüllte, da leuchteten Noras Augen von dem gebührenden achtungsvollen Erstaunen. Sie war keine Schwärmerin, aber sie wußte, wie alle jungen Mädchen, die Poesie schon deshalb zu schätzen, weil man in Versen so vieles sagen und sich sagen lassen darf, was man in Prosa *nicht* sagen und sich nicht sagen lassen dürfte. Ich empfand nicht eigentlich Liebe für Nora im vollen Sinne des Wortes; aber mich plagte die Neugier junger Leute, die noch nichts erlebt haben und die zunächst nur wissen möchten, ob sie wohl *geliebt werden*

könnten. Diese heimliche Neugierde der Jünglinge und Jungfräulein erweist sich oft verhängnisvoll; sie wird für Liebe genommen und führt zu „Verhältnissen", deren Zweck im Grunde mit der Liebeserklärung erreicht ist und die damit ein Ende haben sollten.

Vorsichtig und bescheiden, aber harmlos folgte ich dem Zuge dieser jugendlichen Neugier Nora gegenüber.

Eines Tages stand ich mit ihr am Fenster. Da ging unten in der Straße ein junger Mann vorüber, der zu Nora hinaufblickte. Sie errötete . . .

„Ach, das gute, liebe Kind hat einen Liebsten!" — Mit diesem Ausrufe beginnt mein erwähntes Tagebuch.

Nora gestand mir, jener junge Mann habe früher ein Monatzimmer in ihrer Familienwohnung innegehabt, habe sie da, während sie fast noch ein Kind war, liebgewonnen und noch immer seien sie sich gut; aber sie könnten sich nur selten sehen, da ihr Vater dem jungen Manne das Monatzimmer gekündigt und ihm streng verboten habe, ins Haus zu kommen.

Von diesem Augenblicke an war es natürlich bei mir entschieden, wie ich mich fortan bei Nora zu benehmen hätte. Ich konnte ihr nur mehr ein Freund, ein Vertrauter sein. In jugendlicher Unbefangenheit glaubten wir beide unserem Gewissen genug getan zu haben, wenn wir einander nichts weiter waren und blieben als eben Freunde. Aber der Glorienschein gewissenhafter Zurückhaltung und Selbstbeherrschung machte uns einander nur um so interessanter. Nora war an manchen Tagen auffallend blaß, nachdenklich und still; und in meinen Versen — warum hätte ich Nora meine Gedichte nicht mehr vorlesen sollen? — mischte sich dem Ausdruck entsagungsvoller Gesinnungen in Scherz und Ernst ein Hauch von Schwermut bei, der ihre Wirkung über meine Absicht und über mein Verlangen hinaus steigerte.

Bald konnte ich mir nicht verhehlen, daß Nora unter inneren Kämpfen leide. Eine Zeitlang schien sie zu schwanken und zuletzt glaubte sie, den Freund und Genossen ihrer frühesten Jugend nicht mehr zu lieben, nie wirklich geliebt zu haben. Mein Benehmen war bis dahin so pflichtmäßig und ehrlich gewesen, als es die Naivität und die mangelhafte Erfahrung der Jugend zuließ. Aber nun steckte mich Nora

mit ihrer Halbheit, ihrer Unentschiedenheit an, und ich wußte zuletzt nicht mehr, ob ihr Verhältnis zu Adolf überhaupt respektiert zu werden verdiene oder nicht.

Da brachte ein Tag ganz plötzlich und unerwartet die Entscheidung. Adolf hatte sich auf einem Spaziergange, welchen Nora in Begleitung einer älteren Frau machte, zu ihr gesellt und geradezu die Frage an sie gerichtet, ob ihr Herz noch ihm gehöre, hatte sie aufgefordert, es ihm ohne Rückhalt zu gestehen, wenn es Zeit für ihn sei, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen.

Nora entsprach seiner Aufforderung. Ermutigt durch seinen lebhaften Zuspruch gestand sie ihm, daß sie einen andern liebe. Als er sie fragte, ob sie auch wiedergeliebt werde, gab sie zur Antwort, sie wisse es nicht.

Als jene ältere Frau, in deren Gesellschaft Nora bei dieser Unterredung mit Adolf sich befand, auf Noras eigenes Ersuchen mir den ganzen Vorgang erzählte, war ich im höchsten Grade überrascht und fast bestürzt. Mich rührte das Schicksal des unglücklichen Liebhabers und ich konnte nicht umhin, mir selbst im stillen die Frage aufzuwerfen: Wenn Nora sich schon einmal in ihrer Herzensneigung getäuscht, kann nicht auch ihre jetzige Neigung wieder nur eine Täuschung sein?

Ich verhehlte dies Bedenken Nora nicht, als ich sie zum erstenmal nach jener entscheidenden Szene mit Adolf wiedersah. Ich bat sie, zu erwägen, ob wir nicht unsere Herzen noch länger prüfen sollten, bevor wir einander ein bindendes Gelöbnis machten. Sie war einverstanden.

Es widerstrebt mir beinahe, in einer Erzählung fortzufahren, bei welcher ich die Einzelheiten, eben das, was eigentümlich an ihr ist, übergehen muß, so daß fast nur der alltägliche Umriß einer oft genug dagewesenen Herzensgeschichte übrig bleibt. Ich eile daher zum Abschluß.

Immer fiel es mir schwer, zu glauben, daß Nora den Verstoßenen ganz vergessen habe. Und als sie später einmal, um diesen Verdacht in mir zu ersticken, die Haarlocke Adolfs, die sie einst von ihm zum Andenken erhalten hatte, vor meinen Augen ins Feuer warf, da fühlte ich mich mehr aufgeregt als beruhigt und sah mit seltsamen Gefühlen das Haar in den Flammen verknistern und verlodern . . .

Aber von einem dunkelbeschatteten Hintergrunde hebt ein Liebesleben sich um so reizender, um so süßer in Momenten des Vergessens, des reinen Glückes ab. In den Verlauf eines halben Jahres drängte sich ein Idyll voll holder Tändelei, unterbrochen von den kleinen Gewittern und Tränenregenschauern, welche das glühende Herz wohltätig erfrischen.

Das entzieht sich hier der Schilderung. Um so schroffer muß der Übergang erscheinen zu dem, was folgt. Aber die Phantasie des Lesers wird die Lücke vielleicht ergänzen.

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich mich lossagen mußte von einem Wesen, bei welchem, wenn es auch den frühen, jugendlichen Idealen der Dichterseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten Male tiefinnig wohl geworden, was ich freilich erst jetzt ganz empfinde und zu würdigen imstande bin.

Ein mich betreffender Umstand zunächst und weiterhin ein Zwischenfall in Noras Hause waren es, welche diese Wendung der Dinge herbeiführten.

Mein Haushalt war ein kleiner, festgeschlossener Kreis, an dessen Erweiterung nicht gedacht werden konnte. Aus der Möglichkeit einer Durchbrechung desselben war Unheil erwachsen, welches schwer auf mir lastete, und welchem durch einen entscheidenden Entschluß irgendwelcher Art begegnet werden mußte.

Während diese Bedrängnis mich ratlos machte, trat jener Zwischenfall ein, der den Ausschlag gab.

Eine im selben Hause mit Nora wohnende, ihr sehr befreundete Familie vermietete ein Monatzimmer in der Regel an Studierende. Dieses Zimmer stand jetzt eben leer. Dabei hatte man sich eben an Nora mit der Bitte gewendet, in Abwesenheit der Familie den Schlüssel der Wohnung zu übernehmen und das Monatzimmer denjenigen zu zeigen, welche dasselbe besichtigen wollten. Nora fand sich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerksam gemacht durch die Magd, welche vom Küchenfenster aus den Eingang der Nachbarwohnung übersah, die sich einfindenden jungen Leute in die besagte Wohnung zu führen, ihnen das zu vermietende Zimmer zu zeigen, über die Mietsbedingungen Aufschluß zu geben usw.

Als ich eines Tages zu Nora kam, — es war Sonntag und ihr Vater zu Hause — war eben die Rede von einem „hübschen Italiener", welchen Nora vormittags in die Nachbarwohnung geführt und mit welchem sie dort längere oder kürzere Zeit verweilt hatte. Daß mir dergleichen nicht sonderlich angenehm war, muß ich gestehen, sollte ich auch durch dieses Geständnis die allgemeine Entrüstung gegen mich heraufbeschwören. Ich konnte jedoch meinerseits über die Sache schweigen, da diesmal Noras jovialer Papa selbst, der sonst nicht den leisesten Zweifel an der unbedingten Unanfechtbarkeit seiner Tochter duldete, in einigen Aufruhr geriet und ihr mit Entschiedenheit verbot, sich noch weiter zu diesem nachbarlichen Gefälligkeitsdienste herzugeben. Was mich betrifft, so hätte ich die Sache damit für abgetan halten können, wäre nicht die Erinnerung an den eigentümlichen Eindruck, den mir Nora an jenem Tage machte, in mir wachgeblieben. Sie war mir völlig verändert vorgekommen; ihre Gesichtszüge hatten einen Ausdruck, den ich nie zuvor an ihr bemerkt; sie sah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch eines der Monatzimmer leer, welche Noras Vater selbst zu vermieten pflegte. Da fand sich ein hübscher, italienischer Studiosus ein und mietete dasselbe. Ob es derselbe war, dessen Bekanntschaft Nora in der Nachbarwohnung gemacht, ist mir unbekannt.

Wenn ich mir selbst das Zeugnis geben konnte, daß ich bisher zu ideal gestimmt oder zu jugendlich schüchtern gewesen, um eine mir gegönnte Freiheit im Verkehr zu mißbrauchen, so kannte ich von der Welt doch immerhin genug, um zu wissen, daß Idealität und Schüchternheit nicht gemeinsame Eigenschaften sämtlicher jungen Leute seien.

Ich war also besorgt, und diese Besorgnis vereinigte sich mit dem peinlichen Gefühl des Ungemachs, das von anderer Seite her aus meinem Verhältnis zu Nora sich ergeben hatte. So wurde ich das Opfer einer Unruhe, einer Verwirrung, der ich mich nicht länger gewachsen fühlte. Unter diesen Umständen warf ich mir selbst noch einmal die Frage auf: Ist Nora das Mädchen, das du wahrhaft liebst und um dessen Besitz dir kein Preis zu hoch sein darf? Und wenn dies der Fall, bist du in der Lage, ihr

das zu bieten, was sie und was ihr Vater als selbstverständlich von dir erwarten?

Die erste Frage konnte ich unentschieden lassen; die zweite mußte ich entschieden verneinen. An eine eheliche Verbindung war bei der eigentümlichen Gestalt meiner Familienverhältnisse zu denken unmöglich.

So galt es denn, einen Entschluß zu fassen. Ich ging nach einem wehmütig süß mit Nora verplauderten Abend von ihr fort, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren. — Mit dem Vorsatze! — Daß ich ihn hielt und halten konnte, war, wie sich sogleich zeigen wird, nicht mein Verdienst.

Ich habe niemals Genaueres darüber erfahren, wie Nora mein Fernbleiben aufnahm. Einiges Spärliche vernahm ich von vergossenen Tränen, und ein zartes Wort wurde mir gerüchtweise zugetragen, das sie zu einer Freundin gesprochen haben sollte: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken."

Aber das war alles. Nora erkundigte sich weder brieflich noch sonst irgendwie nach dem Grunde meines Ausbleibens, wie sie es doch sonst immer getan, wenn wir uns ein paar Tage lang nicht sahen. Ich ging noch täglich, wie sonst, an ihrem Fenster vorüber, zur gewohnten Stunde, wo ihr lächelndes Gesicht immer zwischen den Blumentöpfen aufgetaucht war: sie zeigte sich dort nie wieder.

Vermutlich war sie „zu stolz" dazu. Aber wenn ich nicht zu stolz war, an ihrem Fenster vorüberzugehen wie sonst, so hätte sie auch nicht zu stolz zu sein gebraucht, zur selben Stunde am Fenster zu sitzen wie sonst. Bekanntlich entwickeln Liebende häufig diese Art von Stolz erst dann, wenn ihnen mehr daran gelegen ist, einer Versöhnung auszuweichen, als sie zu suchen.

Als ich im April des nächsten Jahres Graz zu verlassen und nach Triest abzugehen im Begriffe stand, richtete ich an Nora noch einige Zeilen zum Abschied und spielte darin auf Gerüchte an, welche sich inzwischen in bezug auf eine Trösterrolle des Italieners verbreitet hatten. Keine Antwort! Erst am Tage der Abreise, als ich auf dem Wege zum Bahnhof war und dabei an Noras Haus vorüberkam, wurde durch eine hinter mir hereilende Magd mir ein Brief Noras eingehändigt, in welchem sie sagte, es

sei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab, sie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menschen Gehör schenkte, deren Zweck ja nur war, uns zu trennen. Wie schön, wie tröstlich wäre mir das früher zu hören gewesen! Aber Nora hatte sich zu dieser Antwort acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit genommen und sie mir erst in dem Augenblicke zukommen lassen, als keine Rückkehr, keine Unterredung, keine Versöhnung mehr möglich war.

Einige Jahre nachher wurde mir mit Bestimmtheit von Beziehungen erzählt, welche sich zwischen Nora und dem Italiener entsponnen und mit der Rückkehr des letzteren in seine Heimat geendet haben sollten. Ich lasse dies, wie billig, dahingestellt sein. Nora war frei, und wenn sie wirklich nach dieser Seite hin über ihr Herz verfügte, so brauchte sie sich darüber keinen Gewissensskrupel zu machen.

Aber glücklich scheint Nora durch jene Wendung der Dinge nicht geworden zu sein. Sie begann zu kränkeln und erlag im Jahre 1860 einer Lungenentzündung, die sie sich dadurch zugezogen haben soll, daß sie, wie man erzählte, mit dem ausgesprochenen Entschlusse, zu sterben, bei großer Erhitzung ein Glas kalten Wassers leerte.

Nun ruht sie längst von den Täuschungen und Prüfungen des Lebens aus. Zerfallen ist längst der zarte, schmiegsame Leib zu Staub. Aber etwas ist noch wohlerhalten übrig von ihrem leiblichen Dasein: ein Kränzchen, geflochten aus Haaren von ihr, womit sie mir am 21. September 1854 ein Geschenk machte. Als ob sie erst heute von ihrem Haupte gelöst worden wären, glänzen diese feinen braunen Flechten noch immer. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während das einst blühende Mädchen selber längst vermodert ist, das, was sie als ein Liebeszeichen von sich losgetrennt und hingegeben hat, durch die Liebe gleichsam gefeit, über Grab und Verwesung hinausgerettet, unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigentümlichen Empfindungen sah ich später immer, wenn ich in den Ferien Graz besuchte, vom Burgtor her durch die Hofgasse schreitend von fern mir das wohlbekannte Eckfensterchen, an dem ich so oft mit Nora stand, entgegenleuchten! Noch immer sah ich Blumentöpfe hinter den Fensterscheiben und einen Kanarienvogel im Bauer, wie einst, und

ich meinte, das liebe Köpfchen müsse, wie einst, darüber erscheinen. Am tiefsten aber fühlte ich mich immer bewegt, wenn ich abends dort vorüberging, und das Licht einer Lampe durch jenes Fenster im dritten Stockwerk schimmerte. Es war mir, als müsse es noch immer die alte, trauliche Lampe sein, bei deren mildem Schein wir so oft, selig wie Kinder, lesend, plaudernd, scherzend und tändelnd saßen . . .

Ganz unerwartet erhielt ich im Jahre 1863 zu Triest noch eine verspätete Kunde von Nora. Die mir ganz unbekannte junge Frau eines deutschen Beamten in Triest ließ mich um einen Besuch bitten, da sie mir Mitteilungen von einer gewissen Nora zu machen habe. Ich folgte der Einladung, und die junge Frau gab sich mir als gewesene Freundin Noras zu erkennen, mit welcher sie in den letzten Lebensjahren derselben in Verkehr stand, und welche ihr bei ihrer Übersiedelung nach Triest ein Schreiben an mich mitgegeben, das sie persönlich bestellen und mündlich ergänzen sollte. Leider sei dies Schreiben, sagte sie, ihr auf der Reise abhanden gekommen, und sie habe es dann nicht gewagt, den Verlust zu gestehen; so seien einige Jahre verstrichen, aber die Sache habe ihr keine Ruhe gelassen, und sie habe nun doch lieber spät als gar nicht, so gut es eben noch möglich, sich des Auftrags der seither Verblichenen entledigen wollen. Sie kenne den Inhalt des verloren gegangenen Briefes nicht, aber Nora habe oft mit ihr von mir gesprochen, habe versichert, daß sie mir immer zugetan geblieben, habe meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedacht . . .

Die alte Täuschung weiblicher Herzen, die, wenn die Sturm- und Drangzeit ihrer Gefühle vorüber, immer denjenigen einzig und wahrhaft geliebt zu haben vermeinen, von dem sie nunmehr glauben, daß er es am ehesten verdient haben dürfte!

Eine weitere Überraschung bereitete die junge Frau mir dadurch, daß sie sich schließlich auch noch als — Adolfs Schwester zu erkennen gab. Sie erzählte mir, wie sehr ihr Bruder Nora geliebt, und wieviel er gelitten, als sie sich von ihm trennte. Ich sagte ihr, daß ich eine Photographie von Nora besitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen lassen, und ich erbot mich, ihr diese für Adolf zu übergeben. Sie lehnte das Anerbieten anfangs bescheiden ab; ich be-

stand aber darauf, daß sie es annehme. Es gewährte mir ein wehmütiges Vergnügen, dem von mir immer schmerzlich Bedauerten die Geliebte, die ich ihm unabsichtlich geraubt, nun wenigstens im Bilde zurückzugeben.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Leser Anstoß an der Mitteilung dieser Herzensgeschichte. Aber welcher Schilderer des eigenen Lebens hat nicht die Geschichte einer Jugendliebe zu erzählen, die, gleichviel ob an sich interessant oder nicht, doch immer für das Lebensglück oder wenigstens für die Lebenserfahrung eines Menschen etwas Bedeutsames und Entscheidendes bleibt. Übrigens ist dieses Erlebnis, so wie es die erste wirkliche „Liebesgeschichte" in meinem Leben ist — alles Frühere war ja doch nur poetische Schwärmerei gewesen — so auch die letzte umständliche Geschichte dieser Art, von welcher ich im Verlauf dieser meiner Bekenntnisse zu erzählen mir gestatten werde.

Es war eine trübe, sehr trübe Zeit, die ich vom Dezember 1854 bis April 1855 noch in Graz zubrachte. Ein rheumatisches Leiden fesselte mich auch über einen Monat ans Krankenlager.

Um mir den Vorteil eines besseren Gehaltes zuzuwenden, hatte man mich im Herbste 1854 zum wirklichen Professor am Gymnasium in Cilli „mit Verwendung am Grazer Gymnasium" ernannt. Aber Cilli war ein Gymnasium dritter Gehaltsklasse. Als eine philologische Lehrstelle an einem Gymnasium erster Klasse, in Pest, ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich um dieselbe.

Da ereignete sich nun etwas, das einer höheren Fügung glich. Ich hatte mein Gesuch dem Direktor unseres Gymnasiums übergeben, damit er es in üblicher Weise, von ihm „einbegleitet", auf dem amtlichen Wege durch die Statthalterei ans Unterrichtsministerium befördere. Nach einiger Zeit wurde die Stelle in Pest mit einer andern Lehrkraft besetzt — und nun gestand mir der gute Direktor Kaltenbrunner mit unsäglichem Herzeleid, daß er mein Gesuch weiterzubefördern — vergessen habe! — Das Gesuch lag noch, wie es von mir überreicht war, unter andern Papieren in seinem Schreibepult.

Schließlich tröstete der gute alte Herr mich und sich damit, daß eben auch eine Philologenstelle am Gymnasium in

Triest ausgeschrieben sei; um diese Stelle mich zu bewerben, eiferte er mich an — er werde diesmal **nicht** vergessen, das Gesuch „glänzend einzubegleiten!“

Das geschah denn auch, und ich war bald darauf für Triest ernannt, wohin ich am Schlusse des ersten Semesters abzugehen hatte.

O wackerer, längst in Gott ruhender Direktor Kaltenbrunner! Recht unnützerweise hast du dich gegrämt und deiner Vergeßlichkeit geschämt! Höhere Mächte haben es so gewollt. Nicht im Magyarenlande — aus welchem man einige Jahre später die deutschen Professoren vertrieb — war der rechte Ort für den Poeten: nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will sagen ein Welthorizont, umgab.

---

7. Zehn Jahre im Süden.

Die Vorteile, die ich mir von der Versetzung nach dem Süden versprechen durfte, blieben nicht aus. Aber sie wurden, wie sich in der Folge herausstellte, teuer erkauft. Für mein äußeres Glück und Behagen als Mensch bedeutete der neue Aufenthalt und die neue Lebensstellung keine sonderlich günstige Wendung.

Bald nach meiner im April 1855 erfolgten Übersiedelung und dem Antritte des Lehramts brach in Triest die Cholera aus, nicht in dem mäßigen Grade, wie sie seither ein paarmal an der Adria spukte, sondern als eine der bedeutendsten Epidemien, welche die Hafenstadt erlebte.

Es war nicht angenehm, in der engen, käseduftigen Via Cavana einem Tischler gegenüber zu wohnen, der fleißig Särge zimmerte. Einer meiner Kollegen am Gymnasium wurde in den ersten Tagen der Seuche von derselben ergriffen und hingerafft.

Zufällig hatten bei mir schon in den ersten Wochen meines Triester Aufenthaltes, noch vor dem Auftreten der

Seuche, sich die ersten Anzeichen eines Leidens eingestellt, das mit einer Hartnäckigkeit, von der es wenige Beispiele geben dürfte, abgesehen von einer mäßigen Erleichterung in der Zeit von 1870 bis 1880, den Charakter meines leiblichen Befindens bis auf den heutigen Tag bestimmte. Nie sonderlich gesund und kräftig, war ich doch auch kein Schwächling und niemals ernstlich krank gewesen, und meine zeitweiligen Beschwerden hatten sich meist auf rheumatische Anfälle beschränkt, für welche sich durch Umstände meines kindlichen Alters eine frühe Geneigtheit bei mir entwickelt hatte. Von meinem Verdauungssystem setzte ich voraus, daß es, in der Kindheit an Widerstand gegen bedenkliche Einflüsse gewöhnt, sich in einem guten, in einem sozusagen abgehärteten Zustande befinde. Jetzt aber kündigte ohne denkbare Ursache sich ein Übel an, dessen frühestes Symptom eine Art von Wasserspeien war. Andere Erscheinungen traten hinzu, die nach Ausbruch der Cholera meine Lage zu einer beunruhigenden und peinlichen machten. Ich erinnere mich unheildrohender Momente, insbesondere schlafloser Nächte, wo es des ganzen Aufwandes vorhandener geistiger und moralischer Kraft bedurfte, um seiner selbst und seiner Stimmung Herr zu werden. Jeder, auch der Gesunde, hat in Zeiten größerer Epidemien Anfälle plötzlichen Unwohlseins, krankhafte Stimmungen — nicht mit bloßen Angstanfällen zu verwechseln —, von denen man glaubt, daß sie Vorboten des Schlimmsten sein müssen, bis man durch Erfahrung belehrt ist, daß sie doch meist ohne weitere Folgen vorübergehen. So mancher meiner Kollegen wußte davon zu erzählen. Einer derselben, Professor A. Racheli, verdienstvoller Herausgeber einer „Biblioteca italiana", Lehrer der italienischen Sprache und Literatur am Gymnasium, sagte mir eines Morgens, er sei in der Nacht plötzlich von einem eigentümlichen, nie früher erlebten Übelbefinden mit krankhafter Stimmung der schlimmsten Art befallen worden; da habe er nach seinem Dante gegriffen, habe mit aller Geistes- und Willenskraft sich an diesen „angeklammert", seine Gedanken auf die Verse des geliebten Poeten vereinigt, und es sei ihm so wirklich gelungen, aus dem bedrohlichsten Zustande sich aufzuraffen. Mich selbst versuchte ein Kollege in böser Stunde mit einem ähnlichen Mittel aufzurichten. Ich hatte mich im Gym-

nasium krank melden müssen und hütete das Zimmer. Da trat besagter Kollege, Mathematiker und Physiker von Fach, bei mir ein und richtete an mich in eindringlicher Weise folgenden Zuspruch: „Denken Sie, lieber Kollege, nicht weiter an Ihren Zustand; denken Sie einzig an das, was ich Ihnen jetzt vortragen und erklären werde. Ein interessantes Kapitel aus der höheren Physik wird Ihre Aufmerksamkeit von dem Übel ablenken und Sie werden sich bald genesen sehen.“ Damit legte er eine kleine Schiefertafel auf den Tisch, zog einen Stift hervor und schickte sich an, seine gelehrte Erörterung zu beginnen. Halb gerührt, halb erheitert, dankte ich dem freundlichen Helfer für seine wohlmeinende Absicht, versicherte aber, mich schon besser zu fühlen und einer gewaltsamen Ablenkung meiner Gedanken nicht mehr zu bedürfen.

Das Schuljahr dauerte zu jener Zeit in Triest bis zum ersten September; ausnahmsweise wurde es diesmal, mit Rücksicht auf die Seuche, nach Eintritt der heißen Jahreszeit geschlossen. Es waren nur noch die Maturitätsprüfungen am Gymnasium abzuhalten. Die herrschende tropische Hitze, die Abgespanntheit in den Zügen der Glieder des Lehrkörpers, die auf den Gesichtern der Prüflinge sich spiegelnde Durchfallsangst, das alles drückte diesen angestrengten Prüfungstagen ein unbehagliches Gepräge auf. Das Unbehagliche der Lage wurde auch dadurch nicht sonderlich gemildert, daß der wackere alte Schulrat Koren, der bei Prüfungen den Vorsitz führte, uns Professoren gegenüber immer wieder auf die Versicherung zurückkam, daß er sich durch die herrschende Cholera nicht im geringsten abhalten lasse, allabendlich seinen gewohnten, erfrischenden Gurkensalat zu verzehren.

Am Tage nach Schluß der Prüfungen brachte ein Postwagen mich und meine Mutter langsam über die Höhe von Opčina nordwärts. Ich atmete erleichtert auf, als ich den unheimlichen Dunstkreis der Stadt hinter mir zu haben glaubte, bis drei schwarze Särge, die vor dem Kirchlein eines kleinen Ortes auf dem Karst nebeneinander standen, mich auf den Gedanken brachten, der besagte Dunstkreis möge sich wohl noch etwas weiter erstrecken.

Blaß, matt, elend kam ich in Graz, meinem Reiseziele, an, und das Leiden, das in letzter Zeit von mir Besitz ge-

nommen hatte, trotzte auch den frischeren Lüften der grünen Steiermark.

Inzwischen ließ die Seuche in Triest nach, und als ich zum Beginn des neuen Schuljahres dahin zurückkehrte, galt sie für erloschen. Aber wenige Tage nach meiner Ankunft warf eine ernstliche Verschlimmerung meines Befindens mich aufs Krankenlager, das ich vierzehn Tage lang zu hüten gezwungen war.

Unter so trüben Umständen ging mein erstes Triester Jahr dahin. Von einem wirklichen Fortschritte auf meiner Bahn, von einer Annäherung an die Ziele, denen ich nachstrebte, hatte keine Rede sein können.

Triest mißfiel mir trotzdem keineswegs. Aber teils in meinen Gesundheitsumständen, teils in den Verhältnissen der Hafen- und Handelsstadt lag es begründet, daß ich mich persönlich vereinsamt fand. Einen Ersatz für entsprechenden geselligen Verkehr boten indes die vier Theater Triests, mit einer meist vorzüglichen italienischen Opern- und Ballettsaison im Winter, ebenso gewähltem italienischem Schauspiel, einer deutschen Saison von Possen und Operetten, manchmal auch französischem Schauspiel. Der freie Mitgenuß alles dessen, was Triest in theatralischer, musikalischer, überhaupt künstlerischer Beziehung bot, ergab sich für mich aus einer persönlichen Bekanntschaft mit dem damaligen Redakteur der Triester Zeitung, Dr. F. C. Pipitz, dem Verfasser der „Memoiren eines Apostaten" und einer „Geschichte Mirabeaus", woraus sich ein Verhältnis zur Triester Zeitung selbst entsponnen hatte, für welche ich nunmehr über Theater, Konzerte usw. Berichte lieferte.

Im folgenden Jahre (1856) veröffentlichte ich in unserem Gymnasialprogramm „Proben aus einer Übersetzung von ‚Dschamis Beharistan."

Meinen Ferienaufenthalt nahm ich für ebendies Jahr in Venedig. Was ich von Erlebnissen in der Lagunenstadt — wohin ich auch später wiederholt mich wendete — zu berichten hatte, ist niedergelegt in einer Studie, welche das Februarheft des „Heimgarten" vom Jahre 1884 brachte, und welche dann auch in meine gesammelte „Prosa" überging. Ihre eigentliche Stelle wäre im Zusammenhang dieser Bekenntnisse. Auch in „Sinnen und Minnen" sind nicht wenige

Blätter venezianischen und norditalischen Eindrücken gewidmet.

Ein so andachtsvoller und eifriger Kirchenbesucher bin ich niemals im Leben gewesen, wie zu jener Zeit in Venedig. Aber das Erbauungsbuch in meiner Hand, das mich auf meinen täglichen Kirchgängen begleitete, war ein dickleibiges Exemplar des besten „Guida di Venezia“, durchschossen mit weißen Blättern, auf welchen ich an Ort und Stelle meine stenographierten Notizen und Bemerkungen eintrug. Dabei las und studierte ich mit Eifer Kunstgeschichtliches, insbesondere Selvaticos schönes und gründliches Hauptwerk über „Bau- und Bildhauerkunst in Venedig“. Aber die Lagunenstadt hatte auch sonst etwas Anheimelndes für mich. Der Markusplatz, die traulich-engen, aber mit jedem Schritt einen neuen Prospekt entrollenden Gassen der Merceria, der Frezzeria usw. boten namentlich bei abendlicher Beleuchtung einen eigentümlichen Reiz, der zu behaglichem Umherschlendern und zu beständiger Wiederkehr verlockte. Im milden, weichen Schirokkohauch entwickelte bei solchen Wanderungen für den Zauber des Schönen sich eine doppelt rege Empfänglichkeit. Ich fühle in der Erinnerung mich noch heute so heimisch in dem weitgedehnten Venedig, wie kaum in den Orten, an welchen ich Jahrzehnte meines Lebens zugebracht. Ich kannte sie alle, die stillen Gassen und Gäßchen, Plätze und Plätzchen, Kanäle und Kanälchen, Brücken und Brückchen Venedigs, nicht am wenigsten aber die traulichen Winkel und Ecken, in welchen die zahlreichen venezianischen Bücherkrämer ihre Läden und Auslagen im Freien hatten.

Im Oktober unternahm ich einen Ausflug nach Padua, Vicenza, Verona, und dachte denselben noch weiter fortzusetzen; aber in dem Augenblicke, als ich zu Verona mich auf den Bahnhof verfügen wollte, um nach Mantua zu gehen, nötigte mich ein plötzlich gesteigertes, ernstliches Unwohlsein den Rückweg nach Venedig einzuschlagen.

Mein Zustand hatte sich im wesentlichen gegen das Vorjahr nicht gebessert; nun gestaltete er sich so, daß ich viele Wochen lang fast ganz ins Zimmer gebannt blieb. Als ich im November mein Lehramt wieder antreten sollte, sah ich mich genötigt, um Urlaub anzusuchen. Ein kleiner Spaziergang in der Mittagssonne auf dem Markusplatz, in dessen

unmittelbarer Nähe meine Wohnung (in der Calle larga a San Marco) lag, war nun das Äußerste, was ich mir an besonders günstigen Tagen erlauben durfte.

Aber die Epoche der Zurückgezogenheit und unfreiwilligen Muße war Beschäftigungen sehr förderlich, die ich jetzt aufnahm und mit so regem Eifer betrieb, als mein Befinden es zuließ. Die eine dieser Beschäftigungen war das Studium des mir überaus wert gewordenen persischen Dichters Dschelaleddin Rumi in der Ursprache; die andere das endliche Ausgestalten des dichterischen Entwurfes meiner „Venus im Exil".

„Zieh hin, ein heiliger Bote
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen!"

Mit diesen Versen, die aus meiner frühesten Jugend stammen, und die ich der „Venus im Exil" als Motto vorsetzte, kennzeichnete ich, was ich als meine poetische Sendung erkannte. Das Werk ist von bescheidenem Umfang; aber es enthält das Wesentliche meiner ganzen Weltanschauung, das Programm meines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiet. Es ist hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur unversöhnliche Gegensätze seien. Das Ideale sollte aufgezeigt werden als das, was anzustreben, aber nicht dadurch zu erreichen ist, daß man vom Anbeginn das Natürliche und Wirkliche von sich stößt und mißachtet, die Natur als einen „Sündenfall", als einen Abfall vom Geiste und der Idee betrachtet.

In meinem Wesen lag von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen — nicht in feindlichem Widerstreit des einen gegen den andern, sondern in wirklicher Harmonie: woran nur solche zweifeln konnten, welche für „unklar" an und für sich und in mir hielten, was zufällig ihnen unklar blieb. Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Überirdischen, losgetrennt vom Irdischen, war ich nicht geschaffen; das rein und echt Menschliche, das geistverklärte, aber lebendige, blutwarme

Dasein erschien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur vorübergehend — in sich zu verkörpern. Daß diese Verkörperung eben nur eine vorübergehende, eine hinfällige, und überdies eine seltene ist — läßt den stimmungsvollen Klagen der Lyriker über den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit trotz des Gesagten noch immer ein volles Maß von Berechtigung. Auch rechtfertigt diese Beschränktheit des Irdischen es vollkommen, daß der Stufengang des unendlichen menschlichen Sehnens und Strebens von den nur flüchtigen, hinfälligen Verkörperungen des Ideals sich zu immer Höherem erhebt, bis zu einem wenigstens in poetischem Sinne Unendlichen: nur daß dies Unendliche doch eben auch wieder als ein Wirkliches, nicht als ein bloßer abstrakter Begriff zu fassen ist.

Wer eine Bürgschaft dafür verlangt, daß ich mein jugendliches Empfinden nicht etwa jetzt anders deute als es war, der lese das Geleitswort, mit welchem ich seinerzeit die ersten Proben aus „Venus im Exil“ im „Sangesgruß von der Adria“ eingeführt habe. Es lautet:

„Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der „Frau Venus“, „Loreley“, „Waldfrau“ u. dgl., vertritt aber zugleich die Reaktion des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin und möchte diese aus einer „Teufelin“, aus einer verlockenden Göttin der (bloßen) Sinnlichkeit, was sie im Altertume nicht war und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich-geistiger Harmonie.

Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höheren Altertums zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein und derselbe Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Diese Göttin nun lockt den Helden unserer Dichtung, welchen der Schmerz der kreatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem

einseitig-spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen — und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt aber von allem ist die Liebe, deren Zauber seinem jugendlichen Sehnen ein Unendliches vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. Ans Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücks vollendet; doch der menschliche Geist ist zu noch Höherem berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus und eröffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen, er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung von Geist und Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein kreatürliches Leben gleich einem Traumbilde, er fühlt sich teilhabend am Allleben, Allbewußtsein und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger eine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will."

Sollte nach dieser Inhaltsangabe es doch auch wieder manchem scheinen, als ob jenes „Unendliche" auf eine leere Allgemeinheit hinausliefe, so erinnere ich an das zuvor Gesagte: das Allgemeine, „Unendliche" muß hier in poetischem, nicht in abstraktem Sinne genommen werden. Man übersehe nicht, daß der Aufschwung vom Teil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereiche des Wirklichen bleibt, daß die Rede ist von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzustrebenden wirklichen Reiche des Schönen, der „Versöhnung von Geist und Materie auf Erden." Auch was ich „Allwille", „Alleben" nenne, ist mir etwas Wirkliches.

Über mein Verhältnis zu dem, was sich aus dem „Welt-

schmerz" jener Epoche seither zum „Pessimismus" entwickelt hat, gibt die „Venus im Exil" gegen den Schluß hin eine entscheidende, bündige Auskunft, auf welche ich nicht oft genug verweisen kann:

„So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz des Erdenstrebens, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
Der hold mich lockt, wie in der Liebe Schoß,
Und labend aus verborgnen Geistestiefen
Hervorquillt, vom Verstande nicht begriffen.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht; gewiß nur ist mir eins:
In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Los des Lebens willigt,
Und dieses irdische Geschicke billigt.

Unleugbar ist, und nicht hinwegzuscherzen
Des Lebens Qual, in der die Seele brennt;
Doch ist unleugbar auch die Stimm' im Herzen
Die Schmerz und Todesqualen übertönt.
Sophismen sind, was sonst als Trost in Schmerzen
Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt.
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnisvoll des Rätsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
Wer sich durch ihn, ob Leid ob Lust ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geschicke!"

Schlagender werde ich meine Anschauung in dieser Beziehung niemals ausdrücken können, als es in diesen Strophen meines Erstlingswerkes vor dreißig Jahren geschehen ist.

Daß der lyrische Ausdruck einer gewissen Sehnsucht nach Ruhe, selbst nach ewiger, namentlich für vielgeprüfte Menschenkinder, etwas Erklärliches ist und keineswegs notwendig eine pessimistische Grundstimmung und Weltanschauung voraussetzt, sollte nicht weniger einleuchtend sein, als daß Lust und Leid im Gemüte des Menschen wechseln. Aber selbst wenn es wahr, daß in alle Lust ein Tropfen Leid sich mischt, besagt dies noch lange nicht, daß das Leid in dieser Mischung immer überwiegen muß. So habe auch ich als Lyriker neben der ewigen Daseinslust so manches Mal der Sehnsucht nach Ruhe, der „Todeslust" Gerechtigkeit widerfahren lassen. Läge darin ein Widerspruch — bei welchem Dichter fände dieser Widerspruch sich nicht? Ich halte diese Stimmungen für natürlich und für gerechtfertigt: ich halte sie sogar für verträglich miteinander.

Als Beleg für meinen Pessimismus wird oft jenes kleine Gedicht zitiert:

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee:
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh!" usf.

Nun ja! Der ewige Schnee bedeckt den Berg, er belastet ihn; aber seine inneren Tiefen füllt er doch nicht aus — er läßt da sogar Raum für manchen goldnen Schacht. — Und bleibt es nicht immerhin auch ein Trost für den Berg, daß sein ewiger Schnee unter dem Strahl des kommenden und scheidenden Lichtes sich in Gold und Purpur, in Perlen und Diamanten verwandelt?

Schon durch die Rolle, welche von jeher der Kult des Schönen in meinem Gemüt und in meinen Dichtungen spielte, war eine blasierte, grämliche Abkehr von der Welt und dem Leben ausgeschlossen.

Wer die Welt schön findet, der kann sie nicht hassen, kann nicht das Dasein in ihr als ein unter allen Umständen wertloses, verächtliches betrachten.

Ich verweile etwas lange bei dem Ideengehalt meines Erstlingswerkes; aber manches Spätere wird dadurch leichter verständlich werden.

Man hatte mir Urlaub bis zum Schlusse des ersten Semesters bewilligt, und so blieben, nachdem mein Befinden sich etwas gebessert, noch ein paar Wochen, dem Treiben des

venezianischen Karnevals meine Aufmerksamkeit zuzuwenden und jenen beschaulichen Anteil daran zu nehmen, den ich in den erwähnten „Erinnerungen an Venedig" geschildert habe.

Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, ließ ich es mir vor allem angelegen sein, einen Verleger zu suchen für das fertig mitgebrachte Manuskript der „Venus im Exil".

Jeder junge Poet hält das Werk, mit welchem er in die Welt treten will, für etwas sehr Merkwürdiges, für etwas, das bei allen, welchen es vor die Augen kommt, mehr oder weniger Aufsehen erregen muß, und ist sehr erstaunt über das unendliche Phlegma, mit welchem das Erzeugnis seiner Begeisterung erst von den Verlegern, dann von den Kritikern und endlich vom Publikum angesehen, oder vielmehr nicht angesehen wird. So war denn auch meine Verdutztheit keine geringe, als der Leipziger Verleger ersten Ranges, dem ich die „Venus" zuwenden wollte, meine Sendung anstatt mit Ausdrücken der Überraschung und des Dankes mit einer höflichen Ablehnung erwiderte.

Als das Beschämende des ersten Eindrucks dieser Erfahrung überwunden war, faßte ich den Entschluß, erst eine kleinere Probe meines dichterischen Bestrebens auf eigene Kosten in die Welt zu senden. So trat im Sommer 1857 ein niedliches Büchlein in Sedezformat, vier Druckbogen stark, unter dem Titel „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria" in der F. H. Schimpffschen Buchhandlung zu Triest ans Licht. Es enthielt eine Anzahl lyrischer Gedichte, von welchen die meisten später in die Sammlung „Sinnen und Minnen" übergingen, und Proben aus „Venus im Exil".

Spät genug war nunmehr der Schritt in die Öffentlichkeit vollzogen. Die unerläßlichen Bemühungen zur Gründung einer äußeren Lebensstellung, die ernste Gesundheitsstörung der letzten Jahre bei keineswegs leichten Berufspflichten, und schließlich die Schwierigkeiten, auf die ich bei der Suche nach einem Verleger gestoßen war, erklären hinlänglich diese Verzögerung.

Aber auch bescheidener ist kaum je ein Poet zuerst in die Öffentlichkeit getreten, als ich mit meinen vier Probebogen in Sedez. Das bescheidene Ansehen dieser Musengabe wurde dadurch verstärkt, daß ich als öffentlicher Lehrer in

der lyrischen Auswahl mich vorläufig auf Harmloses beschränken zu müssen glaubte, namentlich mit den erotischen Stücken mich nicht recht hervorwagte.

Sattsam bezeichnend waren indes die gegebenen Sangesproben immerhin: es befanden sich darunter Lieder wie „Die Lerchen", „Rastlose Sehnsucht", „Viel Träume", „In der Waldschlucht", „Meine Lilie", „Ganymed" und noch manches andere von dem, was hernach in „Sinnen und Minnen" den meisten Anklang fand.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des „Sangesgrußes" trat ich meine Ferienreise nach Graz an.

An der Grazer Universität wurde die Lehrkanzel der deutschen Sprachwissenschaft und Literatur damals von einem jungen Manne versehen, der sich großer Achtung und Sympathie sowohl unter den Studenten als in der gebildeten Bevölkerung überhaupt erfreute. Seine jugendlich schlanke Gestalt, das lange, blasse, ernste Gesicht, das lang und schlicht auf den Nacken herabfallende Haar stellten das echte Bild des deutschen Gelehrten von der gewinnenden Seite dar und flößten auch mir Vertrauen ein. Ich kam auf den Gedanken, obgleich bis dahin ein persönlich Fremder für den Genannten, mein eben erschienenes Büchlein ihm zur Beurteilung vorzulegen. Ich ging zu ihm und bat ihn, es durchzusehen. Er hieß mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat, sagte er mir wörtlich: „Ich habe Ihr Heftchen durchgesehen und ich habe, aufrichtig gesagt, in den lyrischen Gedichten keine poetische Begabung entdecken können. Und was die Bruchstücke aus der epischen Dichtung „Venus im Exil" betrifft, so legen Sie wohl selbst keinen besonderen Wert darauf?".

So lautete das erste Urteil, das ich über den „Sangesgruß" vernahm. Ich war wie niedergedonnert. Im weiteren Verlaufe des Gespräches fragte ich meinen strengen Richter, wen er für den bedeutendsten deutschen Lyriker der Gegenwart halte. Er erwiderte: „Geibel!" — Dieser Ausspruch tröstete mich beinahe ein wenig; denn er erschütterte, da ich Hermann Lingg unzweifelhaft höher stellte als Geibel, mein Vertrauen in die kritische Unfehlbarkeit des jungen Gelehrten.

Sein Urteil machte mich nichtsdestoweniger für den Augenblick unglücklich. In Erinnerung desselben habe ich es später niemals übers Herz gebracht, einem Neuling gegenüber, der mir poetische Proben vorlegte, ohne allen Vorbehalt und ohne höfliche Umschreibung mich des kurzen und schroffen Ausdruckes zu bedienen: „Sie haben kein Talent!“ Wußte ich doch aus Erfahrung, wie es weh tut, so etwas rund und nett ins Gesicht gesagt zu bekommen.

Indessen ließen sich bald andere Stimmen anders vernehmen. Der bescheidene Sangesgruß des persönlich ganz unbekannten, außerhalb aller Berührung mit der Literatenwelt stehenden Poeten an der Adria wurde von der Kritik freundlich, zum Teil herzlich erwidert. Der gefürchtetste Kritiker jener Tage, Hieronymus Lorm, begann seine Besprechung mit den Worten: „Poeten sind wunderliche Leute“, und übergoß die Vorrede des Büchleins mit der Lauge seines Spottes; über die Gedichte selbst aber ließ er einige Worte fallen, wie man sie aus seinem Munde nicht eben gewohnt war. Schmidt-Weißenfels wies in den „Kritischen Blättern“, welche im Verlage des Buchhändlers J. L. Kober in Prag erschienen, mit Wärme auf das Werkchen hin. Dies gab mir den Mut, das Manuskript der „Venus“ an Kober zu senden. Es wurde angenommen, und die Dichtung erschien im Jahre 1858, mit einem lyrischen Anhang, in dessen Auswahl ich nun schon mit weniger Ängstlichkeit vorging.

Der Triester Buchhändler, bei welchem der Sangesgruß in Verschleiß gegeben war, hatte in der ersten Zeit freilich nur ungefähr ein halbes Hundert Exemplare abgesetzt. Ein paar Jahre später vertraute mir ein damals hervorragender österreichischer Lyriker, daß von seiner neuesten Gedichtsammlung im ersten Jahre sieben Exemplare durch Kauf ins Publikum gelangten. Dies belehrte mich nachträglich, daß ich auf den buchhändlerischen Erfolg des „Sangesgrußes“ sogar mit einigem Stolz zurückblicken konnte.

Der Hauptzweck des Heftchens war erreicht: ich hatte einen Verleger für die „Venus“ gefunden.

Am günstigsten sprach über das kleine Epos sich R. Gottschall in der „Schlesischen Zeitung“ aus. Im allgemeinen aber wurde von der Tageskritik mit dem Gedankeninhalt des Werkchens übel umgesprungen, obgleich ein Kritiker in

den damals von H. Marggraff redigierten „Blättern für literarische Unterhaltung“ die Äußerung getan hatte, „Venus im Exil“ sei eine Dichtung, welche aufmerksame Beachtung verdiene, und wie sie mit heiligem Ernst gegeben worden, so sei sie auch wert, mit Ernst aufgenommen und durchdacht zu werden. Ein frommer Wunsch! Nicht einmal das erklärende Geleitwort, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ, wurde beachtet. Es hatte nur dazu gedient, das Vorurteil zu bestärken, man habe es hier mit einer „philosophischen“, allegorischen Dichtung zu tun. Nun mag man ja immerhin alles Symbolische für ein Verbrechen in der Poesie halten; wenn man sich aber darauf einläßt, den Sinn und Zusammenhang eines symbolischen Gedichtes anzugeben, so sollte man ihn gewissenhaft angeben, besonders wenn der Dichter selbst sich klar über seine Absicht ausgesprochen hat. Aber bei Inhaltsangaben benehmen sich Rezensenten oft sehr wunderlich. Erzählt der Dichter z. B. ein Märchen von einer Lerche und erklärt dann ausdrücklich, er habe ein Bild vom frohen Aufschwunge der Seele geben wollen, so sagt der Rezensent lieber, das Gedicht enthalte die Geschichte eines Wiesels und sei eine frostige Allegorie der weißen Farbe oder der kindlichen Unschuld.

Aufmerksam gelesen wurde also die „Venus im Exil“ nicht, ebensowenig das Vorwort. Vielleicht ergeht es dem, was ich oben zur Erläuterung meiner Denkweise gesagt, nicht besser. Liegt doch diese Denkweise dem Gedankenkreis unserer Tage scheinbar fern. Sie der jugendlich schwärmerischen Form zu entkleiden und vollkommen klarzumachen, ihr Verhältnis zum Zeitbewußtsein und ihren inneren Zusammenhang mit den Ideen des entschiedensten Fortschritts nachzuweisen, gelingt vielleicht erst dem größeren Prosawerk, das meine Weltanschauung im ganzen darzulegen bestimmt ist.

Denjenigen, welchen „Venus im Exil“ nicht behagte, gefiel um so besser der lyrische Anhang, und so bezeichnete der Erfolg des Ganzen immerhin einen Schritt vorwärts. H. Lorm übte auch jetzt die ganze Schärfe seiner kritischen Feder an meiner Leistung, warf aber doch nebenbei die Worte hin: „Herr Hamerling wird ohne Zweifel zu dem glanzvollen Reigen österreichischer Lyriker zählen, wenn der Gesichtskreis,

den er seiner Anschauung unterwirft, sich erweitert haben wird."

Das war eine Prophezeiung, und der Prophezeiung schlossen ein paar Vorzeichen, ein paar gute omina sich an. Das eine dieser omina, die zufällige Reise um die Welt, welche mein Erstlingswerk gleich nach dem Erscheinen an Bord der „Novara" mitmachte, versprach freilich entschieden zu viel. Das zweite kam vom k. k. österreichischen Internuntius in Konstantinopel, Baron Prokesch. Dieser hatte von einer ihm befreundeten, mir fremden Dame in Triest ein Exemplar der „Venus im Exil" (ohne mein Wissen) zugesendet erhalten. Er fand Geschmack an dem Büchlein, ließ darüber ein ausführliches, aufmunterndes Schreiben an mich gelangen und fügte dazu das Geschenk eines sogenannten türkischen Talismans, der Glück bringen oder verheißen sollte, eines geschnittenen Karneols, mit eingegrabener türkischer Inschrift. Ich habe diesen Karneol als Siegelring fassen lassen und bediene mich desselben als solchen bis auf den heutigen Tag.

Im selben Jahre 1858 hatte ich wieder eine Abhandlung für das Gymnasialprogramm zu liefern und widmete hierzu: „Ein Wort über die Neuplatoniker, mit Übersetzungsproben aus Plotin."

Die Herbstferien von 1858 verlebte ich in Venedig, die des folgenden Jahres in Graz. Literarisch beschäftigte mich die Zusammenstellung der größeren lyrischen Sammlung, mit welcher hervorzutreten ich nun an der Zeit fand. Unter dem Titel „Sinnen und Minnen" erschien dieselbe gegen den Schluß des Jahres hin bei Kober als ein hübsch ausgestattetes Bändchen, freilich erst ungefähr die Hälfte von dem umfassend, was später die zweite Auflage brachte.

Der Titel des Buches findet seine Rechtfertigung in einem Einleitungsgedicht der ersten Auflage, welches, da es später weggelassen wurde, hier seine Stelle finden mag:

Sorglos auf des Wohllauts Wogen
Gaukle, meines Liedes Schwan,
Bis die Jugend abgetan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr goldner Traum zerrann!

Einst wohl sing' ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Minen der Geschichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb' auch ich sodann im Lied,
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropensonne Strahlen,
Die dereinst am Pol geglüht *).

Doch noch kennt mein tief erregtes
Herz nur sich und seine Qual:
Und so war's nicht meine Wahl,
Ist mein Sang ein holdbewegtes
Tongewog, kein Bildersaal.

Ach, ein Meer sind meine Lieder,
Das der Hauch der Sehnsucht hebt,
Dessen Welle, sterndurchwebt,
Klangreich wogend auf und nieder,
Hin in goldne Ferne strebt.

Und so scheint wohl arm an Stoffen,
An Gestalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht;
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen, zählt ja nicht!

Immerhin! auf Klangeswogen
Gaukle, meines Liedes Schwan!
Bis die Jugend abgetan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr goldner Traum zerrann.

Bemerkenswert ist die Verschiedenheit des Tons, den die Kritik jetzt dem Dichter der „Venus im Exil" gegenüber anschlug, im Vergleich zu dem, welchen sie unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Dichtung ihm gegenüber angeschlagen hatte. Die Art, wie die verschiedensten deutschen Blätter

*) Anspielung auf die klassische erste Sammlung der Gedichte Hermann Linggs, deren Eindruck damals eben allgemein und frischlebendig war.

über mich sich äußerten, hatte fast etwas Überraschendes für mich, und schien zu beweisen, daß das wenige, was ich bisher geleistet, sich doch schon in einem weiteren Kreise und in einem höheren Grade Freunde erworben haben mußte, als man es nach den über „Venus im Exil" erschienenen Rezensionen hätte erwarten dürfen. Es gereichte dem einsamen adriatischen Strandpoeten zur Aufmunterung, daß er, wie sich nun herausstellte, schon etwas wie einen Ruf oder Namen hatte, daß er nirgends mehr als Neuling auf dem Parnaß behandelt wurde, und daß man anfing, seine Leistungen aus der großen Masse des Alltäglichen hervorzuheben. Kein später von mir veröffentlichtes Werk ist von der Kritik in den deutschen Gauen so fast einmütig gut aufgenommen, keines so wenig verunglimpft worden, wie diese lyrische Sammlung „Sinnen und Minnen". Mißgönne man es mir nicht, einen Augenblick in dieser angenehmen Erinnerung zu schwelgen.

Es ist im allgemeinen nicht Brauch bei deutschen Komponisten, den Dichtern, deren Lieder sie in Musik setzen, Freiexemplare ihrer im Handel erscheinenden Vertonungen zugehen zu lassen. Sie fürchten, scheint es, eine solche Zusendung mit einer Honorarforderung erwidert zu sehen. Scheffels zornige Auslassungen über die kostenfreie Ausnützung seiner Lyrik haben sie ängstlich gemacht. So bin auch ich meist nur zufällig zur Kenntnis der Kompositionen meiner Lieder gelangt.

Von ganzen Liederkreisen aus „Sinnen und Minnen" sind mir nur bekannt geworden:

G. Henschel: „Sinnen und Minnen" von R. H. Breitkopf und Härtel, zwei Hefte.

Eduard Lassen: Sechs Lieder von R. H. Breslau, Hainauer.

Ad. Wallnöfer: Sechs Gedichte aus „Sinnen und Minnen" von R. H. Berlin, Bote & Bock, drei Hefte.

Adolf Jensen: Balladen und Romanzen von R. H. Wien, Gotthard, zwei Hefte.

F. M. Brava: Sinnen und Minnen von R. H. (Offenbach, André.)

L. C. Boumann: Drei Lieder von R. H. (Leipzig, Kahnt.)

Eduard Lassen hat außer der angeführten Sammlung

noch eine beträchtliche Anzahl von Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen" in verschiedenen Liederheften veröffentlicht.

Es gibt manche, welche nicht bemerkt oder von Anfang an bezweifelt zu haben scheinen, daß sich viel Sangbares in „Sinnen und Minnen" finde. Anderer Meinung waren, außer den soeben genannten, auch noch die Herren C. Reinthaler, W. Rischbieter, W. Floderer, A. Deprosse, A. Dietrich, W. Bünte, S. Wartersiewicz, R. Becker, Meyer Helmund, Ernst Ege, C. H. Döring, Arno Kleffel, Graf Ladislaus Tarnowski, G. Langenbeck, Julius Janssen, Max Sobel, Josef Scheu, A. Schutzer, Alfred Oelschlegel, Günther Barthel, F. v. Holstein, L. Rosenfeld, Hans Schmitt, H. Hofmann, B. Hamma, L. Pick, A. Bungert, Daniel de Lange, Jos. Rheinberger, J. Sipergk, Alban Förster, Rudolf Bäumen, Arnold Krug, E. Halven, Richard Hol, Fürst von Montenuovo, Karl Schön, A. Kapeller, E. S. Engelsberg, R. Metzdorff, O. Köhler, Wilhelm Kienzl, Eugen d'Albert, F. Gernerth, Lios (Gräfin Luise Erdödy). Von allen diesen Komponisten sind mir in Stich veröffentlichte Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen" bekannt geworden.

Am fleißigsten haben sich mit meiner Lyrik zwei eigenartige, abseits der großen Heerstraße ihren Weg gehende Musiker beschäftigt: C. D. van Bruyck und A. Wöfl, der Komponist des preisgekrönten, allen Liedertafeln wohlbekannten „Frühlingsliedes". Aber die sehr umfangreichen Zyklen dieser beiden aus „Sinnen und Minnen" haben noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden.

Die größte Anzahl von Vertonungen erlebte das kleine Lied „Viel Träume"; ich kenne davon einundzwanzig. Je sieben sind mir zu Gesichte gekommen von „Ach wüßtest du", „Wanderlied"; je sechs von „An die Vögel", „O trockne diese Träne nicht", „Laß die Rose schlummern", „Lebewohl"; fünf von „Wirf in mein Herz den Anker"; je vier von „Trost", „Waldasyl", „Meine Lilie".

Wer findet, daß ich zuviel Gutes von mir erzähle, der tröste sich; es kommt schon auch wieder schlimmer.

Einen Wendepunkt, der mir zustatten kam, bildete die Triester Schillerfeier des Jahres 1859. Sie erweckte die

Idee eines „Schillervereins“ zur Pflege deutscher Musik, Literatur und Geselligkeit. Unter der Leitung des tüchtigen jungen Vereinskapellmeisters Julius Heller bekam man fortan an der Adria deutschen Chorgesang, Quartette der großen Meister und selbst Beethovensche Symphonien in guter Ausführung zu hören. Das im Verein Gebotene war in Triest so neu, daß auch viele Italiener sich einfanden, und der Verein war klug genug, im Interesse des Deutschtums die fremden Elemente lieber anzuziehen, als abzustoßen.

Eine neue förderliche Anregung wurde mir zur selben Zeit auch durch die Rückkehr der „Novara“ von ihrer Reise um die Welt zuteil. Die Hafenstadt sah die wackeren Argonauten landen; einige derselben verweilten länger in Triest, so namentlich Karl v. Scherzer, der im Schillerverein wiederholt über die Erlebnisse und Ergebnisse der Weltfahrt Vorträge zum besten gab und mir lehrreichen Stoff bot zu Berichten für die Triester Zeitung. Im März 1860 wurde eine Novaraausstellung veranstaltet, welche alles von der „Novara“ in fernen Zonen Gesammelte, in kultur- und religions-geschichtlicher, völkerkundlicher und naturwissenschaftlicher Hinsicht Merkwürdige zu einer in ihrer Art einzigen Übersicht vereinigte. Das gab Anlaß zu einem Artikel „Bei fremden Göttern und Menschen“, der einer tieferen Auffassung der Sache Raum gab, und den ich in meine gesammelte „Prosa“ mit aufnahm. Die persönliche Berührung mit K. v. Scherzer bleibt mir eine erfreuliche Erinnerung. Er hatte in einem öffentlichen Vortrage auch interessante neuseeländische (maorische) Volkslieder mitgeteilt, von welchen ich eine Anzahl metrisch ins Deutsche übertrug und zu veröffentlichen Gelegenheit fand.

Die Herbstferien des Jahres 1860 verlebte ich wieder in Graz, wo ich mich mit dem Plane der Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ trug, die im Frühling des nächsten Jahres vollendet wurde. Sie ergänzte die „Venus im Exil“, indem sie den Maßstab der dort aufgestellten und gefeierten Ideale an unsere Zeit legte.

Die Formeln und Wege der deutschen Spekulation sowohl, als die der klassischen und romantischen Poesie schienen sich überlebt zu haben. Aber man zeigte nicht übel Lust, mit den Formen und Formeln auch das Wesen, mit dem

Vergänglichen auch das Bleibende preiszugeben — das Kind mit dem Bade auszuschütten. Von Anbeginn hatte ich mich als begeisterten Apostel der Zukunft gefühlt; aber gerade das, was mir als die Grundlage einer neuen Welt und Zeit gegolten, sah ich jetzt vielfach nicht mehr verstanden und vernachlässigt. Was im Hochfluge der deutschen Geister vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis zu Goethes Tod als das Evangelium eines neuen Menschentums, als Ideal einer auf sich selbst gestellten, innerlich freien Humanität sich herausgebildet, schien in einer einseitig beschränkten, schwunglosen und schwachen Zeitströmung nur sehr notdürftig zur Geltung zu kommen. Bei aller Achtung vor der besonnenen Forscherarbeit, die auf naturwissenschaftlichem Gebiete Platz griff, und dem ebenso wohlberechtigten Streben nach politischer und nationaler Neugestaltung des Völkerlebens konnte ich doch nicht glauben, daß dies alles anders zu einem gedeihlichen Ende führen könne, als im engen Anschluß an die höheren geistigen Errungenschaften der Menschheit. Denn es war mir früh aus der Geschichte klar geworden, daß alles Zeitliche und Örtliche nur in der Verbindung mit dem ewig Gültigen, allgemein Menschlichen, Vernünftigen und Rechten das wirklich „Praktische", Erfolgreiche, Dauernde, zu allen Zeiten wirklich Zeitgemäße: das Einseitige, außerhalb der Strömung des Ewigen Liegende dagegen das ewig Unzeitgemäße, Unpraktische und Hinfällige sei. Viele Propheten des angeblich Neuesten und Zeitgemäßen ahnen nicht, daß ihr bißchen Weisheit nicht bloß nicht neu, sondern ein sehr kümmerlicher, verwahrloster Rest der alten, ewig neuen ist, die von Größeren, als sie sind, längst besser als von ihnen gewußt, verstanden, gesagt und gesungen worden, und daß diese Weisheit nur in der Theorie alt, von der Ausführung aber noch um so entfernter ist, je einseitiger, kleinlicher, lückenhafter sie gepredigt wird. Die Verächter der Vergangenheit wissen nicht, daß es immer die Blüte der Vergangenheit ist, welche den Samen der Zukunft trägt und aufbewahrt.

Aus dieser Anschauung der Dinge erwuchs die Stimmung, die im „Schwanenlied der Romantik" ihren Ausdruck fand. Ein etwas geziert klingender Titel, der vielleicht nicht ganz glücklich, wenigstens nicht allgemein verständlich genug das

Wesenhafte, was ich im Schiffbruch der Formen und Formeln für die Zukunft retten zu müssen glaubte, unter der Bezeichnung der „Romantik“ — der Poesie des durchgeistigten Gemüts — zusammenfaßte.

Ich begann das Werk in Kanzonenform zu schreiben, versuchte es dann mit dem Hexameter, gab aber auch diesen bald auf und griff zur Nibelungenstrophe. Was in jener ursprünglichen Gestalt ausgeführt und dann beiseite gelegt wurde, findet sich mitgeteilt in C. W. Gawalowskys „Steiermärkischem Dichterbuch“ (Graz, 1887, Pechel).

Die Dichtung erschien im Juli 1861 bei Kober in Prag. Sie wurde günstig aufgenommen. Aber während ein Kritiker erklärte, daß sie „in den schönsten Nibelungenstrophen geschrieben sei, die je ein Poet gebaut“, fehlte es auch nicht an einem solchen, der nicht umhin konnte, zu wünschen, dies „Schwanenlied der Romantik“ möge das Schwanenlied meiner Muse sein. Einen lebhaften Eindruck machte in weiteren Kreisen das seither sogenannte Vaterlandslied, mit welcher diese etwas weichmütige Elegie einen frischen und kräftigen, zum Herzen des deutschen Volkes sprechenden Ausklang fand.

Ich gestehe, daß ich diese Dichtung zu meinem Besten rechnen zu dürfen glaube. Man hat derselben, wie meiner Poesie überhaupt, hier und da eine Neigung zu „schwülstigem“ Ausdruck vorgeworfen. Aber man frage sich unparteiisch, ob dieser „Schwulst“ irgendwo ein leerer, ob es Gedanken- und Gehaltlosigkeit ist, die in aufgebauschten Worten prunkt.

Ich machte übrigens bei diesem Werkchen zum erstenmal die Erfahrung, daß eine sich bis zur Schwärmerei steigernde Wirkung meiner Poesie, insbesondere auf jugendliche und auf Frauengemüter, nicht ausgeschlossen sei, und diejenigen irren, welche glauben, meine Muse habe erst mit dem „Ahasver in Rom“ sich warmbegeisterte Freunde und Freundinnen erworben.

Diese Erfahrung machte ich jedoch zunächst nicht in meinem heimischen Triest, sondern in der freundlichen Murstadt, wo mich, als ich im Sommer wieder dahin kam, eine kleine, stille Gemeinde von warmfühlenden Lesern und Leserinnen meiner Dichtungen, insbesondere des „Schwanenliedes der Romantik“, mit einem Male der persönlichen Abgeschlossenheit entriß.

Triest bot mir so manches ebensowohl Angenehme als Ersprießliche. Aber was sich dort immer drückender für mich geltend machte, war der Mangel gerade an jener Art von geselligem Verkehr, der meinem inneren Bedürfnis entsprochen hätte. Zwar stand ich nicht unmittelbar allein, ich hatte nunmehr neben meiner Mutter auch meinen Vater um mich, dem, nachdem er das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, eine Stätte sorgenloser Ruhe zu bieten war. Aber der Besuch geselliger Vergnügungsorte war mit der Führung eines eigenen Haushaltes nicht leicht zu vereinigen, und durch meine Gesundheitsumstände war ich verhindert, geselligen Verkehr überhaupt zu suchen und zu pflegen, auch dort, wo sich zu einem solchen eine des Versuchs werte Gelegenheit zu bieten schien.

Zum Stubensitzer wurde ich dadurch freilich nicht. Das Sitzen war und ist überhaupt nicht meine Sache, und nach dem Hervortreten des Unterleibsübels war eine Stellung, die einen Druck auf den Unterleib mit sich brachte, mir peinlich geworden. Liegen (auf dem Sofa) oder Gehen wurde mir zum Bedürfnis und zur Gewöhnung, und ich darf sagen, daß, soweit ich zurückdenke, nur starkes Unwetter oder heftiges Unwohlsein mich einen halben Tag lang innerhalb meiner vier Wände zurückzuhalten vermochte. Schon als Berichterstatter der Triester Zeitung veranlaßt, von allem, was auf dem Gebiete des öffentlich zu Sehenden und zu Hörenden vor sich ging, Kenntnis zu nehmen, erweiterte ich den Kreis meiner Anschauungen in ziemlich reichem Maße und buntem Wechsel. Aber ich sah, hörte, genoß alles nur als passer solitarius mitten im Gedränge, und Dr. Pipitz, der damalige Mitherausgeber der Triester Zeitung, bezeichnete mein stilles, aber aufmerksames Umherwandeln mitten im Getriebe der Hafen- und Handelsstadt sehr glücklich, indem er mich den „Osservatore Triestino" zu nennen pflegte. Ein Dichter, der zehn Jahre lang jeden Tag auf die Börse geht, ist gewiß eine Seltenheit; nun, ich war dieser Dichter; ich besuchte jeden Tag die Triester Börse, als Mitabonnent des Lesesaals derselben, und las da die Zeitungen, umschwirrt vom Gespräch und Getümmel der immer regen Geld- und Handelswelt.

Spät abends streifte ich gern auf den Molos und in

den Gassen der Stadt umher, in schwülen Sommernächten, wenn hier und da eine auf den Balkon herausgestellte Nachtigall im Bauer schmetterte, aber auch zur Winterszeit, im scharfen, erfrischenden Hauch der Bora, welcher ich damals noch einigermaßen trotzen konnte. Der Leser braucht nur „Sinnen und Minnen" aufzuschlagen und die „Lenznacht im Süden" nachzulesen, neben einigen anderen Hymnen und Sonetten, um sich von dem sinnenden Herumschweifen des einsamen Poeten am Strande der Adria den rechten Begriff zu machen.

Unter solchen Umständen trat natürlicherweise jene Frage, welche der Franzose la question de femme nennt, immer peinlicher an mich heran. Was wäre der Poët ohne jeden weiblichen Umgang? Es gibt glückliche Mannsleute, für welche la question de femme niemals eine brennende Frage wird, solange weibliche Lippen, gleichviel von welcher Art, noch ein gefälliges Lächeln für sie haben. Zu diesen Glücklichen zählt aber ein Dichter in der Regel nicht. Trotzdem ist es eine leidige Tatsache, daß die Sehnsucht jugendlicher Gemüter, die doch zunächst nach dem Schönen und Lauteren geht, zumeist im Sumpfe gestillt wird, so daß ein auf die Dauer unerträgliches Hinundherschwanken gerade der besseren Naturen zwischen Sehnsuchtsdrang und Ekel sehr begreiflich ist.

Zum Glück für den Poeten fand sich in Triest hinlängliche Gelegenheit wenigstens zu platonischem Kultus schöner Weiblichkeit. Die südlichen Schönheiten der Hafenstadt, die bezaubernden Italienerinnen, Griechinnen und Jüdinnen standen für diesen meinen platonischen Schönheitskult allabendlich in den Logen der Theater zur Schau, wie Heiligenbilder in Nischen. Manches von diesem Kult hat sich in Sonetten aus der Triester Zeit erhalten. Zuweilen fiel doch auch, wie in unbewußter Erkenntlichkeit für stille Huldigung, ein gnadenvoller Blick auf den nachdenklichen Beobachter im Parterre.

In einem gewissen Falle war nicht die Theaterloge, sondern ein Balkon der Altar, unter welchem ich mein unsichtbares Rauchfaß schwang. Eine schöne junge Dame, eine Perle ihres Geschlechts, war auf diesem Balkon täglich zu schauen, wenn ich aus dem Gymnasium nach Hause ging. Ich blickte andächtig zu ihr hinauf, und sie blickte gnädig

zu mir herunter. Das ging so eine Weile fort. Wozu sollte es führen? Da machte der neckische Zufall auf eine etwas unzarte, aber zweckentsprechende Weise der Sache ein plötzliches Ende. Ich pflegte aus dem Gymnasium die griechischen und lateinischen Pensumhefte, die ich durchzusehen hatte, persönlich nach Hause zu tragen. Aber bevor ich an jenem Balkon vorüberkam, nahm ich die Hefte an meine Brust und knöpfte den winterlichen Überrock fest darüber zu; denn wer in Triest ein Paket trägt, wird nicht für einen Signore, sondern für einen Facchino angesehen. Das geschah nun eines Tages wieder. Aber gerade als ich vor dem Balkon angelangt war, spielte mir der nicht fest genug geknöpfte Überrock einen Streich und dreißig blaue griechische Pensumhefte rollten in den Staub der Straße unter den Augen der Schönen. Ich war genötigt, alle dreißig zerstreut umherliegenden Hefte aus dem Schmutz der Straße aufzulesen — unter den Augen der Schönen.

Von diesem Tage an machte ich immer einen großen Umweg, um jenen Balkon zu vermeiden.

Einen vertrauten Freund und Gespielen hatte ich indessen doch. Auch hier muß ich den Leser auf „Sinnen und Minnen" verweisen: auf den darin enthaltenen biographischen Hymnus „Mein Eichhörnchen".

Als ich, wie gesagt, im Sommer des Jahres 1861 meinen Ferienaufenthalt wieder in Graz aufschlug, verkehrte ich viel mit dem ältesten meiner Grazer Freunde, Fritz Pichler, dessen „Balladen" mich entzückt hatten, und der später das Eigenartigste, Duftigste, was seine für diese Dichtart unleugbare Begabung zutage förderte, in dem epischen Liederbuch „Runen und Reime" vereinigte. Dieser sagte mir, daß ein paar für meine Dichtungen schwärmende Frauen mich kennen zu lernen wünschten. Ich folgte der Einladung, machte die Bekanntschaft der beiden Frauen und eines kleinen Kreises, welchem ich schon lange als Dichter nicht fremd war.

Da die Befreundung mit den Hauptgestalten dieser „stillen Gemeinde" eine dauernde wurde und späterhin zum Teil auf meine Lebensgestaltung nicht ohne Einfluß blieb, so kann ich nicht umhin, dieselben dem Leser vorzustellen.

Ich will die beiden Frauen, welchen der Freund mich zuführte, Minona und Fanny nennen.

Minona entstammte einem alten Rittergeschlechte, welches in den österreichischen Alpenländern begütert war. In den Tagen ihrer Kindheit war ihr Vater noch Besitzer zweier Güter in Kärnten und fuhr als Mitglied der Wiener Aristokratie mit einem Viergespann; die Familie verarmte jedoch, und nach dem Tode des Familienhauptes siedelte die Witwe mit ihren Kindern von Wien nach Graz über. Hier verehelichte sich die herangewachsene Tochter mit einem jungen Advokaten, der leider schon nach wenigen Jahren starb, ohne daß er vorher für die Zukunft seiner Gattin irgendwelche Fürsorge hätte treffen können. Ein Bruder des Verstorbenen, gleichfalls Advokat, überließ der verwitweten Schwägerin seine ländliche Besitzung in der Nähe von Graz zur Bewirtschaftung. Hier hauste nun Frau Minona in einfachen, aber angenehmen Verhältnissen und gab sich den romantischen, poesiefreundlichen Neigungen hin, welche sie von früher Jugend an gepflegt hatte, im Verkehr mit gleichgesinnten Frauen und feingeistigen jungen Poeten, Gelehrten, Literaten. Der hoch und schön gelegene Landsitz konnte an sich schon einen lockenden Zielpunkt für ländliche Ausflüge bilden; die Heiterkeit, Gastfreundlichkeit und geistige Aufgewecktheit der Herrin verlieh ihm ein höheres Interesse. Man fühlte sich sogleich poetisch angeregt, wenn man auf der weitschauenden Höhe des grünen Bühels angelangt war und einem aus der ländlichen, aber malerischen Behausung die freundliche Bewohnerin in blauseidenem, schäferlich geschürztem Gewande, das Haupt von gekräuselten Locken umwallt, entgegentrat. Und so pilgerten denn nicht wenige von Zeit zu Zeit gern hinaus nach dem arkadischen Musensitz zwischen dem Hilmteich und der ragenden „Platte". Der seiner Wissenschaft zu früh entrissene schweizerische Geologe Zollikofer, der sich längere Zeit in Steiermark aufhielt, der nachmalige Nationalökonom Emanuel Hermann, der seither als Chemiker rühmlich hervorgetretene Richard Maly, der Musiker Wilhelm Treiber, Dr. Valentin Pogatschnigg, die Gebrüder Mitterbacher, der früh verstorbene junge Poet Bogensberger, dessen Nachlaß F. Pichler herausgab, und andere fühlten sich hier wohl im engeren oder weiteren Kreise.

Mittelpunkt und Seele dieser ganzen geselligen Bewegung war der Dichter der „Runen und Reime". Er führte

die neuen Gäste ein, er setzte kleine ländliche Feste und Vergnügungen ins Werk, er ließ seine Meldungen durch das Milchmädchen, das zwischen der Stadt und dem Landsitz Minonas regelmäßig hin und her ging, an letztere gelangen und verkehrte so, wie er mit scherzhaftem Anklang an Minonas Witwennamen zu sagen pflegte, „auf der Milchstraße mit den Gestirnen“.

Die natürliche, zwar schwärmerische, aber von jeder Geziertheit freie, heitere Weise Minonas fand einen interessanten Gegensatz in der schroffen, gegen alles ihr nicht nahe Verwandte sich streng abschließenden Natur Fannys. Auch sie war die Gattin eines Advokaten, dem sie aber nur unter hochromantischen Bedingungen ein paar Jahre zuvor die Hand gereicht hatte. Sie sah wie eine junge Burgfrau des Mittelalters aus und hatte auch ihr Heim nach Möglichkeit ritterburgmäßig eingerichtet. An ihrem Tische wurde nur aus Bechern getrunken, statt aus gewöhnlichen prosaischen Gläsern, und sie dachte ernstlich daran, sich auch mittelalterlich zu kleiden. Sie hätte für ihr Leben gern eine Lotusblume gesehen, aber unmittelbar am Ganges hätte sie gepflückt sein müssen. Meine Idee, einen „Sonnenblumenorden“ für romantische Gemüter zu stiften, begrüßte sie mit Begeisterung. Ihr sittlicher Idealismus kannte keine Grenzen. Das Ghasel „Ich will ja nichts!“ war ihr das liebste meiner Gedichte, und von jedem männlichen Wesen, das in ihre Nähe kam, verlangte sie, daß es die Schwärmerei für dieses Gedicht teile. Ich erinnere mich noch der beinahe tragischen Entrüstung, mit welcher sie davon sprach, wie ein berühmter Schauspieler, der sie entzückt hatte, von ihr eingeladen und, der Einladung folgend, während des Gesprächs vertraulich ihren bloßen runden Burgfrauenarm zu fassen sich erkühnte und durch einen vernichtenden Blick aus den schönen, aber strengen Burgfrauenaugen über das Irrtümliche seiner Voraussetzungen aufgeklärt werden mußte. War sie bei ihrer Freundin Minona zu Besuch, und es fanden Leute sich ein, die nicht zum engeren Kreise der stillen Gemeinde gehörten, so verließ sie das Zimmer, blieb draußen auf der offenen hölzernen Galerie des Hauses stundenlang allein und war durch keine Bitten und Vorstellungen zur Rückkehr zu bewegen. Fannys Idealismus erstreckte sich auf ihr geliebtes

Schoßhündchen, Flora geheißen. Man erkannte in Flora, wenn sie vom Schoße ihrer Herrin aus kläffend gegen einen neuen Besuch Verwahrung einlegte, auf den ersten Blick die streng erzogene, altjüngferliche kleine Bellerin.

Fannys einzige auserkorene Freundin war Minona. Beide Frauen besaßen neben unleugbarem poetischem Sinn und Verständnis eine schöne Vortragsgabe und führten gern Szenen aus klassischen Stücken zu ihrem und anderer Vergnügen auf. Konnte es anfangs fast erheiternd wirken, wenn sie Szenen aus „Faust" darstellten und dabei die schlanke, jugendliche Fanny sichs nicht nehmen ließ, den Faust zu spielen, während die beleibtere Minona das Gretchen übernahm, so mußte man diese Rollenwahl dennoch gutheißen und fand, daß sie den Persönlichkeiten besser entsprach, als die umgekehrte entsprochen haben würde.

Einer dritten eigenartigen Vertreterin ihres Geschlechts führte der Freund mich zu: der damals dem Grazer Theater angehörigen Sängerin Frl. Schwefelberg, die wir mit dem klangvollen Namen Solferina zu bezeichnen pflegten. Die Solferina war eine geborene Ungarin, wenn ich nicht irre; ein geniales Naturkind mit schwarzen Zigeuneraugen und Rabenlocken, und dem ungezwungenen Benehmen einer Theaterdame, aber von durchdringendem Verstand und ehrlichem, offenem, auch für Höheres nicht unempfänglichem Gemüt. Im Kreise Minonas — denn Freund Fritz, der Allvermittler, hatte sie in denselben eingeführt — vertrat sie bewußt und unbewußt die Ironie, die „Reaktion" gegen die Kundgebungen der höheren „Romantik", wobei ihr, soviel ich mich erinnere, der Pianist Treiber als verwandte Natur zur Seite stand. Aber die Spitzen der Gegensätze zwischen Solferina und der „stillen Gemeinde" wurden nicht gerade zu verletzenden Stacheln; nur zwischen Fanny und Solferina bildeten sie Pole, die sich entschieden abstießen.

In diese bunte, anregende Gesellschaft war ich nun eingeführt und nahm an den geselligen Vergnügungen derselben teil, soweit es meine Verhältnisse zuließen. Kleine Feste, mit theatralischen Aufführungen, einem Tänzchen u. dgl., vereinigten uns zuweilen auf dem Landsitze Minonas, bis die Sterne über uns funkelten wie Freudenfeuer. Das einzige, was dabei Schlimmes sich ereignen konnte und in

der Tat auch oft sich ereignete, war, daß Fanny das Zimmer verließ und auf der umlaufenden Galerie des Hauses ihren Schmollwinkel aufsuchte. In solchen Fällen blieb dann nichts übrig, als daß ich — so ziemlich der einzige, der es wagen durfte — ihr auf der Galerie Gesellschaft leistete. Und das lohnte sich. Da wurde dem Sänger des „Schwanenlieds der Romantik" die Romantik und die „blaue Blume" lebendig in reizvoll-sinnigem Geplauder, die Stunden flogen, der Abend dunkelte, die Blüten der riesigen Linde vor dem Hause dufteten, ein Vogel sang im Wipfel so schön, als wär's sein Schwanenlied, Sternschnuppen stoben wie Raketen aus der Höhe des Abendhimmels, tief unten und weit hinaus dämmerte das Grazer Feld mit der Stadt und dem Murstrom und dem ragenden Halbrund der Gebirge.

Wären mir im Leben überhaupt ungetrübt schöne Stunden gegönnt gewesen, so würde ich vor allem die Stunden dieser für mich neuen anmutigen Gesellschaft dazu zu rechnen haben. Leider wurden auch sie mir schon durch mein immer mehr oder weniger schlechtes Befinden verkümmert.

Vor meiner Rückkehr nach Triest ging ich noch auf ein paar Tage nach Wien und suchte die Stätten wieder auf, die mir durch Jugenderinnerungen heilig waren. Ich besuchte die Familie, welcher Regiswinda entstammte, die ich bei dieser Gelegenheit selbst auch wiedersah, als Mutter, beglückt durch ein talentvolles Söhnlein; ferner Raphaels „Madonna im Grünen" im Belvedere — auch eine Jugendliebe von mir — und meinen Freund Cajetan Cerri. Auf zufälligen Anlaß machte ich auch eine neue Bekanntschaft, die des gestrengen Kritikers Emil Kuh, der zu jener Zeit die Dichter Grün, Freiligrath, Lingg und andere vernichtet hatte und späterhin mit Vorliebe mich vernichtete. Noch sehe ich ihn vor mir, bei meinem Eintritt am Schreibtisch sitzend und sitzen bleibend, mit einer kleinen Bewegung der Rechten meine höfliche Begrüßung leicht erwidernd, mit der Linken in Papieren der Schreibtischlade weiterkramend. Er flößte mir so im ersten Augenblick einen ehrfurchtsvollen Begriff ein von der Erhabenheit eines Kritikers über gewöhnliche Menschenkinder, ließ es aber dann im Gespräch an einer gewissen Leutseligkeit nicht fehlen.

Vorläufig galt es mit Beginn des Oktober wieder von

Graz zu scheiden und an die Adria heimzukehren. Freundliche Beziehungen waren, wie der Leser gesehen hat, angeknüpft; aber es war noch nicht abzusehen, nach welcher Seite hin sich etwa Höheres und Bleibendes daraus entwickeln würde.

Im folgenden Jahre (1862) brachte der Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wie gewöhnlich, eine Verschlimmerung meines Befindens mit sich, die aber diesmal einen ernsteren Charakter annahm und mich für den ganzen Monat Juni bettlägerig machte. Öfteres nicht reichliches Wasserspeien, wobei die Färbung des Ergossenen eine leichte Beimischung von Blut verriet, heftige Schmerzen in der oberen Bauchgegend, andere gastrische Zustände, verbunden mit Anfällen großer Schwäche und fieberhaften Anwandlungen, waren herrschend. Der mich behandelnde Arzt überließ mich, selbst Allöopath, einem Homöopathen — seinem Schwiegersohn —, weil er zu bemerken glaubte, daß ich Arzneien nicht gut vertrüge. Der Homöopath, mit dem Badearzte Dr. v. Kottowitz im Tobelbad bei Graz befreundet, empfahl mir Tobelbad als Sommeraufenthalt, wohin ich in der Tat, als ich etwas mehr zu Kräften gekommen, begleitet von meiner Mutter, mich auf den Weg machte.

Ich verweilte da vom 10. Juli bis 27. August. Die erwähnten Krankheitssymptome dauerten in geringerem Grade fort, aber zuletzt gestaltete sich das Befinden erträglich.

Es gefiel mir recht wohl in Tobelbads reizendem Waldtal, wo schon der erste Schritt ins Freie nach allen Seiten hin in waldschattige, nadelholzduftige Gründe und zu angenehmen Ruhepunkten führt. Die üppig wuchernde bunte Pflanzenwelt dieser Gegend erweckte in mir Lust und Eifer für ein Studium, das ich bis dahin vernachlässigt hatte: für die Botanik. Auf Selbstunterricht angewiesen, machte ich freilich nur langsame Fortschritte; aber ich kam doch vorwärts und betrieb von da an jahrelang mit Vorliebe diese Wissenschaft, welche mich das Vergnügen des Herumschweifens in Wald und Flur fortan dreifach genießen ließ: als Mensch, als Dichter und als Pflanzenfreund.

Der Dichter fand bei diesen botanischen Erholungsstudien auch seine Rechnung. In einer romantischen Waldschlucht bei Tobelbad kam mir zum erstenmal eine eben erblühte

Genziane zu Gesicht, von jener Art, welche, wie ich später sah, den Wäldern der Grazer Gegend gegen den Herbst hin einen besonderen Schmuck verleiht. Sie regte mich zu der Hymne „Vor einer Genziane“ an, einem Gedichte, das in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Ich pflückte die Pflanze mit ihren Blumenglocken vor dem Verwelken, preßte sie ein und machte damit nach Jahren dem Schauspieler Gustav Starcke ein Geschenk, der, wie früher schon Lewinsky, durch trefflichen Vortrag jenes Gedichts sich ein Anrecht auf meinen Dank erworben hatte.

Neben dem Naturgenuß, der Botanik und der Poesie war es die Musik, bei welcher ich Erholung von geistlähmenden körperlichen Leiden suchte — aber freilich nur Musik in einer ihrer einfachsten Gestalten: in der des Gitarreklimperns, da ein anderes Tonwerkzeug mir nicht zur Verfügung stand.

Ein paarmal besuchten mich die Grazer Freunde: Pichler, Minona, Fanny. In der kleinen Badekolonie des Ortes bewegte ich mich anfangs völlig fremd und vereinzelt. Das änderte sich aber mit einem Male, kurz bevor mein dortiger Aufenthalt zu Ende ging. Wiederholt tauchte in Tobelbad Leopold v. Sacher-Masoch auf, warm befreundet mit dem Badearzte und dessen reizender Gattin. Diese Dame galt mit Recht als eine Schönheit und bildete den glänzenden Mittelpunkt des geselligen Kreises von Tobelbad. Der genannte, gegenwärtig in Deutschland ziemlich mißliebig gewordene Schriftsteller hatte damals den ersten Roman „Eine galizische Geschichte“ veröffentlicht, aber er stand in der jugendlichen Blüte seiner Liebenswürdigkeit als Mensch. Mit polnischer, oder — um ihn nicht zu kränken — kleinrussischer Ritterlichkeit und Geschmeidigkeit des Benehmens verband er die Redegabe und Redelust des geistreichen jungen Mannes und genialen Erzählers. Rückhaltslos offen, wie er war, ging er, nachdem die erste Bekanntschaft zwischen uns beiden gemacht war, bald zu vertraulich-gesprächiger Mitteilung über, und ich erfuhr durch ihn selbst, was in Graz, nur nicht aus so guter Quelle, so ziemlich alle Welt wußte.

Der Roman war damals eben in der Wirklichkeit angesponnen, den er später in seiner „Geschiedenen Frau“ literarisch ausgestaltet hat, wobei ihm die erwähnte Offenheit seines Wesens zustatten kam, das Geheimste so zum

poetischen Gemeingut der deutschen Lesewelt zu machen. Noch ahnte weder er, noch sonst jemand, welche Wendungen der damals in der Wirklichkeit angesponnene Roman nehmen, und noch weniger, welchen Ausgang er haben würde. Sacher-Masochs Gemüt war voll jugendlich-feuriger Wallungen und kühner Lebenspläne. Er sprach damals immer von seiner Absicht, sich in Galizien, seiner Heimat, in den Reichsrat wählen zu lassen, sobald er das gesetzliche Alter dazu erreicht haben würde, einzig um als Volksvertreter für ein neues Ehegesetz zu wirken und so auf gesetzlichem Wege jene Scheidung der von ihm geliebten Frau zu ermöglichen, die bald hernach auch ohne das, auf zwar nicht gesetzlichem, aber friedlichem Wege zu seinen Gunsten erfolgte. Aber ich greife den Ereignissen vor; ich werde Sacher-Masochs, mit dem ich viele Jahre hindurch auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, später noch zu gedenken haben.

Den Rest meiner Sommerferien, bis Ende September, verlebte ich wieder in Graz, in regem Verkehr mit dem im vorigen Jahre mir erschlossenen befreundeten Kreise. Die freundschaftlichen Bande, die mich mit den Frauen Minona und Fanny verknüpften, gewannen an Festigkeit, insbesondere der ersteren gegenüber. Solferina war aus Graz, ich weiß nicht wohin, verschlagen worden. Ich machte die Bekanntschaft des jungen Offiziers und Poeten Albert Guzman, dessen „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge 1859“ und poetischen Nachlaß ich später herausgab, als ein Brustleiden dem Leben des sehr begabten und liebenswürdigen jungen Mannes ein frühes Ende gemacht hatte.

An dem Unternehmen Heinrich Penns, der eine sehr hübsche belletristische Wochenschrift „Hoch vom Dachstein“ zu Graz ins Leben rief, nahm ich regen Anteil.

Auch entstand in jenen Tagen des Grazer Aufenthalts meine Kanzone „Germanenzug“. Sie wurde binnen elf Tagen vollendet und erschien zunächst in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich“ (Wien, Gerold, 1863), dann auch in besonderer Ausgabe (ebenda 1864). Wie im „Schwanenlied der Romantik“ an das Zeitalter überhaupt, so legte hier der Poet an das deutsche Volk den Maßstab der höheren Ideale. Die Dichtung hat vielen Beifall gefunden, und es gab nicht wenige, welche sie allem vorzogen, was ich bis

dahin geschrieben. Ein Wiener Kritiker fertigte sie mit einer einzigen witzigen Zeile ab: „Diese Kanzone ist ganz ohne." Eine Begründung dieses witzigen Ausspruchs fügte er nicht bei, was ganz natürlich, denn hat ein Rezensent einmal einen glücklichen Einfall über ein Buch, so braucht er es nicht weiter anzusehen.

In Triest fiel mir nach den geistanregenden geselligen Ferienfreuden, die ich nun wiederholt verkostet hatte, die alte Abgeschlossenheit doppelt schwer aufs Herz. Meine Stimmung verdüsterte sich, und nur die Muse bot mir Trost. Der Plan des „Ahasver in Rom" hatte angefangen mich zu beschäftigen.

Da trat wider Erwarten in meinen Triester Lebenskreis eine weibliche Erscheinung, welche berufen war, mir das schmerzlich Vermißte in einem Übermaß, das mich weit mehr aufregte als befriedigte, zu gewähren.

Diese wirkungsreiche Erscheinung war eine liebenswürdige, damals gefeierte Harfenkünstlerin: die k. k. Kammervirtuosin Fräulein Marie Mösner, welche zwei Jahrzehnte später als Gattin eines Grafen Sp. in Salzburg, ihrer Vaterstadt, aus dem Leben schied.

Sie war im Januar 1863 nach Triest gekommen, um auch da Konzerte zu geben, und hatte ein Empfehlungsschreiben aus Graz bei mir abgegeben, das eine persönliche Begegnung und späterhin einen lebhaften Verkehr vermittelte. Als Virtuosin bewundert und von der Triester Gesellschaft gehätschelt, verweilte Frl. M. einen Monat lang in der Hafenstadt, ging dann nach Venedig, kehrte aber von da noch einmal auf kurze Zeit zurück.

Es ist ohne Zweifel charakteristisch, daß ich von früher Jugend an immer am eingehendsten über meinen Verkehr mit der weiblichen Welt Buch geführt habe. Als ich neulich Hebbels Tagebücher las, wurde ich mir meiner besagten Eigenheit durch den Gegensatz erst klar bewußt. Ich erstaunte fast, zu sehen, wie sehr das Leben des Herzens für einen Poeten und sein Tagebuch Nebensache sein kann. Auch was meinen Verkehr mit Fräulein M. betrifft, würde es mir an guten handschriftlichen Quellen für eine interessante Geschichte nicht fehlen, die zwar eine Herzensgeschichte, aber — ich beeile mich

dies festzustellen — durchaus keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist.

Hier will ich mich indessen damit begnügen, statt in die Einzelheiten einzugehen, das allgemeine Schema zu verzeichnen, nach welchem kleine oder große Romane von der Art des in Rede stehenden zu verlaufen pflegen, und den Sinn deutlich zu machen, in welchem derselbe für mich wichtig, lehrreich, beglückend und leidvoll zugleich geworden ist.

Das Weib trägt, namentlich in den jüngeren Jahren, eine stille Sehnsucht in sich nach dem, was man das „Ideale" nennt. Man braucht darunter nicht gerade irgendwelche Überschwenglichkeit des Empfindens zu verstehen; zunächst ist nur der natürliche Sinn für das Edle, Schöne und Gute und für eine nicht leichtsinnige Auffassung des Lebens damit gemeint. Jemehr nun ein weibliches Wesen durch Beruf oder Verhältnisse, durch Hingabe an die Anforderungen der Gesellschaft, durch das schnöde Alltagsgetriebe der sogenannten idealen Welt entfremdet, sie gleichsam zu einer jenseitigen für sich geworden sieht, desto lockender erscheint sie ihr, desto stärker wird die geheime Sehnsucht, jenes Heimweh sozusagen nach dem verlorenen Paradies. Glaubt nun ein solches Weib das Ideale im Dichten und Schaffen, im Tun und Wesen etwa eines Poeten lebendig zu erblicken, so schlägt der zurückgedrängte Kult zur Begeisterung aus, zu einer Art von Andacht, und entfaltet für den Augenblick alles, was Engelhaftes in der Natur eines Weibes liegen mag. Da ist es dann nicht zu verwundern, wenn die Entfaltung weiblicher Seelenblüte begeisternd auf den Gegenstand der Begeisterung selber zurückwirkt. Das Weib erscheint in solchen Momenten idealer Wärme und Andacht für das Ideal selbst als die reinste Verkörperung desselben. So findet eine innige Berührung zweier Seelen statt, die zu dem Schönsten und Beglückendsten gehört, was Menschen widerfahren kann.

Dazwischen aber nimmt das gewohnte, zur zweiten Natur gewordene Weltleben des Weibes seinen Fortgang. Es entsteht ein Widerspruch zwischen dem, was das Weib bei dem Poeten und für ihn ist, und dem, was es für die übrige Welt doch immer ist und bleibt. Und da die höheren Regungen überhaupt für die Menschen keine alltägliche Seelen-

kost, sondern nach Grad und Dauer dem Wechsel unterworfen sind, so erscheint das Weib bald in einem zweideutigen Lichte, als wankelmütig, unzuverlässig, und der Poet fängt an, unter diesem Umstande zu leiden. Er merkt, daß er nicht der Gegenstand einer echten und rechten Liebe ist, sondern das Idol der Feierstunden einer weiblichen Seele. Dadurch erhält das Verhältnis für ihn etwas Unfrohes; er beginnt zu begreifen, daß er selbst eigentlich entsagen muß, wo er sich als Heils- und Gnadenspender gefeiert sieht. Er verschmäht, was das Weib ihm bietet oder bieten könnte, wär's auch alles, was es überhaupt zu bieten hat — weil es nicht die echte Liebe ist, die es bietet. Schmerzliche Wehmut tritt allmählich an die Stelle reinen Genügens im Verkehr. Auch das Weib wird sich schließlich bewußt, daß es dem Verehrten nicht so eigentlich mit seinem ganzen Wesen angehört, daß es ihn also auch nicht voll und für immer beglücken kann.

Findet auf diesem Punkte des Verlaufs die Trennung statt, so endet das Ganze mit einem schmerzlichen, aber doch noch immer idealen Ausklang, und beide nehmen scheidend ein Stück höheren Lebens als unentreißbaren Schatz der Erinnerung mit sich.

Anders — weit schlimmer! — gestaltet sich die Sache, wenn aus dieser idealen Berührung zweier Seelen ein eigentliches, dauerndes Liebesverhältnis sich entwickelt. Dann wird dem Weibe allgemach verhaßt, was ihm eine angenehme Abwechslung, eine Würze der Schalheit des Weltlebens gewesen, die durch allen Genuß hindurch sich fühlbar macht. Es empfindet die ideale Kontrolle als eine Last, als eine Schranke seiner persönlichen Freiheit und sucht sich derselben zu entledigen. Und wie früher der Engel, kommt jetzt der Dämon im Weibe zum Vorschein ...

Ich habe dies allgemeine Schema durchgeführt und verfolgt bis zu seinen äußersten möglichen Endpunkten. In dem gegenwärtigen Falle schloß jedoch der Verlauf mit dem oben bezeichneten Punkte des noch immer idealen, wenn auch wehmütigen Ausgangs.

Verhältnisse, die in dieser Art rein und ideal geblieben, pflegen wohl schmerzlich, aber nicht tragisch zu enden.

Mir blieb als Errungenschaft jener Tage das Bild

einer hochpoetischen weiblichen Erscheinung, eines der edelsten Regungen fähigen weiblichen Wesens. Und Marie M. scheint nach dem, was mir später zu Ohren kam, ziemlich lange dessen eingedenk geblieben zu sein, was sie in der Individualität eines Poeten gefunden zu haben glaubte — obgleich ihr dieser keineswegs als weicher Schwärmer, sondern, wie sie mir selbst einmal scherzend sagte, „bald als Seraph, bald als spöttischer Mephisto" erschien. Sie verstand ihn besser als Angelica den „Lord Luzifer" in meiner Komödie...

Mühelos wird jeder in „Sinnen und Minnen" die Sonette, und in den „Blättern im Winde" das längere Gedicht herausfinden, welche ihren Ursprung diesem Verkehr verdanken.

Die bezeichnendsten erhaltenen Dokumente desselben dürften indessen die Briefe sein, die ich an Frl. M. geschrieben und von welchen ich stenographierte, seither in Kurrentschrift übertragene Abschriften zurückbehalten. Sie wären im Vereine mit dem bezüglichen Tagebuche geeignet, die hier gegebenen Andeutungen zu dem lebendigen Bilde zu ergänzen, dessen Ausführung ich mir an dieser Stelle versagen muß. Wer diese etwas überschwenglichen und seltsamen Briefe liest, in welchen Herzlichkeit und Sarkasmus sich immer wechselseitig verleugnen und verneinen, wird vielleicht den Fluß des einfachen, natürlichen Gefühls darin vermissen. Aber er muß bedenken, daß es sich in diesen Briefen um alles eher handelte, als um den naiven Ausdruck eines einfachen Gefühls. Es war eben kein einfaches Gefühl, es waren sehr gemischte, sich widerstreitende Gefühle, die da nach Ausdruck rangen.

Eine Art Seitenstück zum Mösner-Roman, aber in verkleinertem Maßstab, einige Stufen niedriger auf der Leiter des Idealismus und der Poesie, spielte noch im Laufe desselben Jahres für mich sich ab. Die Heldin desselben war ein Mitglied der deutschen Schauspielertruppe, welche damals im Armoniatheater zu Triest ein paar Monate lang Vorstellungen gab.

Frl. Antoinette J. schien von Natur etwas feiner und ernster angelegt, als ihre Kunstgenossinnen gleichen Ranges im Durchschnitt sind. Auf ihren eigenen Wunsch wurde ich von einem Freunde bei ihr eingeführt. Wir brachten ein paar-

mal eine unglaublich große Stundenzahl in tiefgehendem Gespräch miteinander zu. Ich lobte sie und ihr Spiel in der „Triester Zeitung" und brachte ihr das Blatt dann immer selbst. Ich fand, daß es ein ganz reizendes Vergnügen sei, von einer stattlichen Theaterprinzessin während ihres Spiels auf der Bühne dann und wann einen verstohlenen, vertraulichen, neckischen Soloblick zugeteilt zu erhalten. Freilich, die Anziehung, welche Fräulein J. auf mich übte, war nicht ganz ohne inneren Widerstreit. Ihrem einnehmenden Wesen gebrach es einigermaßen an Frische. Stürme des Lebens schienen über sie hinweggezogen zu sein und ihre besten Blüten geknickt zu haben. Was mir am meisten an ihr gefiel, das kastanienbraune Haar und die weißen Zähne — ach, gerade diese beiden Reize waren, wie ich bald erfuhr, nicht echt. Die echte Zier ihres Hauptes war vor einigen Jahren einem schweren Nervenfieber zum Opfer gefallen. Ich war damals noch zu jung, um nicht ein geheimes Grauen bei dem Gedanken zu empfinden, mich möglicherweise in ein weibliches Wesen ernstlich zu verlieben, das einen Teil seiner Reize abends auf den Toilettentisch ablegte. Übrigens gehörte das Fräulein zu den unheimlichen Personen, welche keine Photographie, und, soweit möglich, auch keine geschriebene Zeile von sich aus der Hand geben — was den Eindruck macht, als hätten sie einmal irgendwo eine dunkle Tat verbrochen und fürchteten, daß ein Kenner ihrer Vergangenheit durch Bild oder Handschrift auf ihre Spur geführt werden könnte.

Aber im Verkehr der Geschlechter pflegen die Anziehungen doch meist allmählich die Abstoßungen zu überwiegen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht eines Tages bei Frl. J. eine Gesellschaft von Kollegen, Kolleginnen und Leuten getroffen hätte, wie sie an Schauspielerinnen allerorten sich anzuschließen pflegen. Der Ton, den ein Lebemann der eben genannten Sorte gegen Frl. J. anschlug, empörte mich. Ich setzte voraus, Frl. J. müsse nicht minder empört sein, und war sehr erstaunt, daß sie so ruhig blieb. Ich hatte auch nach meinem Eintritte vorausgesetzt, Frl. J. werde durch düsteres Schweigen und mürrische Zeichen der Ungeduld sofort ihrer Gesellschaft zu verstehen geben, daß sie mit mir allein zu sein wünsche. Aber eine solche krankhafte Ungeduld stand dem Frl. J. auf Siriusweiten fern;

sie schien sich im Gegenteil recht wohl zu befinden. So ging denn ich und sandte am folgenden Morgen der Schauspielerin ein Schreiben voll heiligen Zornes, in welchem ich sie aufs tiefste bedauerte, daß sie sich dergleichen, wie ihr den Tag zuvor in meiner Gegenwart geboten worden, bieten lassen wolle oder müsse. Ein höflicheres Schreiben folgte, um den rauhen Ernst des ersteren abzuschwächen, aber meine Besuche bei Frl. J. blieben eingestellt. In der Zeitung lobte ich sie nach wie vor. Ein ehemaliger Kollege und Freund von ihr kam aus Deutschland auf ein längeres Gastspiel nach Triest, ein gebildeter, tüchtiger Schauspieler, später Theaterdirektor in Berlin, auch Theaterdichter. Die beiden wirkten jetzt auf der Bühne immer zusammen und spielten die Liebespaare verdienstvoll — ich lobte sie alle beide sehr in der „Triester Zeitung", großmütig und neidlos.

Eines Abends während der Vorstellung bemerkte ich Frl. J. in der Theaterloge. Ich sandte aus weiter Entfernung einen ernsten Blick zu ihr hinauf. Sie erwiderte denselben nur flüchtig, aber ihr Busen hob sich im selben Augenblicke, und wenn ich nicht irre, so war es ein unwillkürlicher, unwissentlicher Seufzer, der den Busen des Fräuleins schwellte. Das genügte mir.

Auch diese Bekanntschaft endete früh genug, um tragische Schicksalswendungen auszuschließen und ein reines Andenken in mir zu hinterlassen.

So hatte ich denn eine Reihe von näheren Berührungen mit Frauenwesen verschiedener Art durcherprobt. Die Schattierungen der Weiblichkeit hatten sich mir in typischen Gestalten enthüllt: von der Herbigkeit und Strenge hochromantischer, sensitivengleicher Gemüter bis zum weiblichen fahrenden Rittertum, an welchem ein gut Teil Realismus klebte. Leider war bei alledem für mein *Herz* nichts Bleibendes errungen worden. Zu meinem Lebensglücke wenigstens hatten diese Erlebnisse nichts beigetragen; sie vermehrten bloß den Schatz meiner Erfahrungen, und auch als solche waren sie nicht eben tröstlicher Natur. Hatte doch schon bei Nora meine jugendliche Neugier, ob ich wohl *geliebt* werden könne, schließlich zu einem negativen Ergebnisse geführt. Erfahrung und bessere Einsicht hatten mich früh gelehrt, die Vorteile, welche die Stellung eines Poeten den

Frauen gegenüber zu bieten scheint, nicht allzuhoch anzuschlagen. In dieser Stellung kann man allerdings mit Glück auf Eroberungen ausgehen, sich selbst mit solchen für den Augenblick Genüge tun und vor der Welt damit prunken. Aber ich suchte ein Wesenhaftes, Verläßliches, Bleibendes, und dies hoffte ich zuletzt nur dadurch zu erreichen, daß ich meine Ansprüche so bescheiden als möglich herunterstimmte — eine Bescheidenheit, welche im Grunde mit dem, was ich von früher Jugend auf ersehnt und erstrebt hatte, in schroffem Gegensatze stand.

Beim Eintritte der Schulferien ging ich wieder nach Graz und fand die Gesinnungen der mir dort Befreundeten unverändert. Nur daß Frau Fanny begonnen hatte, sich mehr und mehr der Musik zuzuwenden, welcher Kunst sie bis zum heutigen Tage treu geblieben ist. Minonas äußere Verhältnisse waren inzwischen andere geworden; sie hatte ihren Aufenthalt in der Stadt genommen, was Gelegenheit bot, den Verkehr mit ihr zu einem täglichen zu machen. Durch keinerlei Bande an Graz gefesselt, entschloß sie sich, im Herbste nach Triest überzusiedeln. So wurde mir unverhofft auch dort zuteil, was ich bisher vermißt hatte. In dem persönlichen Anteil und der freundschaftlichen Hingebung dieser weiblichen Seele lag bei aller Herzlichkeit nichts Schwärmerisches, Überschwengliches weder in bezug auf meine Person, noch auf meine Poesie; aber eben der ruhige leidenschaftslose Charakter der wechselseitigen Zuneigung und Ergebenheit begründete einen wahrhaft gedeihlichen, behaglichen und dauernden Verkehr.

In den Sommerferien des nächsten Jahres (1864) machte ich in Minonas Gesellschaft jene Reise zu Lande nach Venedig, welche das „Friaulische Reisebild" meiner „Prosa" schildert. In dem lieblichen Pordenone gestaltete sich der achttägige Aufenthalt zur Reiseidylle, von welcher das Gedicht „An Minona" Zeugnis gibt.

In dieses Jahr fällt auch meine Herausgabe des literarischen Nachlasses Albert Guzmans (Wien, Schönewerk, 1864).

Für den Jahrgang 1865 des „Familienbuchs des österr. Lloyd" lieferte ich als Nachfolger Levin Schückings den monatlichen Literaturbericht und in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April schrieb ich den „Ahasver in Rom".

Schon seit etlichen Jahren hatte diese Dichtung in mir lebendig zu werden begonnen. Der Leser wird gerne glauben, daß ich eine geraume Zeit dem Studium des neronischen Zeitalters gewidmet habe. In einem Kämmerlein des für mich denkwürdigen Hauses Nr. 2 der Via S. Catterina wurden die Verse morgens aufs Papier geworfen, abends ins reine geschrieben: der Tag war den Berufsgeschäften gewidmet.

Über die Entstehung des Werkes, über den Geist und Sinn, in welchem es geschrieben worden, habe ich mich in dem „Epilog an die Kritiker" als Beigabe der zweiten und aller folgenden Auflagen hinlänglich ausgesprochen.

Ende Juli machte ich mich wieder auf den Weg nach Graz und verließ Triest, ohne eine Ahnung, daß ich nicht mehr dahin zurückkehren werde.

„Ahasver in Rom" erschien im September bei J. F. Richter in Hamburg. In den Besitz dieser Firma waren inzwischen auch meine früheren, sämtlich — mit Ausnahme des Germanenzugs — bei J. L. Kober in Prag erschienenen Werke übergegangen. Richter hatte nach Kobers Tod den ganzen poetischen Verlag desselben durch Kauf an sich gebracht.

Auf dem Gebiete des Epos hatten in neuerer Zeit in Deutschland nur Werke leichter Gattung Erfolg gehabt; so die „Amaranth" von Redwitz, „Waldmeisters Brautfahrt" von O. Roquette, Kinkels „Otto, der Schütz" und Scheffels „Trompeter von Säckingen". Das Epos höheren Stils schien abgetan. Da traten um die Mitte der sechziger Jahre fast gleichzeitig drei epische Leistungen des höheren Stils hervor, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkten: Jordans „Nibelungen", Hermann Linggs „Völkerwanderung" und „Ahasver in Rom".

Ich halte die genannten großen Epen Jordans und Linggs für dichterische Erzeugnisse ersten Ranges. Aber dem Publikum gegenüber hatte „Ahasver in Rom" etwas voraus. Es war trotz des antiken Stoffs doch ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiste heraus geboren und in lebendigstem Zuge zu ihm. In diesem Sinne äußerte einmal der Graf (damals Freiherr) von Prokesch-Osten: „Ahasver in Rom" ist eine Perle der Literatur —

aber eine Perle, die, wie die Perle in der Muschel, aus einer Krankheit hervorgegangen ist — aus dem Krankheitsprozeß der Zeit."

Wir hatten in der klassischen Zeit Klopstocks „Messias", Goethes Idyll „Hermann und Dorothea", Wielands romantische Epen, dann Mosens „Ahasver", Immermanns „Tristan und Isolde", zuletzt die oben genannten epischen Dichtungen, aber kein Epos, das auf historischer Grundlage soviel modernen Gehalt in realistischer Ausführung entwickelte, wie „Ahasver in Rom". Er war — vor dem „König von Sion" — das erste historische Epos in Deutschland, das wirklichen Erfolg hatte und weite Verbreitung fand.

Da gab und gibt es nun viele, die den Grund dieses Erfolges ganz und gar in dem sogenannten Glanze der Darstellung, der Schilderung, des Kolorits u. dgl. gefunden zu haben meinen, und mit einer Art von Geringschätzung in meinen Werken auf das herabsehen, was man „Komposition" zu nennen pflegt. Soll unter letzterer vor allem der Plan, der Entwurf, der ideelle Zusammenhang, die organische Gliederung, die künstlerisch-einheitliche Gestaltung des Ganzen verstanden werden, so trage ich kein Bedenken, es einmal offen auszusprechen, daß jene Geringschätzung sowohl beim „Ahasver" wie bei meinen übrigen Werken auf einer durchaus oberflächlichen, geradezu leichtfertigen Auffassung beruht. Es handelt sich da um einen Punkt, über welchen der Dichter selbst sich nicht blindlings fremdem Urteil unterwerfen kann, insofern er ja wissen muß, ob er wirklich nur zufällige Einzelheiten um ihrer besonderen Wirkung willen aneinandergereiht, oder ob er alles einzelne nach einem tiefer angelegten Plane verknüpft und vermittelt, die innere Notwendigkeit und Entwicklung von allem sich selber klar gemacht und für die Aufmerksamen wissentlich klar zu machen bestrebt gewesen. Und wenn er sieht, daß diejenigen, die am Zusammenhange des Ganzen, an der Motivierung des einzelnen mäkeln, beides gar nicht aufgefaßt, sondern bezüglich des Tatsächlichen in der beurteilten Dichtung sich die größten Irrtümer zuschulden kommen lassen, so kann er ihrem Urteil über seine „Komposition" keinen Wert beimessen.

Für Beurteiler dieser Art war und ist im „Ahasver" nichts von dem vorhanden, was dem Werke erst seine volle,

wirkliche Bedeutung gibt. Die lebendige Gegenüberstellung des höchsten Lebensdranges und der tiefsten Todessehnsucht in den Gestalten des Nero und Ahasver — die Identifizierung Ahasvers mit Kain — die Art, wie Nero, der große Egoist, eben dadurch gestraft wird, daß es in der Welt für ihn „keine Liebe gibt" und selbst die Mutterliebe ihm gegenüber zuschanden wird — wie in diesem Sinne das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter zum psychologischen, ich möchte sagen dramatischen Motiv des Fortschrittes der ganzen Handlung gemacht ist — wie überhaupt die knappe, gedrängte, bei näherem Zusehen sich als wirklich organisch herausstellende Gliederung des Ganzen demselben fast einen dramatischen Charakter verleiht — davon und von all den sonstigen unzähligen ideellen Beziehungen, welche wie künstlich verschlungene Fäden eines Gewebes durch das Werk laufen und es zu einem einheitlichen Ganzen verbinden — merkten und merken gar manche, die sich ein Urteil anmaßen, so gut wie nichts. Für sie ist „Ahasver" eine Reihe von schönen Beschreibungen — ein Scherbenberg zusammengehäufter Einzelheiten, die nur als solche wirken.

Wäre „Ahasver in Rom" mit keinen andern wirksamen Eigenschaften hervorgetreten, als mit der sogenannten „Pracht der Schilderungen" — hätte er damit nicht die doch auch sattsam anerkannte Größe der Auffassung, der Erfindung, des Entwurfs, der Charakteristik, und tiefere Gedanken in realistischer Ausführung verbunden — so würde er längst ebenso klanglos zum Orkus hinabgegangen sein, wie die unzähligen neuen epischen Dichtungen, deren „wunderbare Pracht der Schilderungen" in den Zeitungen gepriesen worden ist. Dasselbe gilt von dem Reiz der Sinnlichkeit und Üppigkeit, der angeblich in dem Werke vorwalten soll — ein Vorwurf, dessen sich diejenigen zu schämen haben, die ihn erheben. Ich wäre imstande, ein Dutzend älterer, neuerer und neuester Dichtwerke herzuzählen, welche in dieser Beziehung den „Ahasver" bei weitem überholen, und doch keine Käufer angelockt, keinen weiten Leserkreis gewonnen haben.

Interessant war mir unmittelbar nach dem Erscheinen des „Ahasver", bevor sein Erfolg sich entschieden hatte, in meiner damaligen Grazer Umgebung die Stellungnahme einiger Schriftsteller zu dem Werke. Sacher-Masoch nahm

sich desselben mit Eifer an, und die Bewunderung, die er der Gestalt der Agrippina zollte, war für mich nicht ohne Gewicht von seiten eines Meisters in der Darstellung solcher Frauencharaktere. Ferdinand Kürnberger, der damals ebenfalls in Graz lebte, warf über den „Ahasver“ in seiner steifen, ernsten, fast pedantischen Manier geistreiche, im ganzen günstige Worte hin. „Da macht man überall so viel Aufhebens von Tennyson — hier ist Tennyson!“ sagte er einmal. Ein andermal äußerte er, er habe bei Lesung des „Ahasver“ den Eindruck erhalten, daß „kein anderer Dichter der Gegenwart ihn hätte schreiben können“. Als aber nun „Ahasver“ wirklich Erfolg hatte, da wendete der Mißmut, den der hochbegabte, nicht genug gewürdigte und deshalb verbitterte Mann gegen alles hegte, was das Unglück hatte, Erfolg zu haben, sich auch gegen mein Werk und mich. Er ließ unter anderem später einmal irgendwo drucken, über nichts in der Welt wundere er sich so sehr, als über die Gedankenlosigkeit der Rezensenten des „Ahasver in Rom“, von denen nicht ein einziger bemerkt habe, daß ja der ewige Jude, der Schuster von Jerusalem, zur Zeit des Nero noch gar nicht so besonders alt sein konnte. Aber der Gedankenlose war hier Kürnberger selbst: er hatte übersehen oder vergessen, daß der Ahasver meiner Dichtung eben nicht der Schuster von Jerusalem ist, sondern Kain — so alt schier als die Menschheit selber auf Erden!

Der gewöhnliche Weg eines literarischen Erfolges in Deutschland ist heutzutage nicht der, daß die Tageskritik ein neuerschienenes bedeutendes Buch warm empfiehlt und durch Feststellung seines Wertes das Publikum veranlaßt, es zu kaufen und zu lesen; sondern umgekehrt wird die Tageskritik durch den Erfolg, den eine literarische Erscheinung im Publikum sich erringt, auf dieselbe aufmerksam gemacht, und die Rezensenten fangen an, sie wirklich zu lesen, während sie selbe früher nur durchblättert haben. Die Tageskritik macht keinen Erfolg, auch wenn sie es will; ihre gedruckten Posaunenstöße verhallen wirkungslos. Nur das Lob, das von Mund zu Munde geht, gilt als unverdächtig, dringt in weitere Kreise und lockt Käufer an. Ein Mensch, der zu einem andern gelegentlich sagt: „Dies Buch müssen Sie lesen!“ trägt mehr zum Rufe und zur Verbreitung des Buches

bei, als ein Rezensent, der es in einem Blatte überschwenglich lobt.

Es wird jetzt beinahe unglaublich klingen, wenn ich erwähne, daß geachtete Kritiker beim ersten Erscheinen des „Ahasver in Rom" meine früheren Werke über dies neueste stellten und bedauerten, daß ich das Gebiet der Lyrik verlassen, auf welchem ich „so Schönes geleistet", um mich auf das des Epos zu wagen.

Bald aber hatte ich die Genugtuung, die Begeisterung für das neue Werk — ich darf dies ohne Prüderie sagen — im Publikum sowohl als in der Kritik zum mächtigen Strome anschwellen zu sehen. Und daß es nicht etwa bloß der unzurechnungsfähige „große Haufe" war, der mit diesem Strome schwamm, dafür leisten mir Zeugnisse Bürgschaft, die ich nicht zur Reklame mißbrauchen will, die aber für mich selbst immer bedeutsam und erfreulich bleiben werden. Ich erstaunte fast, als ich kürzlich, im Interesse dieser meiner Aufzeichnungen, die längst vergessenen gedruckten und geschriebenen Dokumente des Enthusiasmus wieder vornahm, mit welchem „Ahasver" aufgenommen wurde. Jeder wollte ihn in einem Zuge, etwa über Nacht, jeder wiederholt gelesen haben. Es lag ein Ton der Freudigkeit, der Herzlichkeit in diesen Kundgebungen, wie sie nur bei dem ersten gewaltig durchschlagenden Werke eines Dichters oder Künstlers zutage tritt, während bei den folgenden mehr die kühle Nörgelei, wenn nicht gar Neid und Mißgunst sich geltend macht, und selbst das Lob nicht mehr so frisch, so naiv, so ehrlich klingt.

Es war Überschwenglichkeit, aber keine gemachte, keine vom Dichter erbettelte oder vom Verleger honorierte Überschwenglichkeit, mit welcher „Ahasver" vor einundzwanzig Jahren begrüßt wurde, und man kann nicht sagen, daß er nur wie ein Meteor aufgeschossen und seither wieder erloschen ist. Ich gebe mich der Hoffnung hin: dieser Sang wird fortleben; und würde er einige Zeit vergessen, so würde er zu dem gehören, was man späterhin doch wieder von Zeit zu Zeit aus den Wellen des Lethe hervorzieht.

Für die Verbreitung des „Ahasver" im Vergleich zu andern der gelesensten Dichtwerke des Tages gibt die Zahl der (15) Auflagen, die er bisher erlebte, nicht ganz den

richtigen Maßstab. Es ist eine Gepflogenheit deutscher Verleger, daß sie von sehr gangbaren Werken, so oft ein Neudruck nötig wird, mehrere Tausend auf einmal drucken und dann jedes ganze, oder halbe, oder — warum nicht? — auch Vierteltausend eine neue Auflage nennen. So steigt die Zahl von Auflagen der gelesensten Dichtungen des Tages manchmal im Laufe von ein paar Jahrzehnten bis auf hundert und darüber — zum großen Erstaunen des Publikums. Wäre auch bei „Ahasver in Rom“ und meinen übrigen Werken nach dieser Gepflogenheit verfahren worden, so würde die Zahl der Auflagen derselben mindestens das Dreifache der gegenwärtig auf den Titelblättern angegebenen betragen. Aber jede neue Auflage eines jeden meiner Werke war bisher (1887) ein wirklicher Neudruck, eine wirkliche, und zwar starke neue Auflage. Ein vor aller Welt offen liegender Beweis dafür ist, daß jede neue Auflage eines jeden meiner Werke mehr oder weniger zahlreiche Verbesserungen des Textes aufweist. Das Publikum wird endlich zur Einsicht gelangen, daß für die Verbreitung eines Buches nicht die Zahl der Auflagen, sondern die der gedruckten Exemplare maßgebend ist. Schon beginnen einige Verleger in Deutschland, und besonders im Auslande, statt der Zahl der Auflagen auf dem Titelblatte lieber das Tausend anzugeben, bei welchem man in den Neudrucken angelangt ist.

Vielleicht erscheinen manchem diese, auf die äußeren Schicksale des „Ahasver“ bezüglichen Mitteilungen kleinlich. Aber die Absicht, die mich bei diesen meinen Aufzeichnungen überall leitet, ist die Feststellung des Tatsächlichen, um es an die Stelle von Redensarten treten zu lassen, die bald zuviel, bald zu wenig besagen. Zu ebendiesem Zwecke füge ich noch einige andere Mitteilungen bei, welche Freunden meiner Poesie erwünscht sein können.

In besonderen Broschüren haben über den „Ahasver“ sich ausgesprochen: Bela Goldscheider: „R. H.s Ahasver in Rom“ (Wien, Beck, 1869), und Dr. Karl Landsteiner: „Hans Makart und Robert Hamerling (Wien 1873).

Im Auslande begann man gegen die Mitte der siebziger Jahre von dem Werke eingehende Kenntnis zu nehmen. Der italienischen Prosaübersetzung von Chiaffredo Hugues (Bologna, 1876) folgte rasch die erste metrische von Alessandro

Bazzani (Ancona, 1876) und dieser ebenso rasch die aus der Feder eines namhaften und begabten Poeten, Vittorio Betteloni („Nerone", Verona, 1876). Also drei italienische Übersetzungen binnen Jahresfrist! Proben einer vierten (die beiden ersten Gesänge) gab G. Basini im nächsten Jahre heraus (Saggi d'una traduzione dell' Ahasvero in Roma, Bologna, 1877). Ins Russische war „Ahasver" schon früh übersetzt worden durch Th. Müller (Moskau, 1872). Eine holländische Übersetzung lieferte J. W. A. Huberts (Amsterdam, 1876), eine polnische erschien von dem rühmlich bekannten polnischen Dichter Ladislaus Ordon (Lemberg, 1877), eine dänische von Viggo Petersen (Kopenhagen, 1881). Eine französische von A. Dietrich ist bisher, soviel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden, und eine englische von J. W. Hedley, die mir im Manuskript vorlag, scheint ebenfalls noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden zu haben. Es gibt möglicherweise noch andere, mir nicht bekannt gewordene Übersetzungen des „Ahasver in Rom". Manche Übersetzer scheuen sich — aus Furcht vor einer möglichen Honorarforderung — von ihrer Arbeit den Verfasser des Originals in Kenntnis zu setzen.

Bekanntlich sind von Werken neuerer deutscher Lyriker und Epiker fast nur die Heineschen in fremde Sprachen übertragen worden. Zwar wurde mit dem „Trompeter von Säckingen" ebenfalls ein Übersetzungsversuch ins Italienische gemacht, aber das Werk blieb, allzu deutsch nach Inhalt und Wesen, für ein fremdes Publikum, im Süden völlig unbeachtet. Dem „Ahasver" dagegen verschaffte namentlich die Bettelonische Übersetzung eine Art von Popularität in Italien. Der berühmte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis schrieb mir vor Jahren, er sei zu der Zeit, als „Ahasver in Rom" anfing, sich in Italien Bahn zu brechen, ihm selbst aber noch unbekannt war, als Offizier der italienischen Armee und Mitglied einer italienischen Expedition im Gebiete von Marokko eines Tages mit andern durch die Wüste geritten. Auf dem langen, einförmigen Ritt im Wüstensande habe ein Gefährte neben ihm plötzlich angefangen, lange Stellen einer Dichtung aus dem Gedächtnisse vor sich her zu deklamieren; diese hätten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht, er habe sich nach ihrem Verfasser er-

kundigt und von dem Gefährten erfahren, daß sie aus einer deutschen Dichtung, „Ahasver in Rom", übersetzt von Betteloni, stammten. Mit Begierde habe er, nach Italien zurückgekehrt, das ganze Werk gelesen, dessen erste Bekanntschaft er in einer Wüste Afrikas gemacht.

Zu den Vorkämpfern meiner Dichtung in Italien gehörten der bekannte Heineübersetzer B. Zendrini, dem es gefiel, meinen epischen Nero gegen den dramatischen Cossas, den er scharf verurteilte, auszuspielen, und der berühmte Gelehrte Angelo de Gubernatis, der einen umfangreichen, gediegenen Artikel: „R. H. ed i suoi traduttori" für die „Nuova Antologia" lieferte. Nicht zu verwundern war es, wenn dieses Eindringen der nordischen Muse in Italien Besorgnisse zu erwecken begann. Der Professor Luigi Michelangeli in Bologna unternahm es, mit einem starken Band „Considerazioni sull' Ahasvero in Roma di R. H." (Bologna, 1878) der drohenden Gefahr zu begegnen, und mit einer Gründlichkeit, deren nicht einmal ein deutscher Professor fähig gewesen wäre, den Einfluß abzuwehren, den ein Werk wie das in Rede stehende auf die Entwicklung der reinen und echten italienischen Poesie haben konnte.

Das Nerothema lag von da an eine Zeitlang in der Luft. Es folgten bekanntlich die Nerodramen Cossas, Wilbrandts, M. Greifs und anderer. Von Rubinstein erzählte Hans v. Bülow gelegentlich in einem Artikel der „Signale", daß er sich zu seiner Oper „Nero" durch den „Ahasver in Rom" habe anregen lassen. Der ungarische Komponist Szábo ging an die Ausarbeitung einer Oper, welche Stoff und Titel meinem Werke entlehnte. Im Jahre 1873 meldeten italienische Blätter, daß auch Verdi eine Oper „Nero" zu schreiben vorhabe. Ein Wiener Komponist eröffnete vor Jahren bezüglich der Lieferung des Textes für eine Oper „Nero" Unterhandlungen mit mir, die jedoch zu keinem Ergebnisse führten. Vor einigen Jahren war in Zeitungen zu lesen, daß die einstige Prima-Ballerina des Wiener Hofoperntheaters, Fräulein Cucchi in Mailand, ein Ballett entworfen habe, dessen Stoff sie dem „Ahasver in Rom" entnahm.

Maler und Zeichner haben mit dem Werke sich gerne beschäftigt, und manches Blatt — darunter ein mir besonders wertes von Leopold Schauer — hat aus Künstlerhänden als

freundliche Spende den Weg zu mir gefunden. Von ausgeführten Ölbildern erinnere ich mich unter anderem einer „toten Aktäa", welche der Prager Künstler Oskar Rex im Jahre 1881 auf die Prager Ausstellung brachte. Wilhelm Kaulbach sprach, wie mir von vielen Seiten bestätigt wurde, stets mit großer Wärme von „Ahasver". Er habe „selten so etwas Plastisches, so farbenreiche Bilder gefunden, die gleichsam fertig für den Maler dastünden", sagte er, und verriet die größte Lust, eine Szene aus der Schenke Lokustas zu malen. Daß Makart sich mit der Idee beschäftigte, den „Ahasver" zu illustrieren, erwähnte kürzlich Karl v. Thaler in einem Essay der „Deutschen Dichtung". Frühzeitig stellten tüchtige Künstler — so Watter in München — ihre Kräfte für eine Prachtausgabe des „Ahasver" zur Verfügung und lieferten Proben; aber erst im Jahre 1886 kam es wirklich zu einer solchen, und zwar in größtem Maßstabe, ausgeführt von Fischer-Körlin in Berlin.

Es fehlt auch nicht an einem poetischen Seitenstück zum „Ahasver in Rom". Sigmund Szeléry (Schiller) widmete mir einen „Ahasver in Pest", in welchem die Gestalt des Ahasver dem ungarischen Judentum zur symbolischen Verkörperung diente.

Im Herbste desselben Jahres, 1865, in welchem „Ahasver" geschrieben und veröffentlicht wurde, lieferte ich für die „Sammlung ausländischer Klassiker" des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen (jetzt Leipzig) eine Übersetzung der Gedichte Leopardis (Hildburghausen, 1886). Nicht lange nachher erschien auch eine Übersetzung Leopardis von G. Brandes, und später gab Paul Heyse eine Übertragung der poetischen und prosaischen Werke Leopardis in zwei Bänden heraus. Paul Heyse überraschte mich bei dieser Gelegenheit einigermaßen, nicht sowohl durch den Ton, den er in der Vorrede seiner Arbeit in betreff meiner Übersetzung anschlug, als durch die Achtung, mit welcher er von der des Herrn Brandes sprach, die zwar treu, aber in poetischer Beziehung das Werk eines Dilettanten und an vielen Stellen geradezu stümperhaft geraten ist. Ein paar Schnitzer in meiner Übersetzung, ein paar lapsus calami oder mentis — einmal verführte mich auch ein Druckfehler, cadenti stelle für cadenti stille zu lesen — waren mir vorzuwerfen; aber

Mängel dieser Art sind leicht ausgemerzt, und ich glaube nicht, daß jede Übersetzung, welche diese Schnitzer nicht enthält — nur vielleicht andere! — deshalb überhaupt besser als jene sein müsse und sie sofort überflüssig mache. Paul Heyses Giustiübersetzung halte ich für ein Meisterstück deutschen Übersetzerfleißes, was aber seinen Leopardi betrifft, so erscheint es mir von vornherein zweifelhaft, ob Paul Heyse dem Geiste Leopardis so verwandt, so „kongenial" sei, wie dem Giustis. Vielleicht steht der Dichtweise Leopardis die meinige näher, als die Paul Heysesche. Aber es möge jeder, der sich für Leopardi interessiert, unbeirrt durch das, was die Übersetzer voneinander sagen, durch eigene Vergleichung sich ein Urteil darüber bilden, in welcher der nun vorhandenen Übersetzungen der Schwung, der Schmelz, die schwermütige Melodie Leopardischer Dichtung den stimmungsvolleren Widerhall gefunden hat.

Die Verschlimmerung meines Befindens im Sommer und Herbst des Jahres 1865 hinderte mich, nach Triest zurückzukehren; ich war genötigt, einen Urlaub zu nehmen, der mir für das erste Semester des Schuljahres 1865—66 bewilligt, dann auf mein Ansuchen auch auf das zweite ausgedehnt wurde.

In den Februar des Jahres 1866 fällt meine persönliche Bekanntschaft mit Bogumil Goltz, der sich längere Zeit in Graz aufhielt. Einen Artikel über ihn und eine eingehende Schilderung meines Verkehrs mit ihm enthält meine gesammelte „Prosa". Diese Mitteilungen sind mit Interesse gelesen, aber manchmal ungünstiger für Goltz gedeutet worden, als ich wünschte. Ich schätzte Goltz außerordentlich und habe es immer für eines der bedenklichen literarischen Zeichen der Zeit gehalten, daß man in unsern Tagen diesen geistvollen Polterer über einem geistlosen — über einem genial sich gebärden wollenden Philister vergessen konnte.

Im März dieses Jahres (1866) erleichterte eine mir persönlich fremde, vermögende Dame in Wien, Frau Genoveva Müller v. Milborn, edelmütigerweise mir den Übergang zu unabhängiger Lebenslage, indem sie einen Betrag von 6000 Gulden, den sie in ihrem Testamente für einen wohltätigen Zweck ausgesetzt hatte, sofort mir zuzuwenden sich entschloß.

Ich habe diese Dame weder vor, noch nach besagter Schenkung je gesehen, verblieb aber bis zu ihrem Tode in einem brieflichen Verkehr mit ihr, der dadurch eingeleitet worden war, daß sie nach Lesung des „Ahasver" ein warmbegeistertes Schreiben an mich richtete, in welchem sie sich angelegentlich nach meinen äußeren und Familienverhältnissen erkundigte.

Ich muß hier auch Karl Egon Eberts gedenken, der zu jener Zeit ebenfalls einen Briefwechsel mit mir eröffnete, und dem jüngeren Sangesgenossen von da an jahrelang in wohlwollender Freundschaft zugetan blieb.

Da mein Befinden keine gründliche Besserung hoffen ließ, so reichte ich ein Majestätsgesuch um Pensionierung und um Bewilligung eines auf 600 Gulden erhöhten Ruhegehaltes ein. Ich unterließ es dabei gänzlich, auf meine literarische Tätigkeit hinzuweisen; ich stützte mein Gesuch einzig auf das ärztlich bezeugte chronische Leiden und auf meine Familienverhältnisse. Doch scheint es, daß der literarische Standpunkt von Persönlichkeiten, die mir wohlwollten, höheren Orts zu meinen Gunsten geltend gemacht worden. Das Ansuchen wurde gewährt; mit Ende September war das Dekret in meinen Händen, das mir die Freiheit zurückgab.

Der damalige Direktor des Triester Gymnasiums, Dr. Johann Loser, ein herzensguter Mann, sprach mir in demselben Dekrete den amtlichen Dank aus für meine „Verdienste um die Anstalt", deren „besondere Zierde" ich, wie er sich ausdrückte, durch eine Reihe von Jahren gewesen sein sollte. Auch sonst war amtlich ein paarmal von „ausgezeichneter Dienstleistung" die Rede. Aber dieses ehrenvolle Zeugnis war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchsten Klassen des Gymnasiums beschäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuscht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädagogische Gabe, die Disziplin, genauer gesagt die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrechtzuerhalten. An persönlichem Respekt zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen; sie gaben mir sogar Beweise ihrer Zuneigung. Aber sie fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unzähmbaren jugendlichen Mutwillen, der Schwatzhaftig-

keit und Beweglichkeit des Knabenalters oft ratlos und schutzlos gegenüber. Ein Umstand, der neben dem schlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Tätigkeit für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.

Dazu kamen andere ungünstige Verhältnisse der Anstalt. Einen Umstand, unter welchem dieselbe damals besonders litt, bildete die Beschaffenheit und Lage der Räumlichkeit hinter dem Leipziger Platze, in welcher sie lange Zeit untergebracht war. Beständiges Wagengerassel übertönte von der Straße her die Stimme des Lehrers und der Schüler. Daß die Schulferien auf die Monate September und Oktober verlegt waren, während in den heißesten Monaten Juli und August der Unterricht seinen Fortgang nahm, war ein nicht minder bedenklicher Übelstand, dessen Abstellung erst spät und mit Mühe erwirkt wurde. Eine schon leidende Natur, wie die meinige, mußte unter solchen Verhältnissen arg mitgenommen werden, und ich darf wohl sagen, daß ich die beste Kraft meiner reifen Jahre in der Ausübung des Triester Lehramts zugesetzt, um so mehr, da ich meinen Obliegenheiten nachkam, so gut und so lange ich konnte, und für einzelne Stunden nur im äußersten Notfall mich supplieren ließ.

Ein kurzer Rückblick auf meinen zehnjährigen Triester Aufenthalt mag einiges noch Ungesagte ergänzen.

Italienische Sprache und Literatur, italienische Kunst, italienisches Leben waren mir im Süden nahe gerückt. Diese Berührung schlage ich hoch an. Ich bin im Leben bisher nicht sonderlich weit in der Welt umhergewandert, aber mein jeweiliger Aufenthalt war doch meist von der Art, daß er bedeutende und vielseitige Eindrücke in mir zurückließ. Ich lernte nach und nach alle hervorragenden Kräfte der italienischen Bühne kennen. Ich sah Salvini, Rossi, die Ristori usw. in ihrer Blüte; ich sah die beiden ersten und andere der besten beiderlei Geschlechts wiederholt monatelang auf den Brettern. Der Deutsche blickt mit Geringschätzung auf die italienischen Wandertruppen und tut sich viel zugute auf seine ständigen Theater. Aber das italienische Publikum fährt weit besser bei jenen, als das deutsche bei diesen. Es sieht immer neue Künstler, neue, schon anderswo wohleingeübte und erprobte Stücke in trefflichem Zusammenspiel.

Für die Oper gilt Ähnliches. Triest ist — oder war wenigstens — eine Stadt, die sich während der Wintersaison in ihrem Teatro grande den Luxus einer guten Oper mit den namhaftesten Gesangskräften der Halbinsel gönnen durfte. Auch des Balletts gedenke ich als eines nicht selten vorzüglichen, wirklich künstlerischen und genußreichen. Vorstellungen wie die von Pasquale Borris „Kleopatra" und „La Giuocoliera" haben als ein Schönstes und Trefflichstes ihrer Art auf mich gewirkt, und eine Vertreterin der edelsten, reinsten Kunst, wie die in Tanz und Mimik unvergleichliche Frau Beretta-Vienna steht nicht bloß in meinen Triester Zeitungskunstberichten, sondern auch in meiner Erinnerung mit goldenen Lettern eingeschrieben.

Für die deutsche Instrumentalmusik mußte mir freilich jahrelang die eigene dilettantische Beschäftigung mit den Klavierwerken Beethovens, Mozarts, Haydns, Webers Ersatz bieten. Späterhin aber bot der Triester Schillerverein manches Gediegene in dieser Beziehung.

Der landschaftlichen Umgebung Triests werde ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, den wahrhaft poetischen Reizen des Boschetto, der Promenade von San Andrea usw. immer die Bewunderung zollen, welcher ich in den „Triester Spaziergängen" meiner „Prosa", sowie in einigen Sonetten, die sich in „Sinnen und Minnen" finden, Ausdruck gegeben habe. Sehr wert war mir der öffentliche Garten, der auch meine botanischen Studien bedeutend förderte.

Von meinem persönlichen Umgang ist wenig zu sagen. Unter meinen Kollegen am Gymnasium war mir der gelehrte Professor der italienischen Sprache und Literatur, Dr. Antonio Racheli, auch verdienstvoll als Literat, lange Zeit ein werter Freund; später fühlte sich der jüngere Kollege Franz Raab, jetzt Professor an einem Wiener Gymnasium, durch eigene poetische Neigung und Schaffenslust einigermaßen zu mir hingezogen. Die sinnige Novellistin Frau Anna Schimpff (Moritz Horst), Gattin des Triester Buchhändlers, der meinen „Sangesgruß von der Adria" in Verlag hatte, brachte meiner Poesie eine herzliche und aufmunternde Sympathie entgegen. Ein angenehmes Andenken bewahre ich auch von der Persönlichkeit Heinrich von Littrows. Echtestes Wiener Blut an der Adria! Es hat größere Seehelden

gegeben, wohl auch größere Dichter als H. v. Littrow; aber er ist der größte Dichter unter den Seemännern, und das liebenswürdigste gesellige Talent unter den Dichtern! Mittlerweile ist er freilich alt geworden, aber Naturen wie diese erhalten sich in der Regel frisch.

Ziemlich viel verkehrte während meines Triester Aufenthalts mit mir Karl Costa, der später als Wiener Possendichter sich einen Namen machte und damals als k. k. Lottobeamter zu Triest in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er war, als er von Prag nach Triest kam, an mich empfohlen worden, suchte mich auf, kam öfter und war mir niemals lästig, sondern immer eine anspruchslose gemütlich-heitere Gesellschaft. Es mochte wohl der in ihm selbst steckende, damals noch verborgene Dichter sein, der ihm das Zusammensein mit einem Dichter sympathisch machte. Im Gespräch war Costa witzig, aber ein paar kleine dramatische Manuskripte von seiner Hand, die ich zu sehen bekam, verrieten noch wenig von dem späteren Autor des „Blitzmädels", des „Korporals" und anderer, von urwüchsiger Laune sprudelnder Stücke, die ihm Theaterruhm, Vermögen und sogar eine Wiener Theaterdirektorstelle einbrachten. Ein neuer Beleg dafür, daß man im Absprechen von Talent fast noch vorsichtiger sein muß, als im Zusprechen! Ich überließ Costa auch manches Mal meine Berichterstattung über das deutsche Theater, da sie anfing mir beschwerlich zu werden, und mir die übrigen Theater Triests noch genug zu schaffen machten.

An auswärtigen Freunden fehlte es mir nicht. Ich führte einen regen Briefwechsel mit Albert Möser in Dresden, mit Otto Spielberg in Hamburg, mit Ernst Rauscher in Klagenfurt, mit Fritz Pichler in Graz. Für Feodor Wehls „Jahreszeiten", Gutzkows „Unterhaltungen", Prutz' „Deutsches Museum" lieferte ich poetische Beiträge, für die Zeitschrift Wehls auch kleine Mitteilungen aus dem literarischen, künstlerischen und sonstigen Leben Italiens.

Die zehnjährige Triester Epoche lag nun hinter mir. Ich war frei, ich war Poet, ich hatte einen Erfolg errungen — das Ziel, das dem Knaben, dem Jüngling vorgeschwebt, schien, wenn auch etwas spät, nun doch erreicht.

---

8. Vom „Ahasver in Rom“ bis zum „Homunkulus“.

Nicht unbenützt blieb die neu gewonnene Freiheit und Muße, und unverweilt folgte ich dem Antrieb, der mich zur Ausführung einer zweiten größeren Dichtung drängte. War der „König des neuen Sion“ doch, wie ich anderswo schon berichtet habe, der älteste meiner epischen Entwürfe, dessen Anregung zurückreicht in meine früheste Jugend. Die Bilder meiner gärenden Phantasie durchdrangen sich jetzt mit dem befruchtenden Element der historischen Wirklichkeit. Mit regstem Interesse vertiefte ich mich in die umfangreichen und in der Tat sehr fesselnden Chroniken des Münsterschen Wiedertäuferreichs von Kerssenbroick und von Hamelmann, in die nicht minder ausführlichen und interessanten, plattdeutsch geschriebenen Aufzeichnungen eines Augenzeugen jener Ereignisse, des Münsterschen Bürgers Gresbeck, in die groß angelegte, aber leider nicht vollendete Geschichte der Wiedertäufer zu Münster von C. A. Cornelius, in zahlreiche Quellenwerke und literarische Denkmäler der Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters. Bald war ich heimisch auf dem Boden und im Leben des Reformationszeitalters, wie ich heimisch gewesen war im römischen Altertum, als mich der „Ahasver in Rom“ beschäftigte.

Während ich so durch mein zweites Epos in Anspruch genommen war, fuhr das erste fort, seinen Weg durch die deutschen Gaue zu machen. Die eigentliche Walhalla der Deutschen bildete damals seit Jahren die Leipziger „Illustrierte Zeitung“. Niemand konnte als ein in irgendwelcher Richtung „berühmter“ Mann gelten, bevor er mit Bild und Biographie in die Holzschnittgalerie des Leipziger Blattes aufgenommen war. Mir widerfuhr diese Ehre im Jahre 1867. Die Erwähnung ist deshalb nicht überflüssig, weil ich zu bemerken habe, daß der biographische Artikel, der mein Konterfei begleitete, infolge von Mißverständnissen oder Schreibfehlern ein paar ungenaue Angaben in die Welt setzte, die hernach ein ziemlich zähes Leben bewiesen. So vor allem das unrichtige Geburtsjahr 1832 statt 1830, und die irrtümliche Bezeichnung meines Geburtsortes Kirchberg am Walde als

„an der böhmisch-mährischen Grenze gelegen“, während derselbe in Niederösterreich, nahe der böhmischen und der mährischen Grenze liegt. Das unrichtige Geburtsjahr spukt, meinen Verwahrungen zum Trotz, auch heute noch hier und da; ich will auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne es ausdrücklich zu berichtigen.

Zu ebenjener Zeit empfand auch ein Maler das Bedürfnis, meine Züge in Ölfarben zu verewigen. August Prinzhofer in Graz, Kärntner von Geburt, der sich zuerst als Lithograph in Wien einen Namen gemacht, dann mit vielem Glück als Porträtmaler auftrat, wünschte der Galerie von Bildnissen, mit welchen er die Wände seines Arbeitszimmers geschmückt hatte, das meinige einzureihen. Das Bild kam im Mai 1867 zustande und befindet sich, nachdem es ein paar Jahrzehnte lang seine Bestimmung erfüllt, gegenwärtig in meinem Besitz, als Vermächtnis des seither verstorbenen Künstlers. Etwas zu dunkel in der Färbung und mehr eine getreue Wiedergabe des Augenblicklichen, als des Wesentlichen und Bleibenden im Charakter des Originals, läßt das Werk sich nicht gerade als wertvoll im höheren Sinne bezeichnen. Prinzhofer war ausgezeichnet in reizenden Frauenbildern; männliche Charakterköpfe gelangen ihm seltener. Zu seinen besten Leistungen gehörte das Porträt seiner Gattin, einer schlanken, noch jugendlichen Frauengestalt, deren edle, nur etwas herbe Schönheit gerade den Künstler hatte anziehen müssen.

Diese Frau reiht sich den weiblichen Erscheinungen auf meinem Lebenswege an, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, selbst in dieser knappen Skizze meines Lebens die Weiblichkeit eine nicht unbedeutende, wenn auch etwas einförmige Rolle spielen zu sehen. Die Art und Weise, in welcher solche Begegnungen den Pfad des Poeten kreuzen, ist zu bezeichnend für ein Dichterschicksal, als daß er nicht wenigstens den am meisten charakteristischen ein Wort der Erinnerung widmen sollte. In Frau P. trat mir wieder eine neue, absonderliche Spielart jener großen Gattung der nach dem Ideal dürstenden Frauennaturen entgegen. Ihre Weise nach dem Ideal zu trachten verdiente den Namen einer neuen und absonderlichen insoferne, als sie durch eine Art von krankhaftem, leiden-

schaftlichem Ungestüm sich auszeichnete. Fast beängstigend mußte das Tun eines weiblichen Wesens wirken, das, einmal von dem Gedanken beherrscht, sich dem Priester des Schönen gegenüber zu befinden, der ihr das Manna der idealen Himmelskost zu reichen bestimmt sei, kniefällig und unter krampfhaftem Schluchzen geistige Führung sich erbat. Daß es eine stolze, fast trotzige, eigenwillige Frauennatur war, die in solcher Art sich zu demütigen vermochte, eine Frau, die den Eindruck machte, als ob sie unter andern Umständen auch wieder nicht übel dazu angetan wäre, die Rolle eines „dämonischen Weibes“ zu spielen, konnte den Eindruck einer solchen Szene nur verstärken. Aber ich hatte mehr als einen Grund zur Zurückhaltung dieser aufgeregten, dunkeläugigen Schönen gegenüber. Bei den schwärmerischen weiblichen Annäherungen dieser Art, wie sie wohl jeder Poet zu Dutzenden erlebt, waren mir gegenüber die Heldinnen bisher immer unverheiratet und frei gewesen. Jetzt war es eine verheiratete Frau, die mich zum Freunde, zum Führer verlangte. Allerdings kam hier nicht der Umstand einer mehr oder weniger unglücklichen, dem Weibe nicht genügenden Ehe mit ins Spiel; die beiden Gatten waren einander ebenbürtig und ihr Verhältnis zueinander ein herzliches. Frau P. war in dieser Beziehung völlig sorglos, und ihr Gemahl schien diese Sorglosigkeit zu teilen. Aber mir waren die Gründe damals noch unbekannt, welche letzteren zu seiner Sorglosigkeit veranlaßt haben mochten. Es genügte, daß ich das Menschenherz, die Welt, das Leben nun schon allzugut zu kennen glaubte, um mich in der Überzeugung irremachen zu lassen, daß die Stellung eines poetischen Hausgötzen zwischen zwei, gleichviel ob sich liebenden oder nicht liebenden Gatten eine bedenkliche, zuletzt doch immer irgendwie zum Unheil ausschlagende sei. Für meine Person konnte ich mir schon deshalb keinen sonderlichen Gewinn von einem solchen Verkehr versprechen, weil ich ja, wie ich schon bei früherer Gelegenheit andeutete, in dem, was dem Dichter als solchem zuteil ward, keinen genügenden Ersatz erblickte für das, was der Mensch suchte und schmerzlich vermißte.

Ich sprach mich also der schwärmenden Frau gegenüber offen und entschieden aus, und mein Verkehr mit ihr blieb auf zufällige Begegnungen beschränkt. Aber sie machte den

Überschwang ihres Gemütes in Briefen Luft und fuhr fort, den Ungestüm ihres Empfindens auf den geringfügigisten Anlaß hin zu betätigen. Übersah ich einmal ihren Gruß auf der Straße, so witterte sie die großartigsten Beweggründe hinter meiner kleinen Unterlassungssünde. Einmal sandte sie in einem solchen Falle ihren Gatten zu mir, um Aufklärung zu verlangen; ein andermal veranlaßte sie ein Moment der Aufregung, mich persönlich in meiner Behausung zu überraschen.

Wenige Jahre nachher löste sich mir das Rätsel dieses krankhaft leidenschaftlichen Wesens. Die junge, scheinbar noch kräftige Frau trug den Keim eines physischen Leidens in sich, das nur zu bald eine üble Wendung nahm und sie fast noch in der Blüte ihrer Jahre dahinraffte. Sie hatte sich ihre Briefe von mir zurückerbeten; ich bedaure, daß ich sie ihr ausgefolgt; sie gehörten zu den merkwürdigsten Ergüssen einer unbefriedigten weiblichen Seele.

Prinzhofer selbst war seit dem Tode der Gattin, dem eine aufreibende Epoche kostspieliger und vergeblicher Heilversuche vorausgegangen war, wie gebrochen. Seine Schaffenslust erlahmte, er begann zu kränkeln; immer verfallener, mit immer fahlerem Gesichte sah man den Bedauernswerten noch jahrelang seinen täglichen und einzigen Weg wandeln: von der Vorstadt nach einem Kaffeehause der inneren Stadt und von da zurück in seine einsame Stube. Ob er denn nicht auch einmal sich zu einer kleinen Sommerreise sich entschließen wolle? fragte ich an einem heißen Julitage den alten werten Freund. „Das wäre mein Tod!“ versetzte er. „Ich bin an meine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt; in einem fremden Bette, in einem fremden Hause könnte ich nicht schlafen, nicht leben.“ Ein paar Jahre später, als sein Zustand sich bedenklich verschlimmerte, wurde er, wie es solchen Todkranken zu geschehen pflegt, nach einem kleinen Sommerkurorte geschleppt. In kürzester Zeit erfüllte sich seine Vorhersagung: es war sein Tod. Still wurde er eingesargt und ruht verlassen, vergessen in fremder Erde, während in der Stadt, die seine zweite Heimat war, zahlreiche Freunde sich um seinen Sarg geschart und die Kränze auf sein Grab gelegt haben würden, die er als Mensch und Künstler verdiente.

Im Sommer des Jahres 1867 machte ich eine Reise

nach meiner lieben engeren Heimat, dem niederösterreichischen Waldviertel, das ich nun schon seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich nahm von Wien aus einen Umweg über St. Pölten, grüßte das auf seinem kolossalen Felsgrat prachtvoll thronende Melk, schiffte den schönen blauen Donaustrom abwärts bis zur altvertrauten vieltürmigen Cremisia, und schlug mich von da „seitwärts in die Büsche" — in die Wälder der Heimat. Die wenigen Verwandten waren beinahe ausgestorben, aber die Stätten grünten und blühten noch, wo ich als Knabe gespielt, geschwärmt, geträumt, wo ich später die Sommerferien meiner Studienjahre „sinnend und minnend" verlebte. Daß ein Poet in mir stecke, hatte man hier früher gewußt als irgendwo; jetzt war die Bestätigung davon aus der Ferne auch bis hierher gedrungen, und ich fand nun schon einige Leute in der damals noch stillen und ziemlich abgelegenen Waldmark, namentlich jüngere Landesgenossen, die, obgleich mir bis dahin fremd, dem Gruße der Heimat an den heimkehrenden Sohn schlichte, freundliche Worte liehen. Ich habe da vor allen eines jungen Klerikers, namens Edinger, aus Kirchberg am Walde zu gedenken, sowie der Familie des damaligen Schloßverwalters Herrn Raschbacher in Kirchberg am Walde, in welcher eben der kunstsinnige Stud. juris Artur von Holland zu Gaste war, der Familie des Herrn Fabrikbesitzers Hackl in Weitra und eines sehr sympathischen jungen Mannes, Karl Fisselthaler in Schrems, der in Wien den technischen Studien oblag, und den ich zwar nur einmal flüchtig sah, der aber nach vielen Jahren mich durch einen fast zu weit gehenden Beweis von Anhänglichkeit in einer Sache überraschte, von welcher ich seinerzeit zu sprechen haben werde.

Da ich ein Tagebuch über diese Heimatreise geführt, das ich vielleicht später einmal meinen Freunden vorlegen werde, so sei nur noch erwähnt, daß ich auf ebendieser Reise mich vielfach mit Anschauungen und Ideen für den „König von Sion" befruchtet fand und daß der erste Gesang dieser Dichtung im Hause meines damals noch lebenden lieben Vetters Koppensteiner zu Schweiggers geschrieben wurde.

Ebendaselbst besorgte ich auch die zweite Auflage meiner Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen", welche durch Aufnahme der zahlreichen, vom Erscheinen der ersten Auf-

lage bis 1867 entstandenen Gedichte auf das Doppelte des Umfangs der ersten Auflage anwuchs. (Hamburg, J. F. Richter, 1868.)

Eine zweite Auflage des „Ahasver in Rom" war mittlerweile auch gedruckt worden, mit Hinzufügung eines ausführlichen Prosaepilogs an die Kritiker, in welchem ich mit naivem Jugendmute mich vermaß, einer etwas gründlicheren, mit meinen ursprünglichen Absichten besser übereinstimmenden Auffassung des Gedichtes Bahn brechen zu wollen.

Zurückgekehrt nach Graz, widmete ich mich den Winter über der Ausführung des im Herbst begonnenen „König von Sion", und im März des folgenden Jahres 1868 wurde derselbe vollendet. Im Laufe des Sommers beschäftigte mich die Reinschrift und die sorgfältige Feile des Werkes, und in dem weit ausblickenden Oberstübchen des bekannten Hauses „Zum ersten Fuchswirt" auf der Höhe der Ries bei Graz, wo ich meinen Landaufenthalt genommen, erhielt der „König von Sion" die Gestalt, in der er das Licht der Welt erblickte. Er wurde im Dezember desselben Jahres ausgegeben. (Hamburg, Richter, 1869.)

Der Erfolg dieser Dichtung blieb hinter dem des „Ahasver" nicht zurück. Rascher als dieser machte er einen Neudruck nötig, dem dann weitere folgten. Was die Kritik anlangt, haben von jeher Freund und Feind so ziemlich darin übereingestimmt, daß der „König von Sion", als episches Werk betrachtet, in mancher Beziehung den „Ahasver in Rom" überrage. Mir selbst blieb der „König von Sion" unter all meinen Werken immer am meisten ans Herz gewachsen. Vielleicht weil kein anderes so wie dieses aus meinem tiefsten Innern heraus geschrieben worden und so manches, z. B. in der Herzensgeschichte Jans, unmittelbar aus dem Born eigener Seelenkämpfe und Herzensqualen geschöpft ist.

Ich habe in den kurzen Anmerkungen zu dieser Dichtung einiges anzudeuten Gelegenheit gefunden, was ich in betreff teils des Inhalts, teils der Form derselben beherzigt zu sehen wünschte. Aber das meiste ist gesagt in den Versen, mit welchen der Sang in bedeutungsvoller Anknüpfung an den „Ahasver in Rom" anhebt:

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung
Treu mit der Schminke gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun so werde beschworen ein Bild aus düsterern Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.

Halle sie wider, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit.
Und was die heitre verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit.
Wenn dein sinnender Ernst sie, gestaltende Muse, mir segnet!

Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Die auf germanischer Erde geschahn: ein Spiegel für jedes
Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen!

Kämpfer der Mitwelt, lauscht dem Gesang! Es beflügelt der rasche
Fiebernde Puls ihn der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! — Die erhabene Muse, sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: ausstreckt sie zwischen die Kämpfer
Ihr zweischneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet . . .

Von allem, was über den „König von Sion", ja von allem, was je über mich und meine Dichtweise geschrieben worden, hat mich nichts so befriedigt und erfreut, als eine Stelle in der Besprechung, welche Feodor Wehl meiner neuen Dichtung widmete. Sie lautet:

„Hamerling trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Tränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Überzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gerne an, um über alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Versöhnung ertönen und hin-

wegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittiche am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platz und wie zu Hause. Sie findet alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Szene setzen zu können: die Hoffnung in den Geistern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach einem Umschwunge.“

Die ausführlichste Erörterung des „Königs von Sion“ lieferte der bekannte holländische Dichter, Gelehrte und Kritiker Jan ten Brink auf 59 Seiten Großoktav in der holländischen Zeitschrift „De Gids“.

Warme Freunde erwarb mir meine Dichtung in Münster — begreiflicherweise, denn ich hatte

„Westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vieltürmig, das heilige Münster“

geschildert und gefeiert wie kein Poet vor mir. Levin Schücking, Prof. Schlüter, Franz Giese (der Dichter des vortrefflichen plattdeutschen Romans „Frans Essink“), der bekannte Physiologe und Humorist Prof. Hermann Landois und viele andere treffliche Männer und Frauen des Münsterlandes erwiesen sich mir seither freundlich und herzlich fast wie einem Landesgenossen, und in der Tat war ich infolge meiner fleißigen westfälischen Studien schier wie daheim im Münsterlande. Man fand dort, daß ich das alte Münster, sowie Münsters weitere, nähere und nächste Umgebung „trotz der poetischen Verklärung mit einer solchen Wahrheit geschildert, daß kaum zu begreifen, wie ich das alles zusammengebracht und in solche Einheit gefaßt haben konnte“.

Übersetzt wurde der „König von Sion“ ins Italienische von G. B. Fasanotto (Verona 1880), und von Ferd. de Betta (Roveredo 1881); ins Russische von Th. B. Müller (Moskau 1880).

In der Frühjahrsausstellung des österreichischen Kunstvereins von 1870 war ein großer Karton, die wilde Domszene aus dem „König von Sion“ darstellend, von Gustav

Wertheimer ausgestellt, ein Werk, dessen genialer Realismus etwas Packendes hatte.

Einer Zeitungsnachricht zufolge hat der bayerische Theaterdichter und Theaterdirektor Jantsch einen Versuch gemacht, den „König von Sion" zu einem Bühnenstücke umzuarbeiten; mit welchem Erfolge, ist mir unbekannt.

Eine große Prachtausgabe des Werkes mit wahrhaft gelungenen, sorgfältigen und wirkungsvollen Illustrationen von Adalbert von Rößler und Hermann Dietrichs in Berlin befindet sich unter der Presse.

Die bisher erschienenen neuen Auflagen der Dichtung gaben mir Gelegenheit, unablässig an der inhaltlichen und formellen Vervollkommnung derselben fortzuarbeiten, und keines meiner anderen Werke ist mit jedem Neudruck einer so ausgiebigen Feile unterzogen worden wie dieses. Insbesondere lag mir daran, dem Hexameter immer mehr jene Gestalt zu verleihen, welche geeignet ist, das gemeine, fast läppische Vorurteil gegen dies schönste, und, wenn recht behandelt, auch dem deutschen Sprachgenius vollkommen zusagende epische Maß zu zerstören. Ausging ich dabei von dem Grundsatz, daß der schlechte, nachlässige Hexameter immer holprig, der holprige aber — und nur dieser — auch schwer lesbar, ja eine Ohrenfolter ist, der korrekte hingegen bei unsern Dichtern oft wieder den natürlichen Fluß deutscher Rede vermissen läßt. Ungekünstelt und zwanglos, und dabei doch auf festen sicheren Füßen einherschreitend, wird der Hexameter für jeden Unbefangenen, der nicht schon mit einem ängstlichen Vorurteil darangeht, leicht vorzutragen sein und das Ohr des Hörers durch seinen unvergänglichen rhythmischen Reiz bestechen. Wer am 6. März 1870 der öffentlichen Vorlesung des ersten Gesangs des „Königs von Sion" durch Lewinsky zu Graz beiwohnte, der wird die Überzeugung teilen, welche dieser kundige Meister des Vortrags damals mir gegenüber aussprach: daß der gute Hexameter ein dem Deutschen mundgerechtes, für den mündlichen Vortrag dankbares Versmaß sei.

Nach dem Erscheinen meiner beiden Epen versuchte es im Jahre 1869 ein Ungenannter, einen Überblick meines bisherigen Bestrebens und Schaffens zu geben, in einer Broschüre, betitelt: „Robert Hamerling, seine Dichtungen

und deren Beurteilung“ (Hamburg, J. F. Richter). Unglücklicherweise gab diese sonst ganz hübsche Broschüre einem ungeschickten Vergleich meiner Wenigkeit mit Vater Homer durch Erwähnung desselben weitere Verbreitung, und ich kann es, wiewohl unschuldig daran, meinen Gegnern nicht verargen, wenn sie — Kürnberger voran — mich diesen Vergleich naserümpfend und bissig haben entgelten lassen. Der Ärger über einen Menschen, der ungeschickt gelobt wird, ist zwar kein gerechter, aber ein natürlicher. Auch gingen in diese Broschüre — was freilich zu entschuldigen — einige Ungenauigkeiten aus jenem biographischen Artikel der „Illustrierten Zeitung“ über, darunter die erwähnte unrichtige Angabe meines Geburtsjahres.

Im Juni 1869 machte ich einen Versuch, jenen von Frau Genoveva von Milborn mir großmütig überwiesenen Betrag aus einem papiernen in einen Realbesitz zu verwandeln. In der Leechgasse, wo sie mit der Strassoldogasse eine Ecke bildet, war ein reizendes Häuschen mit einem kleinen, von hohen Fichten besetzten Gartenraume zum Verkaufe ausgeboten. Ich hielt dasselbe für geeignet, mir und meiner Mutter einen ständigen angenehmen Wohnsitz zu gewähren, und brachte es an mich. Es stellte sich aber bald heraus, daß dieses reizende Heim nur durch einen Umbau zu einer wirklich brauchbaren Wohnstätte gemacht werden konnte. Es war ein Sitz für Musen und Grazien, für nächtliche Elfentänze im Mondschein, ein trauliches Asyl für Liebende, ein echtes Dichterheim gewissermaßen, und als solches hat es mir auch wirklich manche schöne Stunde geboten, aber dem alltäglichen Bedürfnisse genügte es nicht; ich mußte nach einer Gelegenheit ausspähen, es wieder los zu werden und gegen einen solideren Besitz zu vertauschen. Ich glaube kein unpraktischer Mensch zu sein, aber es war in meinem Leben das erste Haus, das ich kaufte, und man wird dem ersten Versuch wohl eine kleine Unsicherheit zugute halten.

In demselben Monate, in welchem ich diesen Erwerb eines nicht sonderlich reellen Realbesitzes bewerkstelligte, erschien zu Graz ein Liederbüchlein in steirischer Mundart unter dem Titel „Zither und Hackbrett“, mit einem Vorworte aus meiner Feder. Der den Lesern des „Heim-

garten“ sattsam bekannte Autor des Büchleins, damals noch Handelsschüler und Neuling auf dem Parnaß, hatte mir im Februar des vorhergegangenen Jahres zum ersten Male geschrieben, sich mir dann auch persönlich vorgestellt und mir einen starken Vorrat von Versen und Prosa zur Durchsicht anvertraut. Dieser Papierhauf duftete ein wenig nach einem dumpfen, ärmlichen Wohnstüblein, aber mit diesem Dufte mischte sich der „Hauch des Genius“. Der junge Dichter schien das meiste Gewicht unter seinen Manuskripten auf eine ausführliche Selbstbiographie zu legen und geneigt, mit dieser seinen ersten Eintritt in die Öffentlichkeit zu vollziehen. Aber diese Selbstbiographie war noch ein recht unreifes Produkt; Völker und Individuen schreiben bekanntlich früher gute Verse als eine gute Prosa. Nachdem ich die lyrischen Gedichte des jungen Mannes geprüft und das wunderseltene Glück gehabt, in einem Haufen poetischer Versuche nicht bloß das gewöhnliche, heutzutage selbstverständliche „Talent“, sondern wirklich Originelles und überraschend Treffliches zu entdecken, riet ich dem Dichter, zunächst mit einer Auswahl seiner Dialektgedichte hervorzutreten. Und nachdem ich dann auch bei dieser Auswahl behilflich gewesen, hatte ich das Vergnügen, meine Voraussetzung durch den Erfolg des Büchleins sofort bestätigt zu sehen. Ich hatte also glückliche Geburtshelferdienste beim Hervortreten einer neuen, wirklichen Dichterkraft verrichtet. Mein Verdienst bestand darin, daß der Neuling mit dem Kopfe, und nicht mit dem unrechten Ende voran das Licht der Welt erblickte. Den Genuß, den mir diese steirischen Zither- und Hackbrettklänge bereitet hatten, teilte ich bald mit aller Welt: der Dichter Rosegger wurde Gemeingut. Aber ein Genuß, den ich bisher wahrscheinlich nur mit sehr wenigen Personen geteilt habe, war mir der Zeichner und Maler Rosegger. Der Leser sieht gewiß etwas verdutzt darein bei diesem Wort; aber es ist nicht anders: es gibt einen Zeichner und Maler Rosegger, so gewiß ich Dutzende von Heften mit größtenteils kolorierten Zeichnungen aus der Knaben- und Handwerkerzeit des steirischen Poeten gesehen habe. Nicht etwa flüchtige Kritzeleien und Pinseleien, mit welchen Knaben das Papier zu verderben pflegen, sondern fleißig und sauber ausgeführte Bilder und Bildchen, die ein hübsches Talent verrieten. Aber man kann es nur erfreulich

finden, daß der Poet, nachdem sich sein natürlicher Beruf entschiedener und hoffnungsreicher nach einer andern Seite hin kundgegeben, klüger in diesem Punkte als selbst der große Goethe, keine weitere Zeit und Mühe an eine zweite Kunst verschwendete.

Für mich selbst war zu jener Zeit wieder ein neuer poetischer Plan der Ausführung nahegerückt.

Es gibt für jeden Dichter Gestalten der Geschichte oder der Sage, die in einem mystischen Bezuge zu seinem Wesen, zu seinem Gedanken- und Empfindungsleben stehen, und die es ihm, wie man zu sagen pflegt, „angetan“ haben, wie Bilder von Geliebten oder von Idealen. Solche Gestalten werden uns gleichsam zu zweiten Ichs, in welche wir uns hineinleben. Wie Nero, wie Jan von Leyden jahrelang meinem Sinne vorgeschwebt und nicht von mir abgelassen, bis ich ihnen jene poetische Wirklichkeit gegeben, welche zu geben ich eben vermochte, so waren mir auch die beiden Hauptgestalten der großen französischen Revolution, die Gestalten Robespierres und Dantons, seit langem in einem tieferen Sinne vertraut, hatten Leben in mir gewonnen. Daß es wiederum „ungeheuerliche“ Charaktere, wüste Begebenheiten waren, die sich in mir zu poetischer Gestaltung drängten — nun, dafür kann ich nur wieder auf die oben angeführten schönen und trefflichen Worte verweisen, mit welchen Feodor Wehl bei Gelegenheit des „Königs von Sion“ mein Dichten und Trachten gekennzeichnet hat. Übrigens waren mir all jene Charaktere niemals das, als was sie herkömmlich dem großen Haufen gelten. Man sagt, ich habe in meinen Werken sie „idealisiert“; aber ich will hier eine Bemerkung machen, die, wenn auch vielleicht verblüffend für manchen Leser, der Wahrheit doch ganz und gar entspricht. Ich habe niemals eine historische Persönlichkeit in meinen Dichtungen wesentlich anders dargestellt, als ich sie mir in ihrer historischen Wirklichkeit dachte. Wie ich sie darstellte, so hatte ich sie begriffen, so hatte ich mir ihr Wesen psychologisch klar gemacht. Dasselbe gilt im Grunde auch von den Ereignissen, die ich poetisch behandelte; ich habe nie mit Absicht etwas daran gefälscht.

Äußerst anregend und von tiefster Bedeutung erschien mir immer der Gegensatz zwischen Robespierre und Danton,

charakteristisch für das französische Volk, für die ganze damalige Zeit, wie der Gegensatz zwischen Rousseau und Voltaire — nicht weniger bedeutsam für die Geschichte alles revolutionären Tuns und Treibens überhaupt. Im Nebeneinandergehen des düstern, ernsten, strengen und des lebensprudelnden Revolutionärs nach einem gemeinsamen Ziele, sowie in ihrem Widerstreit, und darin, wie dieser Widerstreit der beiden Individuen zum Widerstreit zweier allgemeiner Richtungen, der Zeit, des Volkes, der Menschheit sich erweitert — darin ferner, wie nach Dantons Sturz und Hinrichtung sein Geist den Kampf gegen Robespierre noch fortsetzt und schließlich gar noch den Sieg behauptet — in all dem schien mir nicht bloß ein sinnvolles historisches, sondern auch ein hervorragend dramatisches, bühnenwirksames Motiv zu liegen. Es verstand sich von Anfang für mich von selbst, daß hier nicht das Epos, sondern die Tragödie die angemessene Form sei. Nachdem ich auch jetzt mit regstem Eifer Studien gemacht und durch die Einzelheiten der geschichtlichen Wirklichkeit den Gestaltungsdrang der Phantasie geregelt hatte, wurde auch „Danton und Robespierre", wie früher die beiden Epen, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in den drei ersten Monaten des Jahres 1870, niedergeschrieben, obgleich der Umfang des Werkes den eines gewöhnlichen Schauspiels um das Doppelte übertrifft.

Während dasselbe unter die Presse ging, bereitete sich für ebendieses französische Volk, dessen größte Geschichtsepoche ich darin geschildert hatte, eine neue Schicksalswendung vor. Der deutsch-französische Krieg brach aus. Daß ich die Tage dieser glorreichen deutschen Kämpfe und Siege miterlebte, gereichte mir zu freudenvollster Genugtuung und zum Troste für persönliches Leid, mit dem ich zu ringen hatte. Das Denker- und Träumervolk hatte sich endlich zu einer großen deutschen Tat erschwungen — zur ersten wirklichen deutschen Nationaltat, zur ersten im Laufe der Weltgeschichte, die es mit vereinten Kräften und allein vollbrachte. Dem ersten Napoleon stand im Entscheidungskampfe Deutschland nicht allein, sondern mit halb Europa gegenüber. Durch die deutsche Tat von 1870—71 wurde zum Heile der Völker das politische Übergewicht Frankreichs, das Napoleon III. wieder auf einen Gipfelpunkt erhoben hatte, gebrochen, das

einschüchternde „Prestige“ der vermeintlichen französischen Unbesiegbarkeit zerstört. Mit einem Lächeln kann das deutsche Volk darüber sich hinwegsetzen, vom besiegten Angreifer als barbarischer Eindringling, als Frevler an der französischen „Zivilisation“ geschmäht zu werden, weil es, freventlich angegriffen, gegen Waffengewalt mit Waffengewalt, gegen Mitrailleusen und bestialische Turkos, welche die französische „Zivilisation“ ins Feld führte, mit dem Zündnadelgewehr sich verteidigte.

In diesem siegreichen Kampfe des deutschen Volkes gegen den übermütigen französischen Angriff war Österreich bekanntlich neutral geblieben.

„Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen.
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!“

Man hat diese Verse aus einem Prolog, den ich 1870 für eine Akademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger schrieb, als entsprechendsten Ausdruck für das damalige Empfinden des deutschen Österreichers anerkannt. Ich hatte die Genugtuung, diesen Prolog überall in Deutschland, wie er vom Herzen ging, auch zu Herzen gehen zu sehen. Ihm waren zwei andere Gelegenheitsgedichte dieser Art vor Ausbruch des Krieges vorhergegangen, die gleichfalls von einer lebendigen Wirkung begleitet waren, und von welchen einzelne Verse noch unvergessen sind: ein Prolog für das Grazer Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen im März 1868, und ein solcher zur Arndtfeier im Dezember 1869.

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern ...“

Dieser Eingang des ersteren ist seither in der Erinnerung der Mitlebenden bei so mancher festlichen Gelegenheit wieder aufgefrischt worden. Aber merkwürdig ist mir selbst jetzt die instinktive Zuversicht, mit welcher ich am Schluß eines jeden dieser beiden Prologe einer bestimmten Verheißung Ausdruck gab, die sich sobald hernach in damals fast noch undenkbarer Weise erfüllen sollte:

„Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert;
Doch, je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert!"

Und im Arndtprolog, mit Beziehung auf die Frage des alten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Er sitzt" (am Ufer des Mains)
„Und sinnt und spricht zu sich:
Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der wir erröten, erbleichen!
Verklinge mein Lied, bald kehr' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen."

So war denn jene große Zeit nicht bloß nicht ohne einen mächtigen Nachhall in meiner Seele und in meiner Poesie vorübergegangen, sondern die poetische Erregung war den Ereignissen vorausgeeilt.

Im Sommer des Jahres 1870 hatte ich meinen Landaufenthalt in einem Hause genommen, welches, am breiten Eingange des Stiftingtales, neben dem ländlichen Gasthause „zum schwarzen Hund" gelegen, mit dem Vorzuge der Nähe der Stadt, für deren dritten Bezirk es die äußerste Grenze bildet, alle Vorteile einer Sommerfrische vereinigt. Noch im Laufe des Jahres bot sich mir die Gelegenheit, diese Besitzung in äußerst vorteilhafter Weise mit jener andern in der Leechgasse zu vertauschen. Seine schmalste Front der Straße zukehrend, macht dieselbe von dieser Seite aus den Eindruck eines bescheidenen Häuschens, bietet aber eine geräumige und bequeme Wohnstätte mit zehn Gemächern, einem ausgedehnten umzäunten Garten an der Seite, mit zahlreichen Obstbäumen, einem Ackerfelde und Wiesenflächen, hinreichend, das Futter zweier Kühe zu liefern. Von Wäldern umgeben, aber an einer offenen, erweiterten Stelle des Tales gelegen, steht das Haus den ganzen Tag über im vollen Sonnenschein, ist also trocken und den gesund-

heitsschädlichen Einflüssen eines feuchten Talgrundes nicht ausgesetzt. Es führte, wie die Kaufurkunde in meiner Hand bezeugt, in früherer Zeit den Namen des „Augustinerschlößchens“, weil es ursprünglich der Wohnsitz einiger Augustinermönche war. Das gewölbte kleine Gemach, das den Mönchen als Kapelle diente, ist noch unverändert vorhanden. Gegenwärtig pflege ich dies Heim mein „Stiftinghaus“ zu nennen, und da ich es als solches besungen, führt es diesen Namen auch im weiteren Kreis meiner Freunde.

Nachdem im selben Jahre 1870 eine Ausgabe meiner „Gesammelten kleineren Dichtungen“ (Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug) bei Richter in Hamburg veranstaltet worden, erschien im November ebendaselbst „Danton und Robespierre“.

Auch dieses Werk fand eine beifällige Aufnahme und erlebte einige Auflagen rasch hintereinander. Die Bühnenfähigkeit und Bühnenwirksamkeit des Stückes ist von vielen Seiten mit Entschiedenheit verfochten worden. Zwar pflegt das Publikum sich gegenwärtig bei Tragödien zu langweilen; aber in „Danton und Robespierre“ hat jede Szene, wie man wohl zugeben wird, wenigstens ein stofflich packendes Interesse, dürfte also gerade die Langweile nicht so leicht aufkommen lassen. Wenn ich auf eine Bühnendarstellung trotzdem von vornherein verzichtete, so geschah es deshalb, weil ich aus Gründen, die man in der Vorrede des Werkes angegeben findet, Kürzungen desselben nicht gutheißen zu können glaubte, andererseits aber auch einer Bühnenleitung nicht zumuten konnte, das Stück etwa auf zwei Abende verteilt, dem Publikum vorzuführen.

Zu Anfang des folgenden Jahres tauchte in den Grazer Studentenkreisen der Gedanke auf, durch das Zusammenwirken von Schauspielern und Studenten eine Aufführung des ersten Aktes meiner Tragödie, der eine ungewöhnlich große Anzahl von Mitwirkenden erfordert, im landschaftlichen Theater möglich zu machen. Dieser Gedanke kam, wie ohne Anregung, so auch ohne jedes Zutun von meiner Seite am 30. März 1871 zur Ausführung. Die Heldenspieler des landschaftlichen Theaters, Roll und Lehmann, waren wie geschaffen für die Rollen des Danton und des Robespierre. Ersterer erwarb sich auch als Regisseur ein glänzendes Verdienst um die Sache. Richard

Heuberger hatte für das Stück eine Ouverture und einen Festmarsch geschrieben; Direktor Kreibig sorgte für eine äußerst würdige Ausstattung. Die Vorstellung ging in jeder Beziehung trefflich, gerundet, und ich möchte fast sagen weihevoll vor sich: die ernsten Bilder einer außerordentlichen Zeit machten einen ersichtlich tiefen Eindruck. Der Beifall am Schlusse war sehr lebhaft und ich selbst war genötigt, den fortgesetzten Rufen nach dem Verfasser durch eine dankende Verneigung von meinem Sitze aus zu entsprechen. Aber den besten Teil meines kleinen Triumphes erinnere ich mich nach der Vorstellung hinter den Kulissen im Kreise der Mitwirkenden gefeiert zu haben. Hier fand ich alle in einer aufs schönste angeregten Stimmung, und ohne daß viele Phrasen gemacht worden wären, trug alles, was mir gegenüber gesagt wurde und geschah, den Stempel der Herzlichkeit an sich, von den freundlichen Worten des Direktors bis zur gutgemeinten Prise, welche mir ein betagter Theaterarbeiter stumm, aber mit einem von der Freude des Anteils strahlenden Gesicht aus seiner Dose bot. So bekam ich denn auch einmal das Angenehme eines Bühnenerfolges zu kosten, und habe vielleicht von Glück zu sagen, daß nicht eine fortgesetzte Theaterlaufbahn mir auch das überwiegend Bittere einer solchen zu verkosten gab.

Ein paar Jahre später faßte die Direktion des landschaftlichen Theaters aus freiem Antriebe den Entschluß, eine neue ähnliche Aufführung dieses ersten Akts von „Danton und Robespierre" zu veranstalten. Der damalige Regisseur Herr Richter nahm sich der Sache mit Wärme an. Aber während im Jahre 1870 von der Grazer Zensur nicht eine Zeile gestrichen worden, kam jetzt das Zensurexemplar von der Behörde jämmerlich kastriert zurück. Die Bürger der Republik von 1792 durften nicht rufen: „Es lebe die Republik!" Hebert durfte die Tribüne nur besteigen, um von seiner großen Rede drei Zeilen zu sprechen: dann mußte er wieder heruntersteigen. Ei, ich glaubte doch ein sehr historisch-objektives, keineswegs verlockendes Bild der Schreckensherrschaft entrollt zu haben!

Die Direktion ergriff nun sogar einen Rekurs ans Ministerium. Dieses — es war eben, wenn ich nicht irre, das sogenannte „liberale Bürgerministerium" am Ruder —

hielt die Grazer Zensurstriche mit Rücksicht auf die von seiten der Sozialdemokratie drohenden Gefahren aufrecht. Diesem Umstande ist es vielleicht zu danken, daß bis heute in Graz die Republik nicht ausgerufen, niemand an die Laterne gehängt und keine Guillotine in Betrieb gesetzt worden ist.

Eine holländische Übersetzung von „Danton und Robespierre“ veröffentlichte S. Susan im Jahre 1879; eine italienische brachte die Florentiner „Revista europea“ im Jahre 1880. Eine französische von A. Dietrich ist bisher, soviel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden. Schon vor Dietrich hatte der in Paris lebende Ungar Karl Ujfalvy das Werk ins Französische übersetzt, aber keinen Verleger dafür gefunden.

Als Herr A. Dietrich, der sich auch sonst schon als Literat und als Übersetzer aus dem Deutschen (H. v. Kleists z. B.) manches Verdienst erworben, vor Jahren sich eine Zeitlang in Wien aufhielt, und auch nach Graz einen Abstecher machte, um mich aufzusuchen, erzählte ich ihm von seinem Vorgänger Ujfalvy. Darauf sagte er mir, er habe das Exemplar von „Danton und Robespierre“, durch das er die Bekanntschaft meiner Tragödie machte, in einer der zahlreichen Büchertrödelbuden des Palais royal gefunden; er habe es gekauft, gelesen und sofort übersetzt. In ebendieses Exemplar sei, wie er sich bestimmt erinnere, der Name Charles Ujfalvy eingeschrieben. Dasselbe Pariser Trödelexemplar meines Werkes hat also zwei Übersetzer gefunden! Vielleicht findet es auf demselben Wege noch einen dritten.

Der bekannte Schriftsteller Jules Claretie veröffentlichte im Feuilleton eines Blattes einen Artikel: „Drames allemands sur la revolution française“ mit ausführlicher Besprechung von „Danton und Robespierre“.

„Auf Bestellung“ zu arbeiten, eine von außen hergestellte Aufgabe zu lösen, ist eine Zumutung, die der Dichter sich im allgemeinen nicht leicht gefallen lassen wird. Aber die Zahl der in einem Dichtergemüte schlummernden poetischen „Stoffe“ oder Keime ist ja doch eine unendliche, und es geschieht nicht selten, daß ein solcher Keim durch einen ganz äußerlichen, zufälligen Anlaß zum sprossenden Leben erweckt wird, wie ein Lebenskeim unter unzähligen andern in einem weiblichen Schoße. Mir ist es zweimal in meiner bisherigen

Dichterlaufbahn begegnet, daß zwischen einer von andern Personen gegebenen Anregung und einem in mir selbst schlummernden Keime jener geheimnisvolle Bezug statthatte, der zu einer geistigen Befruchtung führt.

Im September 1871 fand sich der junge Komponist Adalbert von Goldschmidt bei mir ein mit dem Ersuchen, ihm einen Text für ein zwischen Oratorium und Musikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. Es sollte sich darin um einen Kampf der Geister des Lichtes und der Finsternis handeln; der Sänger sollte als Vorkämpfer des Lichtprinzips erscheinen und auch den endlichen Sieg desselben entscheiden. Ich fühlte, daß etwas in mir dieser Idee lebhaft entgegenkam, und sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abstrakte und farblose Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geister der Finsternis die sieben Todsünden in anschulichen Bildern ihrer Wirksamkeit eingeführt würden. Die bunte Mannigfaltigkeit dieser Lebensbilder mußte offenbar auch dem Komponisten die willkommenste Gelegenheit bieten, eine große Mannigfaltigkeit von Tönen anzuschlagen und von der Tonsprache zum Ausdruck aller menschlichen Leidenschaften Gebrauch zu machen. Rasch hatte ich mich mit dem Komponisten verständigt, und im letzten Monate des Jahres wurden die „Sieben Todsünden“ geschrieben. Aber der Stoff hatte sich unter meinen Händen über das Bedürfnis des Komponisten hinaus entwickelt. Herr von Goldschmidt nahm das Gebotene mit warmem Dank und Beifall auf, aber er mußte es für seinen Zweck beträchtlich kürzen, ja man kann sagen, er habe nur einzelne Verse aus meinem Text in Musik gesetzt. Sein vollendetes Werk erzielte zuerst in Berlin einen wahrhaft glänzenden Erfolg, später kam es auch in Wien, in Paris, in Freiburg zur Aufführung, und überall hat es dem Komponisten den Ruf eines der begabtesten Tondichter aus der Wagner-Lisztschen Schule eingetragen. Mir selbst gereicht das meiste davon, soweit ich es aus dem Klavierauszuge beurteilen kann, zu hoher Befriedigung.

Im Oktober 1872 erschienen die „Sieben Todsünden“ gedruckt (Hamburg, Richter, 1873). Aber noch vor dem Erscheinen dieses Werkes war ein anderes im Laufe desselben Jahres geschrieben und veröffentlicht worden: meine national-

politische Komödie „Teut“. Ich hatte mich mit dem Plane dieser nationalen dramatischen Satire schon länger getragen, aber durch den Ausbruch und Erfolg des deutsch-französischen Krieges, durch die daran sich knüpfende Neubegründung deutscher Einheit und deutscher Reichsgewalt schien mir im ersten Augenblick meine Absicht zuschanden gemacht und vereitelt. Mein persönliches Mißgeschick schien sich auch hier zu bewähren: just in dem Moment, als ich eine geharnischte Satire gegen die Uneinigkeit der Deutschen in die Welt zu schleudern gedachte, wurden sie einig! Bald aber erwies sich mir eben das, was meinen Entwurf zunichte zu machen schien, als vorzüglicher Hebel zu einer Erweiterung, Ausgestaltung und Abschließung desselben in weit größerem Maßstab. Das Werk konnte ja nun eine Art Festspiel zur Begründung der deutschen Einheit werden, als ein bedeutungsvoller satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch als eindringliche, keineswegs überflüssige Mahnung für die Folgezeit.

Dem aristophanischen Lustspiele, diesem klassischen Vorbilde einer hochpoetisch wirkenden Verschmelzung von großartig-phantastischer und derb-realistischer Komik, für das die Weltliteratur ein wahrhaft geniales Seitenstück nur in der Komik des Rabelais besitzt, hat es in Deutschland an Nachahmern nicht gefehlt. Aber nur die beiden Literaturkomödien Platens haben sich bleibend in die Annalen der deutschen Dichtung eingezeichnet. Eine national-politische Komödie aristophanischen Stils, in größerem Maßstab und von umfassender Bedeutung, hatten wir meines Wissens nicht. Das Urteil über die Ausführung des „Teut“ und den poetischen Wert desselben muß ich natürlich andern überlassen. Aber dem Stoffe, dem Thema nach betrachtet, ist dieses Spiegelbild deutscher Geschicke vom mythischen Teut und Hermann dem Cherusker bis auf Bismarck der erste Versuch einer nicht bloß auf Einzelheiten, auf Nebendinge bezüglichen, sondern universellen deutschen Nationalkomödie. Deutsch auch insofern, als sie nach Inhalt und Form das Antike, Fremdartige, Gekünstelte, das den Versuchen der aristophanischen Komödie in Deutschland bisher anklebte, völlig abgestreift hat.

Die Bezeichnung „Scherzspiel“ auf dem Titelblatte und

das schalkhafte Vorwort hat manche zu dem Glauben verleitet, als legte ich selbst auf dieses Werk kein besonderes Gewicht. Das war aber ein großer Irrtum, und ich gestehe offen, daß ich mir von den eigentümlichen und bedeutsamen komischen Erfindungen, an welchen diese Dichtung, wie ich glaube, nicht arm ist, eine große Wirkung versprechen zu dürfen glaubte. Zu noch einem Mißverständnis gab dasselbe scherzhafte Vorwort Anlaß. Unter der „durch Launenhaftigkeit berüchtigten hohen Dame, der man, wenn man Poet ist, nicht gern etwas verweigert", verstanden viele eine leibhaftige Dame. Ich meinte aber nur die Muse — als Ausfluß einer seltsamen Musenlaune wollte ich meine Komödie bezeichnen.

Im Februar 1872, während einer mehrwöchentlichen Krankheit nach dem schon länger fertigen Entwurfe zu Papier gebracht, erschien „Teut" bereits im April und wurde im Laufe der nächsten Jahre dreimal neu gedruckt. Es hat in der Kritik an einer Würdigung jener bedeutsamen komischen Motive und Erfindungen in meiner Komödie durchaus nicht gefehlt. Aber es scheint, daß der Situationswitz höheren Stils, die mit dem Pathos der Poesie enger verquickte Sorte des Humors, doch nicht recht aufzukommen vermag gegen den leichten und mehr oberflächlichen Lustspielwitz, an welchen das Publikum gewöhnt ist. Einige Kritiker, welche selbst als glückliche Vertreter des gewöhnlichen Lustspiel- und Feuilletonwitzes gelten, haben jene andere Sorte von Witz, wie sie in meiner Komödie zur Geltung kommt, nicht nach ihrem Geschmack gefunden.

„Teut" wäre, meiner Meinung nach, sehr wohl aufführbar gewesen; so wohl, daß ich, offen gestanden, glaubte, die deutschen Bühnen würden aus eigenem Antrieb sich beeilen, einen Versuch mit dem Werke zu machen. Sie haben es nicht getan, und müssen mir das Zeugnis geben, daß auch ich keinen Versuch machte, sie dazu drängen zu wollen. Es dürfte wenige Dichter geben, die mit ihren dramatischen Versuchen den Bühnenleitern so wenig lästig gefallen sind wie ich. Vor ein paar Jahren suchten die Studenten der Züricher Universität bei mir um die Erlaubnis an, den „Teut" bei einer gewissen Gelegenheit als Festspiel aufführen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gerne erteilt, aber die

Ausführung des Vorhabens mußte, zufälliger Hindernisse wegen, auch hier wieder fallen gelassen werden.

Im Oktober folgten dem „Teut“ die „Sieben Todsünden“ in die Öffentlichkeit. Beide Werke erschienen (wie alle folgenden, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist) im Verlage von J. F. Richter in Hamburg. Auch die „Sieben Todsünden“ wurden von der Kritik damals sehr gut aufgenommen, nur nicht von Johannes Scherr, der sie zu realistisch und gegen den guten, feinen Geschmack verstoßend fand, von welchem er selbst, als Prosaiker, in so reichlichem Maße — das Gegenteil besaß. Es dürfte doch wohl nicht von allen unbemerkt geblieben sein, daß dieser kürzlich verstorbene Johannes Scherr als Kritiker ein großer Philister war. Die „Todsünden“ wurden ins Holländische übersetzt von F. W. N. Hugenholtz (Amsterdam 1876), das Goldschmidtsche Libretto auch ins Französische und Englische; in letzteres von John P. Jackson (London 1878). Die Dichtung zählt zu den verbreitetsten meiner Werke; ein sechster Neudruck derselben erschien im Jahre 1887.

Inzwischen beschäftigte mich wieder ein neuer größerer Entwurf. Zu den Gestalten, die in mir heimisch waren und mir ein, sozusagen persönliches Interesse einflößten, gehörte seit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechischen Aspasia mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern der goldenen Zeit des Hellenentums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen! Es fehlte aber auch bei dieser strahlenden Griechenwelt nicht der verhängnisvolle Hintergrund, den nach dem Ausspruch jenes Kritikers meine Muse liebt und braucht. Auch hier war sie am Platze, die Darstellung des ewigen Ringens der Menschheit zwischen Heil und Unheil, Licht und Dunkel, mit dem zeitlichen Siege des letzteren, aber auch dem ewigen ideellen Triumphe des ersteren. Und hier ergab sich eine besonders lockende Gelegenheit, das allmähliche Hervorwachsen des Unheils aus dem Heil, des Verfalls aus der Blüte selbst zu belauschen und darzustellen — den notwendigen Hebel zur Vollendung jenes ewigen Kreislaufs. Blüte und Verfall sind ja ein Einseitiges, das die Natur durcheinander ausgleichen will und muß, wenn immer neues

frisches Leben sprießen soll auf dieser Erdenwelt. Für die Natur ist dieses Wechselspiel Lebenswonne, für den Menschen ist es tragisch.

Es waren äußere Umstände und praktische Rücksichten, welche mich veranlaßt hatten, bevor ich an die Ausarbeitung der „Aspasia" ging, bei der Redaktion der „Neuen Freien Presse" in Wien anzufragen, ob sie meinen Roman zur ersten Veröffentlichung für ihr Feuilleton erwerben wolle. In entgegenkommendster Weise ging Herr Etienne auf mein Anerbieten ein. Das allbekannte Blatt, welches eben große Anstalten vorbereitete, um dem großen Publikum der geplanten Wiener Weltausstellung Mannigfaltiges zu bieten und sich in würdiger Gestalt zu zeigen, wünschte nun auch meinen Roman während der Ausstellung zu bringen. Eine bindende Verpflichtung war ich jedoch in Beziehung auf die Frist der Vollendung meines Werkes nicht eingegangen, und da dasselbe auf drei Bände berechnet war, auch bedeutende Vorstudien erforderte, so war ich erst nach der Ausstellung imstande, der Redaktion das fertige Manuskript des Werkes vorzulegen. Nun aber fand sie, daß dasselbe doch nicht so recht zur Veröffentlichung in einem Zeitungsfeuilleton geeignet sei. Darin konnte ich ihr nicht unrecht geben, und obgleich unser Vertrag bedingungslos geschlossen worden war und ich auf den Abdruck hätte dringen können, fügte ich mich und überließ den Roman meinem Verleger in Hamburg. Indessen gönnte ich mir zu gründlicher Feile und Ausgestaltung des am 1. Juni 1873 begonnenen, am 28. Februar 1874 vollendeten Werkes eine längere Zeit, als ich mir zu seiner ersten Niederschrift gegönnt, und so ging das Jahr 1874 darüber hin.

Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch, daß ich im November 1873 Ludwig Mayers „Papiere des Philosophen von Rumpelsbach" (Hamburg, J. F. Richter, 1874) mit einer Vorrede herausgab. L. Mayer, gleich mir ein Sohn des niederösterreichischen Waldviertels, sogar, wenn auch nur sehr entfernt, mit mir verwandt, war ein originell veranlagtes Menschenkind, und die Natur hatte ihm einen verhängnisvollen Tropfen vom Gifte des Genies ins Blut gemischt, der ihn, den Bildungslosen, zum unbrauchbaren Menschen, zum literarischen Dilettanten, und

unglücklich machte fürs ganze Leben. Es fanden sich Blitze schöner, hoher Gedanken und Empfindungen in den seltsamen Schriftstücken, die er, namentlich in seiner Jugendzeit, mir dann und wann übersandte, aber zu innerer Klarheit und reinem Formsinn hat er sich niemals durchgerungen. Er war eine edle, geradezu vornehme Natur im Proletarierkittel, und für seine engere Heimat entbrannte er in einer Liebe, die sich oft ungemein poetisch, naiv und fast rührend in seinen Versuchen aussprach. Zu stolz, um zu betteln, oder auch nur sich zu beugen und sich gegebenen Verhältnissen anzubequemen, mußte er als Mensch in seiner Hilflosigkeit verkommen, und seine Existenz war ein Problem, das schließlich nur der Tod versöhnend zu lösen vermochte.

Am 10. November 1874 wurde die goldene Hochzeit meiner Eltern in einem Kreise befreundeter Personen auf würdige Art gefeiert, wobei es auch an glückwünschenden Kundgebungen aus der Ferne nicht fehlte, welche den Jubilaren und mir zur Freude gereichten. Erst später erfuhr ich, daß diese Kundgebungen zum Teil den Bemühungen zweier Freunde zu verdanken waren, welche einzelnen Personen und Körperschaften von dem bevorstehenden Feste insgeheim Mitteilung machten und ihnen den Gedanken einer glückwünschenden Beteiligung nahelegten. Am peinlichsten war es mir, zu hören, daß man sich mit einer solchen Mitteilung in völliger Unkenntnis der Verhältnisse auch an die — Wiener „Konkordia" gewendet hatte. Die Antwort war eine natürliche, selbstverständliche; aber bis zur Stunde quält mich der Gedanke, daß im Schoße dieser Körperschaft damals vielleicht die Meinung Platz greifen konnte, ich selbst sei mitwissend und mitschuldig gewesen an jener unpassenden Zumutung.

Erst im Dezember 1875 kamen die drei Bände der „Aspasia" aus der Presse (Hamburg, Richter, 1876). Nachdem ich in dieser Lebensgeschichte manches günstigen, ja schmeichelhaften Urteils über meine Werke Erwähnung getan, fühle ich mich verpflichtet, auch Gegenteiliges dem geneigten Leser nicht vorzuenthalten. Das Werk wurde von den damaligen Stimmführern der Wiener Kritik einmütig auf das schärfste verurteilt. „Das sollen Griechen sein?" fragte

der eine. „In diesem angeblichen Künstler- und Liebesroman ist weder von Kunst noch von Liebe etwas vorhanden!" sagte ein zweiter, und überbot diesen Ausdruck hernach durch den noch schärferen: „Nicht eine einzige gute Idee ist in allen drei Bänden zu finden!" — (Man denke: In drei Bänden nicht eine einzige gute Idee — konnte ich nicht beinahe stolz sein, ein solches Kuriosum der Literatur geliefert zu haben?) Eine mörderische Kritik, die gar kein Ende nahm, veröffentlichte Emil Kuh in der „Wiener Zeitung". Zuletzt kam noch ein Wohlwollender, der meinte beiläufig, man solle den Verfasser der „Aspasia" nicht wie einen Verbrecher behandeln, das Buch verrate doch an manchen Stellen den Dichter, aber freilich sei bei der Geburt desselben von allen Griechengöttern nur Gott Morpheus zu Gevatter gestanden. Ich schämte mich beinahe schon, auszugehen; ich konnte das Lesezimmer der Ressource nicht mehr betreten, ohne daß einer der mir persönlich ganz unbekannten alten Herren, mit denen ich nie ein Wort gewechselt, auf mich zukam und mir ein Wiener Blatt unter die Nase hielt mit der Frage, ob ich das Feuilleton — natürlich eine vernichtende Kritik der „Aspasia" — schon gelesen? Ein Bekannter, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, besuchte mich zum ersten- und letztenmal in seinem Leben, um mich aufmerksam zu machen auf die neueste Kritik.

Ein einziges größeres Wiener Blatt nahm sich seltsamerweise meines althellenischen Romans an: das klerikale „Vaterland"! Es brachte ein begeistertes Feuilleton darüber aus der Feder eines — Priesters, des Dr. theol. Laurenz Müllner!

Ohne Zweifel hatten die erwähnten Kritiker nur ihrer persönlichen Überzeugung bezüglich der „Aspasia" Ausdruck gegeben, und ich unterlasse es, nach zufälligen Umständen zu forschen, welche die Eile und den Eifer, womit man über mich herfiel, verschärft haben mögen. Aber ich kann nicht umhin, die damals gegen mich angestellte Hetzjagd in Zusammenhang zu bringen mit einer Wahrnehmung, die ich schon in meiner Jugend gemacht zu haben mich erinnere.

Ich merkte nämlich, daß, wenn Dichter, Künstler usw. einen gewissen Höhepunkt ihres Rufes und ihrer Geltung

erreicht haben, eine Art „Reaktion“, eine Gegenwirkung zu ihren Ungunsten eintritt, eine Epoche der Befehdung, wenn nicht gar der Gehässigkeit. Ich hatte dies in besonders auffälliger Weise bei Karl Gutzkow miterlebt, der nach großen Erfolgen im Drama und Roman einer systematischen, mitleiderregenden Verunglimpfung in der Tagespresse zum Opfer wurde; ich sah Fr. Hebbel eine Zeitlang zu den Toten geworfen, und ich erinnere mich einer Epoche, wo Heine, noch lebend, als abgetan, als „verschollen“, als „vergessen“ bezeichnet wurde. Dieser Zeitpunkt der „Reaktion“ ist der kritische, entscheidende, der Wendepunkt im Leben des Dichters. Entweder erliegt er und geht von da an wirklich „zum Orkus hinab“, fällt für immer der Vergessenheit anheim, oder — er ist noch d a, immer n o c h d a, wie oft man ihn auch „tot gemacht“. Lieblinge der wechselnden Tagesmode mögen auch in diesem letzteren Falle ihn einigermaßen in den Hintergrund gedrängt haben — seine Werke mögen etwas weniger gekauft, etwas weniger gelesen werden; aber er bleibt g e k a n n t, g e n a n n t, g e a c h t e t, und die Achtung für ihn, statt zu schwinden, befestigt sich ganz im stillen immer mehr. In manchen Kreisen mag er wirklich fast „verschollen“ sein; aber daß er es im großen und ganzen weniger ist als je, weiß schließlich er selbst am besten, da er im Mittelpunkte der von ihm ausgehenden Wirkungen steht, und die Fäden der Gegenwirkung, in Sympathie und Antipathie, von überall her in seiner Dichterklause zusammenlaufen. Schnöde beurteilt von den Mächten der Tagespresse, sieht er von ebendiesen sich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, wenn man etwas von ihm b r a u c h t. Und indem so selbst diejenigen, die ihn gering schätzen, mit dem Gewicht seines Namens rechnen, beweisen sie wenigstens, daß er nicht tot, daß er trotz alledem d a, noch immer d a i s t — unter den w e n i g e n, welche die „Krisis“ überdauert haben.

Für mich war diese „Krisis“ ungefähr in die Mitte der siebziger Jahre gefallen. Vermutlich hatte man gefunden, daß ich „überschätzt“ wurde. Welcher Dichter wird nicht von einigen überschätzt? Welchem gegenüber äußert sich der Beifall nicht manchmal überschwenglicher, als ihm selber lieb und bequem sein kann? Schwärmerei, wenn auch ehrlich gemeint, gibt immer den Kälteren ein Ärger-

nis. Eine solche „Überschätzung“ glaubt man dann am besten durch Unterschätzung auszugleichen. Mit Unrecht; denn so gewiß der Pendel, der nach einer Seite hin aus seiner Gleichgewichtslage gebracht ist, immer wieder ebenso weit nach der andern Seite darüber hinausgehen wird, so würde ein Dichtername immer zwischen Überschätzung und Unterschätzung hin und her pendeln müssen, wenn man die eine durch die andere ausgleichen wollte.

Dem Verdammungsurteil der österreichischen Blätter über „Aspasia“ hatten ein paar außerösterreichische sich angeschlossen; zwei norddeutsche Zeitschriften hatten ihre Spalten abfälligen Rezensionen desselben Wiener Kritikers geliehen, der in allen drei Bänden des Werkes nicht einen guten Gedanken gefunden hatte. Daneben wurden jedoch Stimmen im entgegengesetzten Sinne laut, Stimmen, welche mindestens ebensoviel Gewicht beanspruchen durften, wie jene anderen. Levin Schücking z. B. schrieb eingehend und in hohem Maße anerkennend über das Werk in der „Allgemeinen Zeitung“. Die günstigen Stimmen mehrten sich; hatten in „Aspasia“ manche weniger als einen Roman gefunden, so war sie jetzt vielen mehr als ein solcher: ein „Epos in Prosa“. Die Stimmung des Publikums selbst war eine günstige für das Werk. Keine andere meiner Dichtungen, „Ahasver in Rom“ nicht ausgenommen, hat mir so viele zustimmende und beifällige Kundgebungen unmittelbar aus den Kreisen der Lesewelt eingetragen, als eben diese, und bis heute werde ich in Zuschriften, die mich ehren wollen, am häufigsten als „Dichter der Aspasia“ angesprochen. Auf Rechnung des vielbespöttelten Interesses der „Bildungsphilister“ für antiquarische Romane ist dieser Umstand schwerlich zu setzen, da insbesondere die Frauenwelt sich für das Werk erwärmte, und dieser doch kaum das Antiquarische sonderlich am Herzen liegt. Das Buch ist bisher dreimal in starken Auflagen neu gedruckt worden, das letztemal in einer mit sehr geschmackvollen Illustrationen geschmückten Ausgabe. Als gute Vorbedeutung erschien mir der Anteil, der sich im Auslande für das Werk kundgab. Von Übersetzungen sind mir bekannt geworden: zwei holländische, die eine von J. C. van Deventer (Haarlem 1876); die andere von W. F. P. Enclaar (Deventer 1876); eine dänische von O. Borchsenius (Kopenhagen 1879);

eine englische von Max J. Safford (Neuyork 1882). Eine neugriechische Übersetzung von Alexander Chadzi Konstas erschien 1888 zu Athen, und ich gestehe, daß mit dieser Übersetzung mir ein besonderer geheimer Herzenswunsch erfüllt worden ist. Proben einer italienischen Übersetzung, welche im Feuilleton eines italienischen Blattes veröffentlicht werden sollten, wurden mir zur Begutachtung übersendet, und ein Pariser Wochenblatt erkundigte sich bei mir nach den Bedingungen, unter welchen der Abdruck einer französischen Übersetzung meines Romans gestattet wäre. In beiden Fällen habe ich, mit Hinweisung darauf, daß „Aspasia" eben kein Feuilletonroman sei, die Veröffentlichung widerraten, und man ist in der Tat davon abgestanden.

In Holland äußerte sich das Interesse für die „Aspasia" in besonders lebhafter Weise. Sehr eingehende Erörterungen wurden in Zeitschriften und Broschüren dem Werke gewidmet. Einer auf meine Dichtungen bezüglichen Broschüre, welche schon vor längerer Zeit erschienen war: Robert Hamerling, door B. Tidemand (Hoorn, 1870), reihten jetzt zwei andere unter gleichem Titel sich an: die eine von A. G. van Hamel (Haarlem 1876), die andere von Chantepie de la Soussaye. In mancherlei Zuschriften aus den Kreisen des holländischen Publikums machte sich ein ganz eigentümlicher, sehr anmutender Ton naiver Herzlichkeit bemerkbar, der mir eine rege Sympathie für die holländische Nation einflößte, und ich bedaure sehr, daß ich den an mich ergangenen Einladungen, Land und Leute dieses germanischen Bruderstammes aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, niemals Folge zu leisten in der Lage war.

Leider hat der warme Anteil Hollands für deutsche Literatur auch eine ungemütliche Seite. Wie die „Aspasia" nicht bloß zweimal ins Holländische übersetzt, sondern überdies, und zwar noch im Jahre ihres Erscheinens, bei Ter Gunne in Deventer einfach nachgedruckt worden war (1876), so veranstaltete nun der Buchhändler Campagne in Tiel einen Nachdruck meiner sämtlichen Werke mit Ausschluß der „Aspasia" in zwei Bänden (1876), und einen zweiten Nachdruck dieser Art lieferte die Firma van der Endt & Zoon in Maasfluis (1878). Ich habe den Campagneschen Nachdruck auch schon im Lagerkatalog eines deutschen Antiquar-

buchhändlers verzeichnet gefunden! Es herrschen also auf dem Gebiete des Buchhandels hier und da noch immer merkwürdige Begriffe in betreff des literarischen Eigentums. Weiß dafür das mächtige Deutsche Reich noch keinen Rat?

Im Jahre 1877 gelangte A. v. Goldschmidts Komposition meiner „Sieben Todsünden" im Wiener Hofoperntheater zur Aufführung. In Berlin hatte diese Komposition eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden; in Wien war der äußere Erfolg ebenfalls ein günstiger, aber von der Kritik wurde der Komponist, als Wagnerianer und geborner Österreicher, hart mitgenommen. Was meine Dichtung betrifft, so war dieselbe, als sie 1872 zuerst im Druck erschien, auch von Wiener Blättern günstig beurteilt worden. Jetzt aber hieß es: Mitgefangen, mitgehangen! und ein Wiener Wochenblatt fragte ernstlich, ob denn das k. k. Hofoperntheater da sei für Leute wie A. v. Goldschmidt und Robert Hamerling?

Am 25. Mai 1879 hatte ich das Hinscheiden meines achtzigjährigen Vaters zu beklagen, der seit zwei Jahrzehnten einen Teil meiner Hausgenossenschaft gebildet und die Muße seines Alters meistenteils zur Anfertigung von feinen, zierlichen Holzstiftarbeiten, in Form von Bilderrahmen, Kreuzen, Kandelabern u. dgl. verwendet hatte. Vieles davon bildet noch heute einen Teil meines Hausgeräts, anderes erhielt sich in den Händen befreundeter Personen, denen es als gelegentliche Spende zugewendet worden. Einiges davon wurde nach dem Tode des Verfertigers dem Grazer Landesmuseum, auf Wunsch und Ansuchen des Vorstandes, überlassen.

Der 24. März 1880 brachte den Abschluß eines halben Jahrhunderts meines irdischen Daseins.

Schon fünfzig Jahre? War's denn möglich? Ich fühlte mich noch so jung — hatte noch so wenig erlebt! Von dem Schuldbrief, den ich auf das Leben in Händen hatte, war bisher so blutwenig eingelöst!

Übrigens machte bei Annäherung meines fünfzigsten Geburtstages außer dem Angstmotiv des Altseins oder Altwerdens noch ein anderes sich geltend. Ein paar Jahre vorher war der fünfzigste Geburtstag Scheffels in Deutschland festlich begangen worden. Nun, eine Anzahl von Freunden und „Verehrern" hatte ich am Ende auch, und es war

zu befürchten, daß diese auf den Gedanken verfallen könnten, auch mir meinen fünfzigsten Geburtstag mehr oder wenig öffentlich feiern helfen zu wollen. Da ich aber, wohl wissend, wie dergleichen „gemacht" wird, kein Verlangen danach trug, wohl aber eine aufrichtige Scheu davor hatte, meine Gegner durch eine nach der Schablone in Szene gesetzte Hamerlingfeier geärgert zu sehen, so meinte ich, es wäre das beste, mich zunächst des Stillschweigens der Journale zu versichern. Ich richtete an die größeren Wiener Blätter ein vertrauliches Schreiben, mit der motivierten Bitte, gütigst keiner Erwähnung meines herannahenden fünfzigsten Geburtstages in ihren Spalten Raum zu geben. Die „Neue Freie Presse" machte sich den Spaß, mein Schreiben im Blatte abzudrucken, mit der Überschrift: „Furcht vor der Freude!" — Bezugnehmend auf dies Schreiben in der „Neuen Freien Presse", gab mir ein Grazer Lokalwochenblatt, „der Steirerseppl" betitelt, die Versicherung, ich brauche keine Sorge zu haben, die Grazer würden zur Feier meines fünfzigsten Geburtstages nicht beleuchten, keinen Fackelzug in Szene setzen u. dgl. Diese Versicherung beruhigte mich einigermaßen. Als aber der 24. März gekommen war, da brachte nichtsdestoweniger der Briefträger einige Briefe und der Telegraphenbote einige Telegramme, welche sich auf den Geburtstag bezogen, darunter einen poetischen Glückwunsch, in welchem ich fernher von einem mir unbekannten begeisterten Jüngling mit „Verehrter Greis!" angeredet wurde.

„Verehrter Greis!" — Ich erblaßte — nein, ergilbte! Eine Gänsehaut — nein, eine Mumienhaut überlief mich — eine fahle, derbe, lederne, altägyptische Mumienhaut! — Vergebens suchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß besagte Anrede des Jünglings vielleicht weniger beweise, wie alt ich, als wie jung er sei!

Unter den Briefen war auch einer von Frauenhand. Er kam aus Prag. Es war ein schöner, inhaltreicher Brief, der mir das Gefühl dem Dichter gebührender ewiger Jugend wieder zurückgab. Andere Briefe von derselben Hand folgten diesem ersten, und die Reihe derselben, abwechselnd mit meinen Erwiderungen, ist bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen.

Ich hatte dem Leser früher von persönlichen Annäherungen ideal gestimmter, poesiebegeisterter Frauen zu be-

richten. Seit Jahren aber war ich jedem persönlichen Verkehr dieser Art aus bestimmten Gründen mit Entschiedenheit ausgewichen. Ich habe nur noch von brieflichen Annäherungen ein paar, eigentümlicher und denkwürdiger Art, herauszuheben.

Warum ich aber von dergleichen überhaupt Bericht erstatte? wird man fragen. Liegt nicht eine Art von Prahlerei darin? — Ich spreche und berichte von solchen Vorkommnissen, weil es mir — zum zehntenmal sei es gesagt — bei dieser Lebensschilderung darauf ankommt, die Tatsachen festzustellen. Ich bin nicht eitel, nicht einmal so eitel, daß ich um jeden Preis für nicht eitel gehalten werden will. Wer mich für eitel halten will, der tue es in Gottes Namen.

Was sollte aus dieser armen Lebensgeschichte werden, wenn ich das bißchen von wirklich Denkwürdigem, das ich erlebte, auch noch aus kleinlichen Rücksichten verschweigen wollte?

Freilich, es liegt in der Geschichte solcher Annäherungen, mit welchen die Geschichte meines literarischen Strebens und Schaffens untermischt ist, etwas so Einförmiges, daß ich an der Langeweile des Lesers nicht im geringsten zweifeln kann. Aber es ist des Schicksals Schuld und nicht die meine, daß mein Leben sich so wenig abwechslungsreich gestaltete. Ach, mein lieber Leser, glaube mir, es ist noch weit unangenehmer und langweiliger, eine einförmige Lebensgeschichte zu erleben, als zu lesen!

Die der Reihenfolge nach erste der beiden brieflichen Bekanntschaften, von welchen ich zu erzählen habe, ist von der Art, daß ein Biograph, der seine Leser unterhalten wollte, etwas daraus machen könnte.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1878, als ich aus weiter Ferne von einer jungen Frau, der Gattin eines begabten und nicht unbekannten, damals gleichfalls noch jungen Dichters, ein Schreiben erhielt, in welchem sich eine schwärmerische Sympathie für meine Dichtungen in origineller Weise kundgab. Ich dankte höflich und harmlos und hielt damit die Sache für abgetan. Da aber weitere Briefe der jungen Frau eintrafen, welche denselben schwärmerischen Charakter trugen, und ich dachte, daß es bei einem jungen Gatten, der selbst Poet, Mißverständnisse hervorrufen könnte, seine Gattin für die Poesien eines andern übermäßig schwär-

men zu sehen, so suchte ich in einer Erwiderung die Überschwenglichkeit der jungen Dame auf ein besonnenes Maß herabzustimmen, und als dies nichts fruchtete, hielt ich es für geraten, die weiteren Zuschriften gänzlich unerwidert zu lassen. Daß die junge Dame fortfuhr, zu schreiben, obgleich ich sie gebeten, davon abzustehen, konnte ich nicht hindern; ich hatte meine Pflicht getan. Nach längerer Zeit überraschte mich ein Schreiben ihres Gatten, aus welchem hervorging, daß er über mein Verhalten seiner Frau gegenüber nicht aufgeklärt war, insbesondere nicht wußte oder nicht glaubte, daß ich die Briefe derselben längst mit keiner Zeile mehr erwiderte. Ich gab ihm hierüber sofort bündigen und unzweideutigen Aufschluß. Als aber die junge Frau auch jetzt noch, um all das unbekümmert, den romantischen Melodien und Phantasien ihrer Seele brieflichen freien Lauf ließ, schrieb ich nochmals an ihren Gatten, um sie durch diesen bitten zu lassen, ihre Zuschriften nicht fortzusetzen, und jetzt erst gelang es, die seelenvolle, aber unter den obwaltenden Umständen auf mich peinlich wirkende Stimme aus der Ferne zum Schweigen zu bringen. Es war ein eigentümlicher kleiner Roman, der da zwischen drei Personen unter romantischen Nebenumständen sich abspielte, dessen Hergang ich aber hier nur im allgemeinen Umriß soweit festgestellt habe, als nötig schien, mich gegen mögliche Entstellungen des wirklichen Sachverhalts zu schützen. In meinen Händen blieb der Schatz von Briefen zurück, welchem ich den obersten Rang unter den Merkwürdigkeiten der Korrespondenz anweisen muß, die sich während einer dreißigjährigen Schriftstellerlaufbahn bei mir angesammelt hat. Nachlässig hingeworfen, aber genial, verkörpern diese Briefe den zartesten, duftigsten Idealismus eines Weibes in naiv-realistischen, ich möchte fast sagen drastischen Formen des Ausdrucks. Stellenweise berühren sie mich, was Stil, Satzfügung und Redewendungen betrifft, wie altgriechische, etwa platonische Prosa, nachlässig ins Deutsche übersetzt.

Dieser weiblichen Charaktergestalt, deren wesentlicher Zug in einer naiven, kindlich-rücksichtslosen Hingabe an ihr ideales Empfinden bestand, trat nun als interessantes Gegenstück die Gestalt jener Frau gegenüber, welche ihren brieflichen Verkehr mit mir bei Gelegenheit meines fünfzigjährigen Geburtstages

eröffnete. Auch sie ist ideal gestimmt, fast bis zum Übermaß, dabei aber ein Musterbild weiblichen Taktes und weiblicher Besonnenheit: fein gebildet, selbst in der Philosophie bewandert, poetisch begabt, vor allem aber mit dem vortrefflichsten Herzen ausgestattet, verstand sie es, die Bande einer Freundschaft zu weben, auf welche auch eine ängstliche, gewitzigte Natur, wie die meinige, unbedenklich eingehen konnte und durfte, und die deshalb wohl auch Bestand haben wird für den Rest meines Lebens. Als ein Zufall sie an der Seite ihres Gatten nach Graz führte, verzichtete ich auf das Vergnügen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, weil ich der Meinung bin, daß ein Mann und eine Frau, welche einem aus der Ferne geführten Briefwechsel die volle Unbefangenheit wahren wollen, einander persönlich fremd und unbekannt bleiben müssen.

Vielleicht wird der Leser nach all dem, was ich bisher von Annäherungen poesiebegeisterter Frauen zu erzählen hatte, mit einiger Verwunderung fragen: ob denn neben so vielen weiblichen Wesen, die sich beeiferten, Lorbeer um meine Stirn zu flechten, sich niemals eines gefunden, welches bereit gewesen wäre, Rosen auf meinen Lebenspfad zu streuen? Mit anderen Worten: ob denn niemals die Liebe in mein Leben eingegriffen und ihren Segen über mich ergossen — die Liebe, nach der ich doch als Mensch und Dichter ein doppelt lebhaftes Verlangen in der Brust tragen mußte? Es ist vielleicht das beschämendste Geständnis, das ein Mensch von sich machen kann, daß er ungeliebt durchs Leben gegangen; aber ich stehe nicht an, es zu machen. Nora hatte mir allerdings eine Zeitlang den holden Schein der Liebe vorgegaukelt; aber wie es mir bei ihr zuletzt erging, erinnert sich der aufmerksame Leser vielleicht. „Willst du geliebt sein, so sei liebenswürdig!" sagt Ovid. Es scheint also, daß man selbst die Schuld trägt, wenn man ohne den Segen der Liebe seine irdische Laufbahn wandelt. Indessen, es gibt doch Verhältnisse, Umstände, welche die Strenge dieser Regel und das Beschämende jenes Geständnisses einigermaßen mildern können.

Ich glaube, daß ich einen solchen, in besonderen Verhältnissen und Umständen liegenden Milderungsgrund auch für mich geltend zu machen in der Lage bin.

Wie ich schon einmal angedeutet, bildete der Haushalt, den ich mit meinen beiden betagten Eltern führte, die Sphäre, von welcher aus und nach welcher ich meine Stellung zur übrigen Welt zu regeln hatte. Der Schwerpunkt dieses kleinen Kreises hätte sich ohne die unheilvollsten Kämpfe und Wirrnisse nicht verrücken lassen. Es konnte mir also nicht einfallen, zu suchen, was, wenn ich es gefunden hätte, ein nutzloser Fund gewesen wäre.

Aber einmal schien — ich sage schien — das Schicksal diesen Umständen zum Trotz für mich Rat schaffen zu wollen. Ich muß davon Erwähnung tun, um, nachdem ich einmal auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen, der Wahrheit nach allen Seiten hin die Ehre zu geben.

Es fand sich im Laufe der Jahre ein weibliches Wesen, das nicht bloß dem Dichter, sondern auch dem Menschen aus wahrer Herzensneigung sich annähern zu können glaubte und das Anerbieten seines Herzens mit der Erklärung begleitete, die Forderung einer Verrückung des Schwerpunktes meiner bisherigen äußeren Existenz nicht stellen zu wollen. Das weibliche Wesen, von welchem dies großmütige briefliche Anerbieten ausging — eine persönliche Begegnung hat niemals stattgefunden, obgleich wir den Wohnort gemeinsam hatten — war ein unabhängiges, heiteres, liebenswürdiges, in voller frischer Reife stehendes, von griechischem Lebensgeiste angehauchtes Geschöpf, das wohl geeignet gewesen wäre, das Leben eines geistigen Kämpfers und Ringers zu erhellen und zu verschönern.

Aber — ich selbst hatte nunmehr die Höhe des männlichen Alters erreicht, jene Höhe, von welcher jeder Schritt weiter nur mehr abwärts führt, jene Höhe, auf welcher ich mich als „Verehrter Greis“ ansingen lassen mußte! Mein Haar war gebleicht, Krankheit und trübe Erfahrungen hatten ihr Siegel meinen Zügen eingedrückt. Es ist nicht jedermanns Sache, sich in einem Verkehr behaglich zu fühlen, in welchem er sich nicht bewußt ist, wenigstens ebensoviel zu geben als zu empfangen. Und von all dem abgesehen — wäre es nicht allzudreist gewesen, auf die Herzensneigung eines weiblichen Wesens zu bauen, das den Gegenstand dieser Neigung nur aus Bildern und vom „Sehen auf der Straße“ kannte? Eine Neigung dieser Art hätte sich erst erproben müssen in

näherem Verkehr; aber ein Liebesverkehr „auf Probe“ ist eine so bedenkliche Sache, daß höchst selten oder nie jemand auf einen solchen eingeht, und im gegenwärtigen Falle ließen ihn schon die Umstände nicht zu. Unerprobt also, folglich zweifelhaft, und von keiner tatsächlichen Folge für mich begleitet, kann diese Neigung und die Geschichte dieses Anerbietens die Gültigkeit des oben gemachten Geständnisses nicht verringern.

Das Schicksal ist nie grausamer, als wenn es dem Schmachtenden, dem gegenüber es immer gekargt, plötzlich mehr bietet, als er annehmen kann und darf.

Im Frühjahr 1880 erschien meine Komödie „Lord Luzifer“ (Hamburg, Richter, 1880), die bereits im Herbste 1878 vollendet worden war. In Wien wurde diesmal dem neuesten Kinde meiner Muse nicht durch Rezensionen, sondern durch einen öffentlichen Vortrag eines dortigen Schriftstellers das Genick gebrochen. Auch mit diesem Werke hatte ich nicht Gewöhnliches angestrebt, hatte von einer tieferen Anlage, von eigentümlichen und bedeutsamen Erfindungen mir eine größere Wirkung versprochen, als sie von unseren Salonlustspielen gewöhnlicher Sorte auszugehen pflegt. Aber das Stück wurde fälschlich als neue Variation des alten abgedroschenen Themas der Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe aufgefaßt. Lord Luzifer ist gar kein Pessimist; er ist vor allem Idealist und ihm gegenüber steht eine Idealistin, Angelika. Jener macht seinem Idealismus in Sarkasmen Luft gegen eine Wirklichkeit, in deren Schlinge er zuletzt doch selber fällt, und Angelika wird gerade durch ihren naiven Idealismus auf Abwege geführt. Der moderne Mensch klagt alle Tage: die Welt ist erbärmlich, das Leben ein Elend. Ich dachte nun: wenn der Mensch, statt über das Elend der Welt zu jammern, den Blick ein bißchen in sich selber kehren wollte, so würde er finden, daß vor allem er selbst ein ziemlich schwaches, armseliges Geschöpf ist, und dies sogar auch dann, wenn er sich durch „Idealismus“ über die übrige Menschheit erhaben glaubt. Ich leitete den Pessimismus vom Naturgebiet, wo er ganz unfruchtbar ist, auf das sittliche Gebiet hin, wo er sich gar wohl fruchtbar erweisen könnte.

Eine junge, reizende Malerin führte ich vor, Optimistin

und Idealistin, die sich aber in den nächsten besten schönen Strolch verliebt, bloß weil er aussieht wie ein junger Apollo. Und da ist ein Lord, der sie, nachdem sie ihn verschmäht, weil ihr der Sarkastische zu wenig ideal erschien, durch diesen schönen Strolch ad absurdum geführt hat, und der sich über sie erhaben dünkt, bis er sich durch Liebe an dieses Weib gefesselt fühlt, das er in seiner Schwäche entlarvt hat. Nicht also durch die Liebe an und für sich wird er „bekehrt“, sondern durch die Einsicht seiner Schwäche, und nachdem seine Bekehrerin durch die gleiche Einsicht bekehrt und vom Lord aus Todesgefahr gerettet worden, stehen sich die beiden, ursprünglich edel und nun auch durch Einsicht geläutert, für einen Seelen- und Herzensbund gereift gegenüber. Aber nicht um dieses Paar allein handelt es sich in diesem Stücke; die ganze, pessimistisch angekränkelte moderne Gesellschaft ist in charakteristischen Vertretern um dasselbe gruppiert. Wie peinlich mußte es mir sein, daß man in alledem nichts weiter fand, als die übliche „Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe!“

Indessen rühmte man dem Stücke doch Geist und eine phantasiereiche Erfindung nach und warf es nicht mit den dramatischen Versuchen zusammen, welche unsere hervorragenden deutschen Lyriker und Epiker manches Mal so nebenbei liefern. Man glaubte es als eine eigentümliche, sinnreiche und mit künstlerischem Ernst durchgeführte Arbeit anerkennen zu müssen. Damit mußte ich mich nun auch diesmal zufrieden geben und mich darüber trösten, daß auch jetzt die deutschen Bühnenleiter es unterließen, meine ängstliche Scheu vor den „weltbedeutenden Brettern“ aus eigenem Antrieb zu beschwichtigen.

Im Herbste 1881 versuchte ich das alte, klassisch-romantische Märchen von Amor und Psyche, vielleicht das schönste, poesievollste und sinnigste, das es gibt, neu zu gestalten. So oft auch dies Märchen in der Weltliteratur behandelt worden, es fehlte doch an einer, den modernen Anforderungen entsprechenden deutschen Bearbeitung. Das Werk erschien im nächsten Jahre in einer geschmackvoll ausgestatteten Prachtausgabe, illustriert von Paul Thumann, bei dem kunstsinnigen und tätigen Verleger Adolf Titze in Leipzig. Es wurde so günstig aufgenommen, daß mir zur Verteidigung

desselben nichts zu sagen bleibt. Freilich fühlte ich mich manchmal ein wenig betroffen, wenn ich die „schöne Einfachheit“ dieser meiner Dichtung rühmen hörte. Meine Schilderung der Liebesinsel — die Wanderung Psyches durch die Unterwelt — die Himmelfahrt des Liebespaares — Partien, welche zusammen mehr als die Hälfte des Ganzen bilden — glänzen die wirklich durch Einfachheit? Ich glaubte da doch das Register meiner höchsten und vollsten Töne gezogen zu haben.

Die Bilder Thumanns erschienen manchem nicht alt-griechisch genug. Ich danke dem Himmel, daß sie edel-schön, daß sie wahrhaft ideal sind. Thumann versteht, was von den Malern der Gegenwart fast keiner mehr versteht: ein wirklich edles, wirklich ideales, und doch nicht schablonenhaftes Menschengesicht zu zeichnen. Die kleinasiatische Fabel von Amor und Psyche ist von Haus aus nicht dazu angetan, in der dichterischen wie in der künstlerischen Ausführung einen streng-griechischen Charakter zur Schau zu tragen. Hat etwa Raffael, der ja ebenfalls das Märchen mit entzückenden Bildern illustrierte, sich darum gekümmert, ob seine Gestalten von gutem alt-griechischem Schnitte sind? Hätte Thumann seine Formgebung nach dem Muster des Parthenonfrieses modeln sollen? Er hat sich, wie gesagt, gleich Raffael begnügt, wahrhaft edle, ideale, und doch lebensvolle, nicht schablonenhafte Gestalten zu zeichnen.

Eine einfache Buchausgabe der Dichtung erschien, der Übereinkunft gemäß, drei Jahre später im Verlage von J. F. Richter in Hamburg (1886).

Eine holländische Übersetzung derselben lieferte P. A. M. Boele van Hensbroek (Rotterdam, 1884).

Das Jahr 1883 brachte ein Vorkommnis, das für mich eine Überraschung von gemischter Wirkung bildete. Nicht in meinem Geburtsort Kirchberg am Walde selbst, aber in dem benachbarten Schrems, auf dem sogenannten Vereinsberge, von welchem aus man, wenn ich nicht irre, die Aussicht nach meinem Geburtsorte hat, wurde meine Büste aufgestellt und am 27. Juli bei Gelegenheit eines Vereinsfestes des „Waldviertler Sängergaues“ enthüllt. Ohne persönlichen oder brieflichen Verkehr mit der Heimat, erhielt ich von diesem Vorhaben erst wenige Tage vor der Ausführung Kennt-

nis durch eine Zeitungsnotiz. Das Unpassende, mich bei Lebzeiten in solcher Weise zu ehren, lag klar zutage, aber es ließ sich von meiner Seite nichts mehr dagegen tun. Die Sache nahm ihren Verlauf und die Folgen davon blieben nicht aus. Ein außerösterreichisches Blatt übernahm es diesmal, den hämischen Bemerkungen, zu welchen der Fall allerdings herausforderte, Ausdruck zu geben, kam aber, über den wahren Sachverhalt belehrt, in höflicher Weise von seiner Auffassung, insoferne sie falsch war, zurück. Handelte es sich doch nicht um ein Denkmal, das mir als im Namen der „Nation“ gesetzt gelten sollte, sondern um ein Bild, das Landsgenossen meiner engsten Heimat zu ihrem Vergnügen und zum Gedächtnis des weit entfernt lebenden, wohl auch für immer fern bleibenden heimischen Dichters bei sich aufrichteten. Wie ich später nach manchen vergeblichen Bemühungen auf Umwegen erfuhr, war die Anregung und hauptsächlichste Förderung des Unternehmens von Herrn Karl Fisselthaler, Postmeister in Schrems, ausgegangen, den ich viele Jahre vorher, auf meiner letzten Heimatreise, als jugendlichen Techniker einmal flüchtig gesehen und gesprochen, und von dem ich seither nichts weiter vernommen hatte.

Ich liebe meine engere Heimat, wie ich es in den Versen ausgesprochen, mit welchen ich das Begrüßungstelegramm am Tage der Enthüllung jener Büste erwiderte und die nun auch, dem Vernehmen nach, unterhalb der Büste in den Sockel eingegraben sind:

„Brudergruß euch, Landsgenossen,
Gruß dir, teure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägst, so trag' ich
Deines in mein Herz geschlossen!“ —

Es hat sich gerade aus dem Umstande, daß ich meiner Heimat längst ein persönlich Fremder geworden, daß meine Verwandten dort ausgestorben und alle persönlichen Beziehungen erloschen sind, ein Verhältnis herausgebildet, das deshalb nur um so ideeller, schöner und reiner ist. Wir Söhne des niederösterreichischen Waldviertels haben ein starkes, und — wie ich bei anderer Gelegenheit einmal auseinandersetzen werde — nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannschaft ist für uns kein leerer Name. Könnte

ich dem Leser das kürzlich an mich gelangte Schriftstück einer Körperschaft des Waldviertels vorlegen, so würde er zugeben, daß man Grund hat, eine Heimat zu lieben, welche für einen ihrer Söhne einen so rührenden, von jeder Alltagsphrase entfernten, echten Herzenston der Anrede findet.

Während die Entwürfe zweier Hauptwerke, auf welche ich bald zu sprechen kommen werde, allmählich in mir weiter gediehen, glaubte ich auch, daß es an der Zeit sei, nach zwei Seiten hin eine Epoche meiner literarischen Tätigkeit abzuschließen und die Ernte derselben dem Publikum gesammelt darzubieten. So entstanden: eine Auswahl meiner in Zeitschriften zerstreuten Skizzen, Gedenkblätter und Studien unter dem Titel „Prosa", eine Sammlung meiner neueren, seit 1868 entstandenen Gedichte, betitelt „Blätter im Winde", und, zur Ergänzung der „Prosa", eine kleine Sammlung meiner aus verschiedenen Zeiten stammenden Übersetzungen aus der poetischen und Prosaliteratur des modernen Italiens: „Hesperische Früchte".

Die „Prosa" (zunächst nur die Hälfte des zur Veröffentlichung Ausgewählten) erschien zweibändig im Frühjahr 1884 (Hamburg, Richter). Aufsätze aus der Zeit von 1855 bis 1883, aus drei Jahrzehnten also, waren hier vereinigt. Ihr Stil konnte nicht anders als verschiedenartig, der Epoche ihrer Entstehung und der jeweiligen Altersreife ihres Autors entsprechend sein. In vielen derselben erscheint er noch etwas stark poetisch angehaucht. Auf diesen Vorwurf machte ich mich gefaßt. Ich war daher überrascht, als nach Erscheinen des Buches ein österreichischer Schriftsteller in einem Berliner Blatte über diese gesamte Prosa sich kurzweg dahin äußerte, sie zeige mich „in Schlafrock und Pantoffeln, mit der Tabakspfeife im Munde", und verrate den Poeten nicht. Wie? Sollten Aufsätze, wie „Triester Promenaden", „Triester Karneval", „Bei fremden Menschen und Göttern", „Dante", „Ballgespräche", „Erinnerungen an Venedig", „Sommernachtabenteuer", „Die Nacht der Weihe" u. a. der Aufmerksamkeit des Kritikers ganz entgangen sein? Vielleicht hatte er in dem Buche geblättert und wär zufällig auf Prosa von mehr — prosaischer Art gestoßen. Aber auch auf Philisterhaftes, Alltägliches? auf etwas, das wirklich an Schlafrock, Pantoffeln und Tabakspfeife gemahnen kann?

Das möchte ich doch bezweifeln. Überrascht war ich unter anderm auch von der Bemerkung eines Wiener Kritikers, daß Gelegenheitsartikel in meiner „Prosa“, wie der über Dante, nicht einmal dem Tageszwecke hätten genügen können. Denn ebendieser Artikel wurde sonst immer zu dem besten gerechnet, was ich in Prosa geschrieben, und daß er nicht einmal gut genug gewesen für den Tageszweck, kann ich nicht glauben, da er bei seiner Veröffentlichung zur Dantefeier 1865 einen so großen Eindruck auf das Publikum machte, daß mir ein italienischer Gelehrter nach Lesung desselben mit Tränen der Rührung in den Augen dafür dankte.

Ich habe diese beiden kritischen Äußerungen nur beispielsweise angeführt als Proben der bis zum Befremdlichen gehenden Schärfe, mit welcher auch die „Prosa“ anfangs von manchen Seiten beurteilt wurde. Den Stimmen dieser Art traten freilich bald glimpflichere gegenüber. Aber in einem Punkte versahen es doch fast sämtliche Beurteiler, die günstigen sowohl als die mißgünstigen; es entging ihnen, daß diese Prosaarbeiten „Feuilletons“ gewöhnlicher Art nicht waren und nicht sein wollten. Findet sich doch kaum eine darunter, die ihren Gegenstand nicht tiefer zu erfassen suchte, als das Zeitungsfeuilleton in der Regel tut, ihn nicht wenigstens in ein poetischeres Licht rückte, oder ihm von einer neuen Seite beizukommen versuchte. Man sehe sich doch Aufsätze wie etwa „Über das Glück“ oder „Die Kunst zu schenken“, etwas näher an. „Ballgespräche“ von der Art der in der „Prosa“ mitgeteilten dürften kaum jemals geführt, geschrieben, gedruckt worden sein. Ein Ausstellungsbericht wie der „Bei fremden Menschen und Göttern“ überschriebene dürfte ebenfalls zu den Seltenheiten „unter dem Strich“ gehören. Selbst Herzensergießungen wie die in Sachen der Muttersprache dürften doch wenigstens durch ihre humoristische Form über die Schlafrocks-, Pantoffel- und Tabakspfeifenprosa hinausgehoben sein. Daß ich irgendwo in einen geradezu pedantisch-lehrhaften, langweilig-trocknen Ton verfallen sei, kann ich nicht glauben, bis man mir eine in diesem Tone gehaltene Seite der „Prosa“ wirklich nachweist. Jedenfalls bringt diese Prosasammlung einen bestimmten literarischen Charakter, eine bestimmte Weltanschauung zum Ausdruck, ergänzt

das Bild des Dichters und des Menschen. Es sind nicht Aufsätze, die ich so nebenbei, an der Feder kauend, schrieb, weil ich dergleichen schreiben wollte oder mußte, sondern die ich schrieb und veröffentlichte, weil ich etwas zu sagen hatte und dies Gesagte in weiteren Kreisen beherzigt wünschte. Was ihre künstlerische Form betrifft, so lasse man sich nicht beirren durch die Urteilssprüche, welche zwischen dem „zu leicht“ und dem „zu schwer“ in wunderlicher Weise hin und her geschwankt haben, halte sich an das Ganze, nicht an einzelnes, und betrachte diese Prosastücke als Leistungen, welche dem Publikum mit gleichem Eifer und gleicher Gewissenhaftigkeit wie meine Dichtungen dargeboten wurden.

Fast gleichzeitig mit der „Prosa“ erschienen die „Hesperischen Früchte“ als Bestandteil der „Salonbibliothek“ von K. Prochaska in Teschen. Das Büchlein zeigt, wie der moderne literarische Realismus sich im Lande der Hesperiden gestaltet. Es verdankt sein Entstehen dem lebhaften Wunsche, den Genuß, den ich selbst an dieser leckeren Kost hatte, mit so vielen meiner Landsleute als möglich zu teilen.

Die im November 1866 ausgegebene neue lyrische Sammlung „Blätter im Winde“ (Hamburg, Richter, 1887) enthält nicht, wie fast allgemein in den Besprechungen angenommen wurde, meine seit dem Erscheinen von „Sinnen und Minnen“ (1859) entstandenen Gedichte, denn die von da bis 1867 entstandenen haben in die zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage jener ersten Sammlung Aufnahme gefunden. Nichtsdestoweniger umfassen die „Blätter im Winde“ ein bedeutendes Stück Leben. Des lebensgeschichtlichen Fadens halber, der die Reihe dieser Gedichte, wenn auch nur lose, verknüpft, habe ich bei ihrer Anordnung im ganzen mich an die Zeitfolge ihrer Entstehung gehalten. Es sind lyrische Merkzeichen nicht bloß meines innern und innersten Lebens, das sich zum Teil nur in dieser idealen Form verraten durfte, sondern auch meiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereignissen der Zeit.

Die deutsche Lyrik und Epik ist, buchhändlerisch betrachtet, neuestens fast ganz Weihnachtsware geworden. Da poetische Bücher in Deutschland hauptsächlich zu Weihnachten gekauft werden, stattet man sie festlich aus, und da sie festlich ausgestattet, folglich teuer sind, kauft man sie nur

zu Weihnachten. Sie erscheinen alle kurz vor Weihnachten, finden sich alle auf den Büchertischen der Rezensenten zusammen, und wollen alle noch vor dem Weihnachtsabend von ihnen nicht gerade gelesen — das wäre kaum möglich — aber dem Publikum empfohlen sein.

Ich habe niemals aus den Blättern so recht erfahren können, welchen Eindruck meine neue lyrische Sammlung gemacht hat. Die österreichische Presse, wenigstens die der Residenz, schwieg darüber fast gänzlich, und in auswärtigen Blättern fand ich meist eben nur Weihnachtsrezensionen, welche besagten, daß viel Schönes in dem Buche enthalten sei — ein Urteil, mit welchem man nichts riskierte, denn ein Band Gedichte von einem nicht ganz verächtlichen Autor wird doch immer einiges Gute enthalten. Schade, daß sich die wirksamsten und bedeutendsten Stücke meiner neuen Sammlung gegen das Ende des Bandes hin zusammendrängen; ich hatte geglaubt, daß sie vor allem bemerkt werden müßten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei eiliger Durchsicht eines Buches die letzten Bogen schon einem gewissen Zustande der Ermüdung und Abstumpfung zum Opfer fallen. Unter den wenigen Besprechungen, welche dennoch mit warmer Hingebung auf die „Blätter im Winde" eingingen, war ein Feuilleton von Julius Hart in der „Frankfurter Zeitung" durch feine Bemerkungen besonders ausgezeichnet.

Man entschuldige, daß ich bei meinen Werken immer auch einiges von ihrer Aufnahme und Beurteilung mit erwähne. Es scheint mir dies zur Sache zu gehören, und wenn ich mich dabei in manchen Fällen ein wenig verteidige, so dürfte auch dies natürlich und verzeihlich sein.

Jene beiden Hauptwerke, welche, wie ich früher andeutete, mich schon seit geraumer Zeit beschäftigten, waren das Epos „Homunkulus" und das philosophische Prosawerk, dessen Titel ich einstweilen nicht verraten will. Für letzteres haben nun schon seit zwei Jahrzehnten Aufzeichnungen als Bausteine eines bestimmten Systems sich angesammelt. Aber es war fast selbstverständlich, daß das poetische Werk früher zum Abschluß kam. Schon im Jahre 1883 hatte ich dem „Dichterbuch aus Österreich" von K. E. Franzos den ersten Gesang als Probe überlassen können. Sie er-

regte ein so allgemeines und lebhaftes Interesse, daß ich nicht zweifeln konnte, eine glückliche Idee ergriffen und die Fährte einer ungewöhnlichen Wirkung eingeschlagen zu haben. Bruchstücke aus dem siebenten Gesange brachte das Oktoberheft des „Heimgarten“ von 1884.

Im Herbste 1886 nahm ich den seit langem fertigen, in allen Teilen wohlerwogenen Entwurf entschieden in Angriff, und am 24. November desselben Jahres hatte ich die Beruhigung, ein Werk, auf welches ich alle meine Geisteskräfte vereinigt hatte, und in welchem ich, offen gestanden, das Beste und Höchste meines reifen Alters zu geben gedachte, im Manuskript vollendet vor mir liegen zu sehen.

Aber einer Gepflogenheit folgend, die ich bei allen meinen Werken der letzten Zeit eingehalten, ließ ich auch bei diesem die Veröffentlichung keine übereilte sein, und erst im folgenden Jahre kam das Werk, vielfach verbessert und gefeilt, unter die Presse.

Bei keinem meiner andern Werke habe ich so wie beim „Homunkulus“ die Einsicht gewonnen, in welch geringem Maße eigentlich die Gestaltung eines dichterischen Planes von den bewußten Absichten und Entschließungen des Autors abhängig ist, welche unbewußt-zwingende Gewalt in der einmal ergriffenen Hauptgestalt oder Grundanschauung für ihn liegt.

Die Gestalt des Homunkulus hatte sich meiner Phantasie bemächtigt. Ein rein materiell konstruiertes Lebewesen, das ein höheres seelisches Empfinden nicht einmal ererbt haben konnte, denn es hatte ja keine Vorfahren, keine natürliche Abstammung! Das Bild dieser Phantasiegestalt entwickelte sich in meiner Anschauung allgemach bis zum Übermenschlichen, an welches sich grandiose Schicksale knüpften, welche dem Dichter ein verlockendes Thema boten. Es war zunächst die poetische Aufgabe, die mich anzog.

Aber der Homunkel, als epischer Held, in Beziehung gesetzt zum Leben und Treiben der Welt, mußte das Verwandte um sich gruppieren, als Mittelpunkt, Vertreter und Prophet eines seelenlosen Homunkulismus. Das eröffnete weite Ausblicke in Welt und Zeit, nach allen Richtungen: der politischen, sozialen, literarischen, wissenschaftlichen usf. Ein weibliches Seitenstück dem Homunkel zuzugesellen, lag fast unab-

weisbar nahe, und dafür bot die Sage in der gleichfalls von Natur seelenlosen Nixe die unvergleichlich passendste Gestalt. Bedeutende, eben herrschende Strömungen des Tages in den Kreis der Dichtung zur Ergänzung des Weltbildes mit einzubeziehen, war gleichfalls kaum zu vermeiden. Und daß hernach, wenn einmal der Umriß des ganzen gegeben war, mancher nebensächliche Scherz, manche gelegentliche ironische Glosse sich arabeskenartig mit einwob, war im Interesse der humoristischen Wirkung des Ganzen nicht zu verschmähen.

Welt und Zeit mußten also satirisch beleuchtet werden.

Zum Satiriker fehlte mir im Grunde etwas Wesentliches: die persönliche Rücksichtslosigkeit, und ich wußte anfangs nicht, wie ich ohne persönliche Satire bei Bewältigung einer so großen Aufgabe auslangen sollte. Ich behalf mich indessen ohne sie. Zwar wußte ich, daß allgemein gehaltene Satire vielen „zu wenig lustig“ erscheint. Aber wenn ich dem Teufel gegenüber meinem Buche selbst prophezeite: „Lachen wird es keinen machen usw.“, so war dies einer jener koketten Scherze falscher Bescheidenheit, mit welchen ein Autor den Leser manchmal neckt, und die nicht ernster zu nehmen sind als die Äußerungen koketter Frauen, welche von ihrem „Alter“ oder von ihrer „Häßlichkeit“ sprechen, bloß um galanten Widerspruch zu erfahren. Tatsächlich bildete ich, offen gestanden, insgeheim mir ein, die ganze Welt werde am Morgen nach Erscheinen des „Homunkulus“ mir lachend entgegenkommen und die Frage jenes Herzogs an den Dichter des „Rasenden Roland“: „Meister Ludwig, wo habt Ihr nur all das tolle Zeug hergenommen?“ mir gegenüber erneuern. Wirklich dankten mir einige für die „heiteren Stunden“, die ich ihnen bereitet; aber im allgemeinen kam es anders. Wie? Das habe ich kürzlich in Versen zu schildern gesucht.

Still hinlebt der Poet, abseits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben
Ist, wenn auch nicht sein Stolz, doch seine Lust.
Er sieht, er hört, wie bitter sich befehden
Die Menschen Tag für Tag, mit Lüge sich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
Wie wär’s, denkt er, vom Treiben angewidert,
Wenn diesen allen einmal, statt der Schmähung,

Der blinden, blöden, dran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos einer im Gewande
Der Dichtung, in phantastisch-neck'schem Spiel
Darböte ihr gemeßnes Teil von Wahrheit?

Und er versucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weist der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein schalkhaft grinsendes Hohlspiegelbild,
In des groteskem Schauspiel sich erkennen
Die Wirklichkeit, doch auch belächeln mag.
Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr,
Er sieht der Freunde Züge grimmverzerrt;
Die seinem Herzen fremd, sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen.

„Was hab' ich getan?"
Fragt der Poet erstaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verstärkt hast du, o Muse,
Mein Wort zu hallendem Posaunenton!
Wo ich zu säuseln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine lustig prasselnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir gesprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geist,
Der stärker als der meine...

Am Christtage des Jahres 1887 brachte die Wiener „Deutsche Zeitung" einen Artikel, in welchem „Homunkulus" als ein Gedicht bezeichnet war, das „an satirischer Kraft, Tiefsinn und Genialität so ziemlich alles überragt, was seit Jahren auf dem deutschen Büchermarkte erschien". Dann folgten lange Auszüge, namentlich aus dem „Neuen Israel".

Gegen diesen Christtagartikel der „Deutschen Zeitung" spielte das erste Blatt der Monarchie, die „Neue Freie Presse" als Vertreterin der österreichischen Tagespresse, einen gewaltigen Trumpf am Neujahrstag aus, mit einem Feuilleton ihres bekannten „Wiener Spaziergängers" Daniel Spitzer. Herr Spitzer ist ein sehr witziger Kopf und feiner Stilist. Sein Homunkulusartikel enthielt, wie alle seine Feuilletons, zwei gute Witze, über welche ich — unparteiischer als er — mit Vergnügen gelacht habe. Aber als Kritiker benimmt

sich Herr Spitzer noch ein bißchen unbeholfen, ein bißchen zu offen und zu ehrlich. Er begann seinen Artikel mit Andeutungen der Schwierigkeit, einen Band von 300 Seiten — zwischen Weihnachten und Neujahr! — durchzulesen; als ob man ein Buch gelesen haben müßte, um es zu rezensieren! Dann gab er den Inhalt des „Homunkels“ ziemlich ernsthaft und richtig an und schloß mit den Worten, er fürchte parteiisch zu sein, denn „man langweile sich so angenehm bei dem mißlungenen Werke eines Gegners“. Eine geistreiche, fein zugespitzte Bemerkung; aber man vermißt darin den Takt des geriebenen, zielbewußten Kritikers. Muß man durchaus „heruntergemacht“ werden, so ist nichts angenehmer, als von einem offenen „Gegner“ heruntergemacht zu werden, denn einem solchen glaubt das Publikum kein Wort. Um den „Homunkel“ umzubringen, hätte Herr Spitzer es ganz anders anfangen müssen. Er hätte ungefähr schreiben müssen: „Nichtsnutzige Bursche, welche nicht wert sind, unserm gefeierten Hamerling die Schuhriemen aufzulösen, haben sich über sein neuestes Werk mit schmählichen Angriffen herzufallen erdreistet. Allerdings ist dieser „Homunkulus“ ein schwarzgalliges, weitschweifiges, witzloses und mit vielen Gebrechen behaftetes Produkt. Aber es bleibt doch eine achtunggebietende Leistung des berühmten Poeten, die wir der Lesewelt warm empfehlen . . .“

Es folgten Rezensionen — mißgünstige, günstige, warmbegeisterte — aber in allen widerhallte derselbe Aufschrei über die maßlose Schärfe der Satire im „Homunkulus“. Manche benahmen sich wie von der Tarantel gestochen.

Hat meine Dichtung wirklich im allgemeinen diesen Eindruck gemacht, so muß ich es mir gefallen lassen und die Folgen davon tragen. Aber daß meine Satire aus einem verbitterten, schwarzgalligen, von wildem „Menschenhaß“ — selbst dieses starke Wort ist gefallen! — erfüllten Gemüte stammt, kann nur eine befangene oder maßlos oberflächliche Auffassung meines Werkes behaupten. Ein Dichter, der die große Satire gegen die „Weltverneiner“ im neunten Gesange des „Homunkulus“ geschrieben — ein Dichter, der mit Eldos und Doras Liebe den erlösenden Lichtstrahl in sein Weltbild fallen ließ — ein Dichter, der die Verse im letzten Gesange schrieb, die vor den Augen des weltdurchschweifenden Ho-

munkels den Erdstern in der Verklärung immer wieder siegreicher Lebensschönheit und Lebensfreudigkeit aufleuchten lassen — ein solcher Dichter besitzt unmöglich ein Gemüt, in welchem trübselige Verworrenheit, Verbitterung und wilder Menschenhaß lodern. Der Sarkasmus, dessen ich mächtig bin, und den die Erfahrungen meines Lebens nicht abgestumpft, ist der Sarkasmus eines Idealisten, der aus einem warmen Herzen stammt, der Sarkasmus meines „Lord Luzifer". Und in der Mehrzahl der Fälle ist es gewiß nur die unbewußte, unwillkürliche Energie des poetischen Ausdrucks, der Hyperbeln einer Dichterphantasie, was man für Bitterkeit und Maßlosigkeit des Satirikers genommen hat.

Bis zum Drolligen steigert sich die Ungerechtigkeit der Voraussetzung, wenn man sogar auch den Grund meiner Verbitterung entdeckt zu haben glaubt, und zwar — im nicht befriedigten Ehrgeiz des Dichters: in eingebildeter Vernachlässigung und Zurücksetzung. Es kam soweit, daß selbst solche, die sich den Anschein gaben, sehr viel auf mich zu halten, verrannt in jene Idee, mir mein Unrecht in Ausdrücken zu Gemüte zu führen suchten, die nicht schmeichelhafter und verbindlicher lauten konnten; so der Autor einer Berliner Besprechung, wenn er sagt: „Hamerling gehört noch heute nicht nur zu den gelobtesten, sondern auch zu den gelesensten und gekauftesten der deutschen Dichter. Wie viele der von ihm gegeißelten (?) Modedichter wären froh, so beachtet und geachtet, so verschlungen und bewundert zu werden, wie es Hamerling noch heute wird, und, fügen wir hinzu, wie er es hoffentlich immer sein wird." — Ein anderer ging so weit, die „Literarische Walpurgisnacht", in welcher ich, wie er sagte, gegen meine literarischen Nebenbuhler in wildem Groll mich austobe (!), als den Kern des Ganzen zu betrachten, an den alles übrige nur so nebenbei angeschossen. Ach, diese literarische Walpurgisnacht! Sie ist die zahmste und gutmütigste Literatursatire, die je geschrieben worden! Selbst dort, wo einmal ausnahmsweise eine Richtung in etwas schärferer Tonart charakterisiert wird — wie der Aufzug der „Zwittergestalten" — ist die Schilderung so gehalten, daß nicht einer sein Spiegelbild darin zu erblicken genötigt ist.

Ich sollte in eingebildeter Zurücksetzung fremde Erfolge beneiden? Aufrichtig gesagt, ich weiß so gut als einer, daß es seit Scheffels Tod auf dem deutschen Parnaß wenig oder nichts zu beneiden gibt. Die größten, ein Jordan, ein Hermann Lingg, ragen immer einsamer und verlassener in ihrer Höhe empor; die eigentlichen Modepoeten des Tages, ein Paul Heyse, ein Dahn, ein Wolff, ein Ebers, sind bei der Kritik keineswegs auf Rosen gebettet. Sollte ich Herrn Karl Bleibtreu und die „Jüngstdeutschen“ beneiden? Ach, die sind vorläufig selbst noch auf den Neid angewiesen!

Ich schätze meine Mitstrebenden, habe keinem ernstlich weh getan, und noch weniger unrecht. Einen einzigen Schriftsteller habe ich ein wenig persifliert, Herrn Fritz Mauthner. (Daß ich Herrn Spitzer unter die „beißendsten der Spötter“ gezählt, wird doch weder er selbst, noch sonst wer in der Welt für eine Persiflage und Beleidigung nehmen?) Warum ich just mit Herrn Fritz Mauthner eine Ausnahme gemacht? Nicht weil er mich gehässig und spöttisch angegriffen; andere haben sich noch gehässiger als er gegen mich benommen. Sondern weil er in seinen Parodien eine Art Satire vertritt, die das Gegenteil der meinigen ist, und die ich entschieden verdamme. Seine Parodien sind sehr witzig, aber zum Teil, wie z. B. die auf Bodenstedt und mich bezüglichen, giftige Pasquille. Auch das hätte mich vielleicht nicht veranlaßt, ihn namentlich zu persiflieren, hätte er mich nicht vor einigen Jahren gelegentlich wissen lassen, man könne sich's nur wünschen, persifliert zu werden, denn es sei „doch auch Reklame“.

Aber die Rezensenten — die sollen so ganz besonders übel bei mir wegkommen! Nun, im „Homunkel“ durfte eine literarische Satire, und in dieser durften die Rezensenten nicht fehlen. Swift nannte die Rezensenten gehörnte Esel, Goethe Hunde, Grillparzer noch etwas Schlimmeres, Jean Paul neckte sich beständig mit ihnen, Lord Byron schrieb ein langes Pasquill auf seine Kritiker, Hebbel fertigte den namhaftesten Kritiker und Literarhistoriker seiner Zeit, Julian Schmidt, öffentlich als „ästhetischen Kannegießer“ ab. Lieber Leser, tu' mir den Gefallen, behalte ein bißchen kaltes Blut und vergleiche mit den boshaften und gehässigen Auslassungen dieser Männer die maßvollen und zahmen Scherze, die ich mir gegen die Rezensenten erlaube. Merke einen Augen-

blick nicht bloß darauf, daß ich etwas sage, sondern was ich sage und wie ich es sage!

Als ein Ausbund satirischer Schärfe scheint manchem der siebente Gesang, „die Affenschule", zu gelten. Sie scheinen zu glauben, daß ich dieses Kapitel nur geschrieben, um Menschen mit Affen zu vergleichen. Aber dies ganze siebente Kapitel ist nur ein einziger satirischer Hieb gegen den Wahn des Homunkulismus, Bildung allein vermöge alles, könne demnach wohl auch aus einem Affen einen echten, vollwichtigen Menschen machen. Dagegen beweise ich, daß „Affentum, summiert mit Bildung" — ohne gleichmäßig entwickelte Seele — noch immer kein echtes Menschentum geben würde, und lasse das scheinbar siegreiche „Satyrvolk" dem scheinbar unterlegenen Menschenvolke gegenüber zuletzt doch klägliches Fiasko machen, indem die edlen „Sylvane" von der niedrigsten Menschensorte, wilden Indianern, kurzweg wieder als Affen entlarvt und mit Stöcken totgeschlagen werden! — Daß vorher, wenn einmal ein Affentreiben und ein Affenreich zu schildern war, kleine Scherze und Parallelen auf Kosten des Menschen nicht von der Hand gewiesen wurden, war natürlich. Aber daß ich die Menschen schlechtweg als Affen verspotten wollte — daß z. B., wenn ich erzähle, ein hochgelehrter Affe habe es sogar bis zum Rector magnificus gebracht, ich damit sagen wollte, die Rectores magnifici der Universitäten seien Affen — eine solche Gassenjungensatire hätte man mir nicht zutrauen sollen! Man hat auch hier wieder das Nebensächlichste für die Hauptsache und für das ursprünglich Beabsichtigte genommen.

Kleine Seitenhiebe, die zwar nicht strengstens durch die Idee des Ganzen gefordert waren, die man sich aber doch erlaubt, wenn man einmal die Geißel in Händen hat, sind mir ebenfalls als Herzensbosheit ausgelegt worden. So z. B. ein paar Scherze über den Vegetarianismus. Ich betrachte diesen keineswegs als ein für alle Menschen passendes System, glaube vielmehr, daß er in seiner Einseitigkeit Schaden stiften kann. Aber wenn ein Vegetarianer gegen uns Fleischesser einen scherzhaften Einfall losläßt, so werde ich gerne mitlachen, falls der Einfall gut ist, und mich dadurch nicht persönlich verletzt fühlen. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß gerade die Verquickung der an sich berechtigten Be-

geisterung für Wagners gewaltig aufregende Musik mit dem System einerseits der milden Pflanzenkost und andererseits dem judenverzehrenden Antisemitismus zu Scherzen herausfordern kann, die sich der Humorist doch nicht deshalb wird versagen müssen, weil er in der Zahl der Anhänger jener Systeme zufällig einen sehr achtungswürdigen Mann kennt oder gar einen persönlichen Freund zählt?

Es gab im Chorus der Ach und Wehe rufenden Beurteiler des „Homunkels“, welche in dem Werk eine ununterbrochene Reihe von Lästerungen der Menschheit erblickten, doch auch einige Ausnahmen. Ein Kritiker schreibt: „Reizende Episoden wechseln mit tollen, schwere wuchtige Satire mit spielender Ironie, ein schillernder Arabeskenhumor durchsetzt die Dichtung, die an wunderbar schönen Szenen reich ist usf.“ — Dieser macht doch wenigstens einen Unterschied. Noch viel weiter aber ging ein sehr geschätzter, feinsinniger Schriftsteller, der sich brieflich gegen mich vernehmen ließ wie folgt: „Man hat Ihnen vorgeworfen, daß Sie in gewissen Partien eine Art persönlicher Bitterkeit und kleinliches satirisches Detail nicht unterdrückt hätten. Nun, aufrichtig gestanden, gerade das Gegenteil halte ich für den Fehler des Gedichts. Ihre Satire ist mir in manchen wichtigen Teilen zu allgemein und schonend, nicht Satire genug! In der Schilderung des Börseschwindels z. B. fehlen mir gerade die Details — die Darstellung ist mir nicht genug realistisch und persönlich. Dasselbe gilt von der Behandlung der Presse, und einigermaßen sogar der Juden. Wenn schon Satire geschrieben wird, soll sie erbarmungslos sein! Ihr ‚Homunkulus‘ ist kein harmloser Scherz, sondern ein hohes und tiefes Poem, das in der Hauptsache Inhalt und Methode des modernen Lebens richtig erfaßt. Ein so ernstes satirisches Werk darf nicht bloß kitzeln, sondern muß schneiden und stechen. Am zahmsten erscheint mir aber die literarische Walpurgisnacht; unsere literarische Zerfahrenheit mit ihren protzigen Modetorheiten hätte noch ganz andere Geißelhiebe vertragen. Freilich, man hätte Sie dafür gesteinigt. . . . Ich leugne übrigens nicht, daß Ihre Satire auch Gebiete findet, auf denen sie ganz souverän schaltet. Wo sie sich in dem Ihnen zusagenden Maße mit Phantasie mischen darf, erhebt sie sich bis zum Erhabenen. Eldorado! Der

Affenstaat! Das neue Israel! (zum Teil!) Die Verneinung des Lebens!!! Brauche ich Ihnen das zu sagen, oder gar Ihnen zu schmeicheln?"

Der Schreiber dieses Briefes steht vielleicht mit seiner Ansicht nicht vereinzelt da im Kreise der besonnenen Leser des „Homunkulus".

Nicht wenig sollte meines Erachtens zur Abstumpfung des unmittelbaren Eindrucks satirischer Schärfe in meiner Dichtung der Umstand beitragen, daß der satirische Stoff aus der platten Alltäglichkeit in das Gebiet des Grotesken und Phantastischen erhoben ist. Dies Groteske — manche nennen es „bizarr", und meinen dadurch eine Verurteilung ausgesprochen zu haben — ist immer das Lebenselement des Komischen höheren Stils gewesen. Man denke an Aristophanes, an Rabelais usf. Indem es die bunte Wirklichkeit des satirischen Stoffs in eine poetische Form, in eine phantastische Beleuchtung rückt, kann es auch nicht anders, als das persönlich Verletzende der Satire mildern. Denn im karikierenden Hohlspiegelbilde braucht das Original sich nicht so unmittelbar getroffen zu fühlen. Es liegt also gerade in der Groteskmanier etwas *Befreiendes*. Ich gestehe, daß für *mich*, als *Dichter*, ohne diese Erhebung des Stoffs in die poetische Sphäre, der Versuch, Welt und Zeit ein bißchen „durchzuhecheln", nicht genug verlockend gewesen wäre. Nein! Wahrlich nicht im Traume wäre es mir eingefallen, ein ganzes Buch zu schreiben, *bloß* zu dem Zwecke, Hinzens und Kunzens Torheiten und Schwächen zu „verspotten". *Verspotten!* Mir wird ordentlich übel bei diesem dummen Wort. Mir schwebt dabei immer der Gassenjunge vor, der die Zunge herausstreckt.

Ob der Schwung meiner Phantasie ins Groteske mich wirklich jemals in leere, wüste, verschwommene, *unklare* Phantastereien entführt habe — das ist eben einer der Punkte, zu deren Entscheidung ich von dem befangenen, leichtfertigen, pedantischen oder gar übelwollenden Leser an den aufmerksamen, besonnenen, vorurteilslosen appelliere.

Was würden Leute, die den „Homunkulus" zu phantastisch finden, zu dem tollen „Peer Gynt" des genialen Ibsen sagen?

Im allgemeinen ist die Idee des Homunkels und des

Homunkulismus ganz gut verstanden und in den Besprechungen meist sogar recht hübsch entwickelt worden; ein Beweis, daß sie eben nahe liegt und nichts Geheimnisvolles an sich hat. Mit ihr ist aber auch das Verständnis des Werkes im ganzen und in allen wesentlichen Einzelheiten schon gegeben, und es ist nur eine sehr fatale Voraussetzung vieler Leser und Kritiker, daß in meine Dichtung auch sonst noch allerlei „hineingeheimnist“ sein müsse. Im Gegenteil, der Leser wird um so weniger von der Fährte des rechten Verständnisses abirren, je zwangloser er den einfachen und natürlichen Sinn von allem festzuhalten sucht.

Man war auch hier sogleich mit dem vielmißbrauchten Worte „allegorisch“ bei der Hand. Allegorisch ist in meinem ganzen Gedichte nur ein einziges Detail: der Drache mit den 36 Schwänzen im vierten Gesange. Alles andere könnte man höchstens symbolisch nennen — symbolisch in dem Sinne, in welchem am Ende alles Geschehen in einer poetischen Erzählung symbolisch ist, d. h. Zusammenhang, Sinn und Bedeutung hat. Der Homunkel und die Nixe sind allerdings halbmythische Gestalten, wie solche die Phantasie der Völker und der Poeten immer zu schaffen sich erlauben durfte, aber durchaus keine bloßen „Allegorien“ im eigentlichen und richtigen Sinne des Wortes. Lasse der Leser ihr Tun und Wesen nur unbefangen auf sich wirken und glaube nicht, erst durch Grübeleien ihnen beikommen zu können! Wer die Lurlei nimmt, wie sie sich gibt, der sieht: das ist das seelenlose Weib als Seitenstück zum seelenlosen Mann. Wer aber grübelt, aus dem Namen Lurlei heraus und seiner romantischen Vorstellung von ihr ihre Bedeutung im „Homunkel“ ergründen will, gerät auf Abwege. Möchten doch diejenigen, die sich einbilden, daß man ihnen zumute, überall geheimnisvolle, allegorische Beziehungen herauszufinden, lieber die nächstliegende und natürlichste Leserpflicht erfüllen: den tatsächlichen Zusammenhang, die Motivierung und Verknüpfung im Auge zu behalten und das, was der Dichter selber ausdrücklich zur Orientierung des Lesers sagt, nicht zu überhören! Aber daran fehlt es oft, und dann ist's leider manchmal der Leser, der den Spieß umdreht, und dem Autor den Vorwurf des Sprunghaften, Unzusammenhängenden macht. Das war auch wieder beim „Homunkulus“ der Fall.

Ich wäre doch begierig, zu erfahren, wo sich wirklich Unzusammenhängendes, Unmotiviertes, Sprunghaftes im „Homunkulus" nachweisen ließe. Über den Zusammenhang der ersten vier Gesänge brauche ich kein Wort zu verlieren, ebensowenig darüber, daß die Literatursatire, die in dem Buche nicht fehlen durfte, besser als in der Form eines Intermezzos sich unmöglich einreihen konnte. Die Beweggründe, warum nach der Vermählung der Homunkel und die Nixe das Goldland Eldorado aufsuchen, sind klar genug im Buche angegeben. Daß der dort von Munkel begründete Musterstaat scheitert, und Munkel sich überzeugt zu haben glaubt, mit der Menschheit sei nichts Rechtes mehr anzufangen, ist doch wohl ein hinlängliches Motiv für den Entschluß Munkels, es mit den Affen zu versuchen — eine echt homunkulistische Idee — und nachdem seine großen Pläne auch hier kein dauernder Erfolg gekrönt, ist es doch wohl kein unvermittelter Sprung, daß die eben unter den Menschen ausbrechende Judenverfolgung ihn veranlaßt, sich der Menschheit wieder zuzuwenden und an der Spitze der unterdrückten aber vielverheißenden Rasse neuerdings als Staatsgründer sein Glück zu versuchen. Man könnte höchstens fragen, ob nicht passender die „Affenschule" auf das „neue Israel" gefolgt wäre? Aber die Kreuzigungsszene, mit welcher das „neue Israel" schließt, und in welcher der Homunkel zum Pessimisten, zum bitteren Weltverächter und Weltverneiner wird, führte auf größere und ernstere Dinge, als die „Affenschule" gewesen wäre, und es schloß sich an sie mit Notwendigkeit die grandiose Tragikomödie der allgemeinen Weltverneinung im neunten Gesange. Nach dieser aber und ihrem Fiasko, was blieb meinem Helden Größeres, Würdigeres übrig, als in tiefster Einsamkeit zum Naturbeherrscher, zum Magier zu werden und zuletzt als Himmelsstürmer ein erhaben-schreckliches Ende ohne Ende zu finden? Man beachte doch die Steigerung, nicht bloß in den Schicksalen, sondern auch in der Entwicklung, im Wollen und Streben des Homunkels! Welch ein Fortschritt (ohne „Sprung"!) vom jugendlichen Versedilettanten des zweiten Gesangs bis zum zaubergewaltigen Weltdurchstürmer des letzten!

Diese Entwicklungsfähigkeit des Homunkels, die auch ein menschliches Interesse für ihn gar wohl aufkommen läßt und

seine Gestalt über die Bedeutung einer dürren „Allegorie“ weit hinaushebt, sicherte ich mir nur dadurch, daß ich den eigentlichen Homunkel, das Alräunchen des ersten Gesangs, wieder einschmelzen und menschlicher gestalten ließ, indem ich ihm wenigstens eine natürliche Mutter gab. Lauter Dinge, die in meiner Dichtung nur da sind, um — übersehen zu werden!

Wie die einzelnen Gesänge, so hängt auch innerhalb derselben alles gar wohl zusammen, und könnte ich gegen den Vorwurf des Sprunghaften, Zerfahrenen von Fall zu Fall mich aufklärend verteidigen, so würde derselbe gar bald ins völlige Nichts verschwinden.

Übrigens — welchen Sinn hat es denn überhaupt, vom Dichter eines komischen Epos eine einzelne, einfache, einheitliche Handlung zu verlangen? Macht man es dem „Rasenden Roland“, dem „Hudibras“, dem Byronschen „Don Juan“ usw. zum Vorwurf, daß sie aus einer zwanglosen Reihe von Abenteuern bestehen? Im „Homunkulus“ ist diese Reihe keine zwanglose; der Inhalt der verschiedenen Gesänge ist bestimmt durch die verschiedenen Sphären, in welchen sich der Homunkel und das Homunkeltum zu betätigen hat, die Reihenfolge durch das Gesetz der Entwicklung und der Steigerung.

Von vielen, selbst wohlwollenden Rezensenten ist behauptet worden, „Homunkulus“ sei eine sehr lange, folglich zu lange epische Dichtung in zehn sehr langen Gesängen. Man sollte glauben, der Umfang eines Buches sei eine auf den ersten Blick zu entscheidende Sache. Und doch sind dabei die gröbsten Täuschungen möglich. „Homunkulus“ erscheint, wie er gedruckt vorliegt, als ein starker, stattlicher Band, als ein Buch von beträchtlichem Umfang. Also zu lang für ein Werk in gebundener Rede, um zum Lesen zu ermutigen! — Nun, dieses „sehr lange“ Epos ist tatsächlich in acht Stunden bequem durchzulesen! Manche haben es in einem Zuge, fast auf einem Sitze durchgelesen! — Man halte, was den Umfang betrifft, den „Homunkulus“ zusammen mit der gewöhnlichen Ausgabe des „Trompeters von Säckingen“. Jeder wird behaupten, letzterer sei gegen jenen ein schlankes, handliches Büchlein, das zum Lesen lockt, ein „kurzes“ Epos gegen ein „sehr langes“! Sehen wir ein bißchen näher zu. Der „Trompeter“ enthält 280 Seiten zu

30 Zeilen, also 8400 Verse beiläufig; „Homunkulus“ 320 Seiten zu 28 Zeilen, also 8960 Verse. Somit enthält dieser nur um etliche hundert Verse mehr als jener! Die Sprache der Ziffern ist unwiderleglich!

Der Unterschied beider Bücher ist also in äußerer Beziehung der, daß das Papier des einen dünn, das des andern dicker ist, und daß das eine mehr, das andere weniger Zeilen auf einer Seite hat! Bei der Scheu des Publikums vor dicken Büchern kann man sich getrost das Paradoxon erlauben, der „Trompeter von Säckingen“ verdanke seinen außerordentlichen Erfolg in Deutschland dem dünnen Papier, auf welches er gedruckt ist.

Man wird also behaupten können, wenn man will, daß „Homunkulus“ langweilig, auf keinen Fall aber, nach obigem, daß er lang sei.

Die Frage, ob er langweilig sei, hängt zusammen mit der, ob er den Leser lachen zu machen imstande sei. Kürzlich kam mir ein Dresdner Blatt zu Gesichte, in welchem von einer dort gehaltenen öffentlichen Vorlesung aus „Homunkulus“ berichtet und gesagt wurde, die Vorlesung habe „regen Beifall und oft stürmische Heiterkeit erweckt“. Ich sehe nicht, was die „stürmische Heiterkeit“ anderes bedeuten solle, als lautes Lachen. Es gibt also Witze im „Homunkulus“, über die man lachen kann — und wenn man dies nicht immer wirklich tut, so liegt der Grund vielleicht darin, daß die Witze in meiner Dichtung einen ernsten Hintergrund haben — daß es nicht bloße Späße sind, bei welchen man lachen, aber nur lachen kann und nichts zu denken hat.

Zum Schlusse muß ich noch einer Episode gedenken, welche sich an das Erscheinen des neuen Werkes knüpfte, und welche ich die antisemitische nennen möchte.

Sollte man es glauben, daß von diesem Werke, das in zehn Gesängen so viel tief Einschneidendes, auf Welt und Zeit Bezügliches, enthält und kaum eine der großen Fragen des Lebens und der Menschheit unberührt läßt, wenige Seiten herausgegriffen und in weiten Kreisen zum Gegenstand eines Lärmens wurden, in welchem man alles andere, was der Dichter sagte, überhörte oder nur als Nebensache behandelte? Es ist ein interessantes Zeichen der Zeit, daß man, nachdem man die wenigen Seiten im achten Gesange

des „Homunkulus" gelesen, welche das „neue Israel" schildern, für nichts anderes in dem Buche mehr Augen und Ohren zu haben schien. Die Juden ergrimmten, die Antisemiten proklamierten mich freudig als einen der ihrigen.

Ich hatte nicht gewußt, daß man entweder Antisemit sein oder die Juden für ein von allem irdischen Makel freies, über alle Satire erhabenes Geschlecht halten müsse . . .

In meiner Dichtung konnte ich alle Lebenserscheinungen, Parteirichtungen usw. nur von der Seite betrachten und schildern, von welcher sie einen Angriffspunkt für die Satire bieten. Dies tat ich den Antisemiten gegenüber auf den ersten Seiten des achten Gesanges; aber auch den Juden meinte ich gerechter- und unparteiischerweise ein Gleiches nicht ersparen zu können. Es mußte mir, nachdem ich soviel des Homunkeltums *in aller Welt* gefunden, erlaubt sein, auch im *Judentume* die Elemente aufzuzeigen, durch welche sie mit jenem in Beziehung stehen. Wie sorgsam ich aber bestrebt war, in diesem Punkte nicht zuviel zu sagen, geht aus der Stelle hervor, wo es heißt, daß die Juden ahnten, der Homunkel sei

Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
Zwar nicht Fleisch von ihrem Fleische,
Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
Aber Geist von ihrem Geiste —

Damit war die Verwandtschaft des Judentums mit dem Homunkel auf die Verstandestätigkeit beschränkt — Natur und Gemüt waren ausdrücklich davon ausgenommen, was mir, da Herz und Gemüt dem Juden namentlich in Beziehung auf die Bande des Familienlebens nicht abzusprechen sind, die Gerechtigkeit zu fordern schien. Die skeptische und kritische Geistesrichtung des Juden, der zersetzende Gebrauch, den er von seinen Verstandeskräften oft auf Kosten des Gemütes macht, sind ja bekannt genug. Man könnte sagen, bei dem Deutschen wirke Verstand und Gemüt leichter in einer gewissen Verschmelzung, bei dem Juden führen sie leichter getrennte Wirtschaft.

Aber ich habe ein neues Judenreich geschildert und als solches scheitern lassen, indem ich zeigte, daß die Juden nur zerstreut unter die andern Völker gemischt, gedeihen! Bin

ich der einzige, der das nicht sagen darf? Wird es nicht von den Juden selber anerkannt und durch Tatsachen bekräftigt? Hat man nicht Beispiele von kleinen Judenstädten, wo man die fast ausschließlich israelitische Bevölkerung verkümmern sieht? Läge das Bewußtsein oder wenigstens der Instinkt jener Tatsachen nicht in dem Hebräervolke selbst, warum verbleibt es freiwillig in seiner Zerstreuung durch die Welt? Warum macht es niemals einen Versuch, etwa in Amerika, oder sonst irgendwo, in kompakten Massen sich anzusiedeln? Warum fühlt es so gar kein Bedürfnis einer eigenen Heimat? Scheint es doch fast, als hätten die Söhne Israels schon durch die babylonische Gefangenschaft sich gewöhnt, nicht bei sich zu Hause zu sein, und ihren Beruf darin erkannt, als großes Bummlervolk ihre Rolle zu spielen in der Geschichte der Menschheit.

Ich bin bei meiner Darstellung der gewaltigen Zeitströmung des Antisemitismus sine ira et studio verfahren, und wenn ein Rezensent des „Homunkulus" „mittelalterlich glühenden Judenhaß" darin gefunden, so beweist dies eben nur, wie erstaunlich, wie ungeheuer, wie entsetzlich groß die Summe dessen, was auf dieser krummen Erde möglich ist!

Ein bekannter Klub in Wien richtete in wohlmeinender und verbindlicher Weise eine Art von Adresse an mich, welche mit einer Anerkennung meines satirischen Epos eine schätzbare und lehrreiche Auseinandersetzung der Grundsätze verband, von welchen ebendiese Vereinigung in ihren Bemühungen ausgeht.

Ich habe mir erlaubt, diese Zuschrift in einem Schreiben an den Vorstand des Vereins wie folgt zu erwidern:

„Hochwohlgeborener, hochgeehrter Herr! Ihr verehrlicher Verein hat in der brieflichen Kundgebung vom 25. Februar, mit welcher er mich beehrte, von den Punkten abgesehen, welche meine Privatansichten von seinen Prinzipien trennen mögen, und so werde auch ich mit Vergnügen mich auf den Standpunkt der Anschauungen stellen, die wir gemeinsam haben. Ich glaube in der Art, wie ich in das allgemeine satirische Zeit- und Weltbild meines „Homunkulus" auch das Judentum mit einbezog, nicht das Lob einer erwähnenswerten Energie zu verdienen. Ich habe in der kurzen, phantastisch-humoristischen Schilderung eines neuen Judenreiches das

bescheidenste Maß dessen verkörpert, was niemand leugnet, und was selbst unter den Juden die Einsichtigeren gelegentlich zuzugeben sich bereit finden lassen. Und ich behaupte, daß ich von diesem wenigen auch in formeller Beziehung einen maßvollen Gebrauch gemacht; es müßte nur sein, daß man Ausdrücke, wie ‚jüdische Tatkraft', ‚jüdische Verstandesschärfe' für Schimpfwörter halten und an Scherzen Anstoß nehmen wollte, wie sie kein Satiriker sich versagen kann, wenn er nicht auf Witz, Humor und komische Wirkung ganz und gar verzichten will. Daß der übergreifende Einfluß einer in der Minderheit befindlichen Rasse innerhalb einer großen Nation etwas Bedenkliches hat, schon deshalb, weil er eine Demütigung für diese in sich schließt, bedarf keines Beweises; nur das Problem der zweckmäßigsten Abwehr scheint mir für einen solchen Fall noch keineswegs gelöst. Wieviel Sie, verehrter Herr, und Ihre Parteigenossen mit Ihren Bestrebungen bisher erreicht oder noch weiterhin zu erreichen hoffen dürfen, werden Sie nach langjährigen Kämpfen nun wohl bald endgültig zu ermessen oder zu erproben in der Lage sein. Mir persönlich scheint, da moderne Rassenkämpfe sich doch nur durch geistige Überlegenheit und positive Leistungen entscheiden lassen, das Nächstliegende zu sein, daß wir alle zusammen und jeder einzelne in seinem Bereich auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens die ursprüngliche Tüchtigkeit des deutschen Stammes in einer Weise zu erproben und zu betätigen suchen, daß das Übergewicht auf unserer Seite bleiben oder wieder dahin zurückgelangen muß. Möge unter den aufgewendeten Kampfmitteln dieses, ohne welches alle anderen kaum einen wesentlichen oder dauernden, rechtlich und sittlich unanfechtbaren Erfolg versprechen, nicht übersehen oder vernachlässigt werden. Dem Dichter wird man es verzeihen, wenn er besonderes Gewicht legt auf das Wesentliche und Dauernde, wie es ja überhaupt seine Sache ist, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man das Bleibende, Ideelle, Allgemeingültige ungestraft in keinem Kampfe ganz aus den Augen verlieren dürfe, weil es außerhalb der Strömung desselben einen sicheren, festen Halt nicht gibt.

Was aber insbesondere mein neuestes Werk betrifft, so kann ich nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge,

nicht bloß in den Punkten, in welchen es in das Parteileben und die Fragen des Tages unmittelbar eingreift, sondern nach allen Seiten hin, soweit es die geistigen und moralischen Interessen der Menschheit berührt, anregend, läuternd und erhebend auf die Zeitgenossen zu wirken.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich, hochgeehrter Herr, Ihr ergebenster R. H."

Vielleicht glauben nun manche, daß ich innerlichst von „mittelalterlichem Judenhaß" glühe und nur aus Furcht vor den Juden mich nicht zur Partei der Antisemiten zu schlagen wage. Aber ich fürchte weder die Juden noch die Antisemiten. Ich fürchte überhaupt so eigentlich niemanden; und wenn einmal irgendwer durchaus in einen frischen, fröhlichen Kampf mit mir sich einlassen will, so werde ich, meinem leiblichen Befinden zum Trotz, mich mit etwas mehr Energie zu verteidigen wissen, als ich in den größtenteils ziemlich harmlosen Neckereien meines „Homunkulus" entwickelt zu haben glaube. Mit Feigheit darf die oben erwähnte Scheu, irgend jemanden, der mir nichts zuleide getan, persönlich zu beleidigen, nicht verwechselt werden.

Die Aufnahme des „Homunkulus" war im ersten Moment dieselbe, wie sie in der Regel auch meinen früheren Werken, insbesondere der „Aspasia", im ersten Moment des Erscheinens zuteil geworden. Bedenkliches Kopfschütteln und lebhafte Angriffe — verbunden mit großartiger Anerkennung meiner früheren Leistungen, die doch in dem Augenblick, als sie zu allererst ans Licht traten, ganz mit demselben Kopfschütteln, mit denselben lebhaften Angriffen empfangen wurden! Das letzte meiner Werke ist immer das am wenigsten gelungenste, oder gehört wenigstens „nicht zu meinen besten". Aber auch diesmal hat im Laufe weniger Monate die Zahl angesehener Blätter, die mit Wärme für das neueste Werk eintraten, beträchtlich zugenommen. Man fängt an zuzugeben, daß im ersten Moment der Satiriker zuviel, der Poet zu wenig beachtet wurde.

Ein kleiner Erfolg des „Homunkulus" wäre ein großer Mißerfolg. Wer mit mir in den letzten Jahren in persönliche Berührung kam, der weiß, welches Gewicht ich auf die Vollendung dieser Arbeit legte. Auch dem aufmerksamen Leser wird es nicht zweifelhaft sein können, daß mich große

Absichten dabei leiteten, daß ich damit meinen bisherigen Erzeugnissen das im Entwurf bedeutendste und eigentümlichste anzureihen gedachte. Dem dichterischen Wollen muß nun allerdings nicht in jedem einzelnen Falle die Tat und der Erfolg wirklich entsprechen; aber man wird gut tun, auch das Gegenteil nicht allzu vorschnell anzunehmen. Was die Ausführung des Werkes, seinen Zusammenhang, die Bedeutung der Einzelheiten betrifft, so habe ich mit den hier niedergelegten Bemerkungen zur rechten Auffassung und Würdigung vielleicht einiges beigetragen.

Der buchhändlerische Erfolg des „Homunkulus“ war bisher der bedeutendste, der einer meiner Dichtungen zuteil geworden, indem von 5000 gedruckten Exemplaren binnen sechs Monaten die Hälfte verkauft wurde, was einem Absatz von zwei bis drei gewöhnlichen Auflagen innerhalb desselben Zeitraumes gleichkommt.

So war ich denn seit meiner Übersiedelung nach Graz im Laufe von zwei Jahrzehnten mit dreizehn neuen Werken hervorgetreten: mit der Leopardi-Übersetzung, dem König von Sion, Danton und Robespierre, Teut, den Sieben Todsünden, der auf das Doppelte des Umfangs vermehrten zweiten Auflage von Sinnen und Minnen, mit Aspasia, Lord Luzifer, Amor und Psyche, Prosa, den Hesperischen Früchten, den Blättern im Winde und Homunkulus.

Eine Art von angeborener Treue und Hingabe an die Macht der Gewöhnung hatte mich auch die Verbindung mit der „Triester Zeitung“ nicht ganz aufgeben lassen. Ich schrieb von Zeit zu Zeit einen Grazer Brief für das Feuilleton dieser Zeitung, wobei ich mich aller Buchstaben des Alphabets der Reihe nach als Chiffren zu bedienen pflegte. Von diesen Grazer Gedenkblättern dürften namentlich die aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges nicht ganz ohne einiges bleibende Interesse sein.

Für die dritte Auflage von Meyers Konversationslexikon und die sämtlichen Nachträge, sowie für Bornmüllers Schriftstellerlexikon der Gegenwart lieferte ich die Biographien der italienischen Schriftsteller des Jahrhunderts, sowie die Jahresübersichten der italienischen Literatur.

Als Rosegger seinen „Heimgarten“ gründete, verstand es sich bei meinen freundschaftlichen Beziehungen zum Heraus-

geber von selbst, daß ich dann und wann mich mit einem Beitrage an dem Blatte beteiligte. Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich's in den Kopf gesetzt haben, daß ich dem Herausgeber sogar auch ein wenig beim Redigieren helfe. Das ist eine ungemein naive Voraussetzung. Nichts stand mir, dem Kranken und von eigenen Arbeiten vollauf in Anspruch Genommenen so unendlich fern, als mir eine Beteiligung an fremden Sorgen aufzubürden, etwa gar neben den Einsendungen, mit welchen ich selbst im Übermaß behelligt wurde, auch noch solche anzusehen, welche dem „Heimgarten" zugehen. Ebensowenig ist es dem Herausgeber des „Heimgarten" eingefallen, für ein Unternehmen, das er mit Lust und Eifer nach den eigensten Ideen und Absichten leitet, sich einen Ratgeber oder Helfer beizugesellen. Zur Verbreitung des für Kenner der wirklichen Verhältnisse geradezu lächerlichen falschen Gerüchtes hat am meisten ein gewisser Jahrgang von Kürschners „Literaturkalender" beigetragen, in welchem der Herausgeber, nachdem ich ihm als ein „Hauptmitarbeiter" des „Heimgarten" genannt worden war, mißverständlich mich als „Mitredakteur" desselben bezeichnete. Ich verwahrte mich dagegen öffentlich in einem Eingesendet der „Neuen Freien Presse"; aber erst kürzlich bat mich ein junger Mensch, ich möchte ihm auf sein Schreiben Antwort geben im — „Briefkasten" des „Heimgarten"!

Es ist nun an der Zeit, nachdem ich von meiner Dichterarbeit übersichtlichen Bericht gegeben, ein Wort auch von einer anderen Richtung meiner Tätigkeit zu sagen: von meiner Denkarbeit, meinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Um das Jahr 1870 nahmen die Ergebnisse dieser von früher Jugend an betriebenen Studien zuerst eine feste Gestalt an und der Plan eines größeren Prosawerks, in welchem dieselben niedergelegt werden sollten, trat in bestimmten Umrissen hervor. Gegenwärtig liegt das Werk zwar nicht vollendet, aber doch in solchem Umfange und in allen Teilen soweit gediehen vor, daß das, was ich anstrebte und was ich sagen wollte, wenn auch in abgerissener Form, klar genug daraus sich würde ersehen lassen. Auf eine dichterisch gefärbte Popularphilosophie darf man sich bei diesem Buche nicht gefaßt machen. Wie der „Homunkulus" zu einer poetischen Kritik der modernen Gesittung wurde, so dürfte

sich das Prosawerk ausgestalten zum Versuch einer Kritik der modernen Erkenntnis. Ist mir eine Lebensfrist von ein bis zwei Jahren noch gegönnt, so wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Öffentlichkeit übergeben werden können.

Ich habe schon bei der Skizzierung meines Jugendlebens Erwähnung getan von einem gewissen, früh in mir lebendig gewordenen Drange nach „Universalität“, nach Allseitigkeit der geistigen Richtungen und Bestrebungen. Mein Trachten war nicht das verrufene „aus allem etwas“; es war kein sprunghaftes Naschen hier und dort an einzelnem; vielmehr war es mir immer um das Erfassen des Häuptsächlichen zu tun, des Allgemeinen, der Ganzheit. Das Fragmentarische, Lückenhafte, Willkürliche oder rein Zufällige des Schauens, Erkennens und Genießens im weiten Lebens- und Weltbereich war mir wider die Natur. Auch das bloße Gelüst, mein Gedächtnis mit dem Verschiedensten vollzustopfen, war niemals maßgebend für mich; davor bewahrte mich zunächst schon eine leidige Schwäche des Gedächtnisses. Ich rechnete darauf, daß in den Geist übergehen würde, was das Gedächtnis nicht behielt.

Von demselben Triebe dürften auch meine Sammlungen Zeugnis geben, die Art, wie ich da mit geringen Mitteln und in meist bescheidenem Maßstabe immer etwas Abgerundetes, Ganzes oder wenigstens die Ganzheit Vertretendes in guter Ordnung herzustellen bemüht war. So vereinigte ich im Laufe der Jahre eine Münzsammlung, fast nur aus Kupfer- und kleineren Silberstücken bestehend, aber einen wohlgeordneten Überblick über das in diesem Fache Bedeutsame und Charakteristische der Zeiten und Völker gewährend. Desgleichen eine Mineraliensammlung, nicht reich an teuren Prunkstücken und seltenen Arten, aber eine fast lückenlose Überschau des Kennenswertesten. Ferner eine große Photographiensammlung, Abbilder der Werke aller hervorragenden Meister sämtlicher Schulen: eine Sammlung, wie sie so leicht nicht wieder vereinigt getroffen werden dürfte. Einem ähnlichen Bedürfnis entsprechend, hatte sich im Laufe der Zeit die Klaviermusik der bedeutenderen Meister in meinem Musikalienschranke fast vollständig zusammengefunden. Ich gehörte nicht zu den Genügsamen,

welche an etlichen Sonaten von Beethoven, an einigen Stücken von Bach, Chopin, Schumann jahrelang knuspern; meine Neugier, alles, was die Besten geschrieben, bis auf die letzte Notenzeile kennen zu lernen — lieber unvollkommen, als gar nicht — war zu groß, meine Genußgier in künstlerischen Dingen überhaupt „neronisch“.

Von Büchern haben sich im Laufe meines Lebens nunmehr gegen 4000 Bände bei mir angehäuft — auch sie kein bunter Wust, sondern eine gewählte Gesellschaft von Vertretern aller Literaturen und Wissenszweige.

Und das alles wurde mit geringen Kosten, zum Teil sogar fabelhaft billig in Benützung günstiger Gelegenheiten erworben. Es mag dafür im ganzen nicht mehr in barem aufgegangen sein, als ein leidenschaftlicher Raucher während eines ebenso langen Lebens durch seine Nüstern hindurch in Rauch aufgehen läßt.

Ich habe hiermit einen Überblick gegeben über meine literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in der Grazer Epoche. Auf meine „intimeren“ menschlichen Schicksale und Erlebnisse während dieser Epoche einzugehen, unterlasse ich. Schweigen ist das Recht der Toten — und manchmal die Pflicht der Lebendigen. — Es sei mir indessen gestattet, der Personen, mit welchen ich während dieser Zeit in mehr oder weniger freundschaftlichen Beziehungen stand, dankbar zu gedenken.

Als diejenige Persönlichkeit, welche mir von allen, mit welchen meine Lebenspilgerschaft mich in nähere Berührung brachte, am längsten treu zur Seite stand, habe ich jene seit 1862 mir befreundete Frau zu bezeichnen, welche ich in früheren Abschnitten dieser Lebensschilderung dem Leser als Frau Minona vorgeführt. Seit 1879 war ihr durch die waltende Macht meines Hauses in günstiger Stunde der Besuch des letzteren gestattet worden, und von 1883 an erhielt die vieljährige freundliche Beziehung eine weitere Kräftigung dadurch, daß Frau Minona ein meiner Obsorge anvertrautes Kind in ihr Heim aufnahm, ein jetzt elfjähriges Mädchen, das im näheren und entfernteren Freundeskreise nun schon sattsam als mein Mündel Berta bekannt ist. Ich will hier nicht in dürrer Prosa wiederholen, was ich anderswo über den Trost gesagt und gesungen, den es gewährt, im Nieder-

gange des eigenen Daseins sich an dem Bilde eines frisch aufsprossenden Lebens zu erquicken. Heiter-freundliches Wesen, lebhaftes Temperament, scharfe Sinnesauffassung versprechen eine schöne Entwicklung des tüchtigen und blühenden Mägdleins. Und wie es selber bisher, in einem weichen Nest von Liebe und Fürsorge gebettet, nicht einen Augenblick Vater und Mutter vermißt hat, so hoffe ich, es werde auch seinerseits bis zuletzt mir ein bißchen Liebe erweisen — ein bißchen, sag' ich mit Bedacht:

> Denn allzuhart wär' mir der Weg
> Zur letzten Ruhestätte,
> Blieb' jemand hinter mir zurück,
> Der gar zu lieb mich hätte.

Von den übrigen Mitgliedern des älteren Grazer Freundeskreises gab dann und wann „Frau Fanny“ ein Zeichen der Erinnerung aus der Ferne. Mit dem Dichter der „Runen und Reime“, jetzt rühmlich bekannten Vorstand des Grazer Münz- und Antikenkabinetts, führten insbesondere numismatische Angelegenheiten mich noch manchmal zusammen. Zu Sacher-Masoch blieb mein Verhältnis immer ein gutes. Warme Freundschaft verknüpfte mich mit Friedrich Marx, dem von mir hochgeschätzten Dichter der „Olympias“. Nicht sehr häufig, aber immer in anregender, für mich wohltuender Weise verkehrte ich mit Anastasius Grün; desgleichen mit dem seither zum zwiefach jubilierten Dichtergreise gewordenen ehrwürdigen C. G. v. Leitner. Mit dem rührigen H. Penn und dem geistreichen Karl Pröll wirkte ich in den von ihnen gegründeten Grazer belletristischen Wochenschriften zusammen; F. Kürnbergers originelle Kraftnatur erschloß sich mir in persönlichem Umgang während seines Grazer Aufenthalts; K. E. Franzos verpflichtete in seiner Grazer Studienzeit mich durch Beweise warmer Ergebenheit. Auch Dr. Valentin Pogatschnigg und Dr. Emanuel Hermann gehörten zu den mir befreundeten strebsamen Geistern jener Epoche in Graz.

Und so kam ich auch weiterhin in freundliche Beziehungen zu Vertretern der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, älteren und jüngeren, wie sie nacheinander auf die Bildfläche des Grazer Lebens traten: mit P. K. Rosegger, mit dem Philo-

sophen Prof. A. Riehl, dem Geologen Prof. K. Peters, mit V. A. Svoboda, Oskar Teuber, Mels, M. Reymond; mit W. Fischer, einem jüngeren Poeten von feiner und eigentümlicher Begabung; mit K. E. Kleinert, der schon von Wien aus in idealer jugendlicher Begeisterung sich brieflich mir warm befreundete; nicht minder mit seiner jetzigen Gattin, der vortrefflichen Dichterin Sophie von Khuenberg; mit den begabten, aufstrebenden Talenten E. Wechsler und Thomas Schlegel, von welchen der erstere in musterhafter Treue auch aus der Ferne mir anhänglich und ergeben geblieben; neuestens mit den Dichtern Adolf Hagen (Harpff) und Aurelius Polzer.

Unter den eben aufgeführten Dichtern und Schriftstellern befindet sich einer, von welchem ich mehr zu sagen habe, dessen Namen, auch wenn ich ihn nicht ausdrücklich nenne, der Leser ohne Zweifel im ersten Augenblick errät. Es ist für einen Poeten an und für sich schon ein erhebender und erfrischender Gedanke, mit einem genialen Kunstgenossen zusammen in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken. Ich fühlte das immer, als wir in Graz das Glück hatten, Anastasius Grün noch den unsern nennen zu dürfen; ich fühle jetzt Ähnliches in dem Bewußtsein, in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken mit dem genannten Ungenannten. Daß nun überdies mit ebendiesem jüngeren Genossen seit vielen Jahren eine, nie auch nur einen Augenblick getrübte Freundschaft mich verknüpft, wird vielleicht niemanden allzusehr wundern, der uns beide kennt. Er, der ohne Widerspruch gefeierte Liebling des Publikums und der Kritik, verschmäht nicht, Hand in Hand zu gehen mit dem bestgescholtenen Poeten Österreichs, und wie er mir ohne Stolz, so stehe ich ihm ohne Neid gegenüber. Ihn hat der Geniusfunke, der den Dichter in ihm weckte, auch zu einem der taktvollsten und zartfühlendsten Menschen gemacht, die ich kenne, und mit einem solchen zu verkehren, tut mir wohl.

Erfreulich war es mir auch, das gegenwärtig zahlreiche Hervortreten junger künstlerischer Talente in unserer Murstadt zu verfolgen, und mit den hervorragendsten dieser Talente in anregende persönliche Berührung zu kommen. So mit den hochbegabten Tonkünstlern Richard Heuberger, Wilhelm Kienzl, Felix Weingartner, Richard Sahla; mit

dem Maler Glantschnigg, den Bildhauern Hackstock und Brandstetter.

Glantschnigg, der Kunst seither leider durch einen frühen Tod entrissen, malte 1873 mein Porträt. Hackstock lieferte 1877 eine gelungene Gipsbüste von mir, und mit einer ebensolchen fand mehrere Jahre später Hans Brandstetter verdienten Beifall. Mit Brandstetter entwickelte mein freundschaftlicher Verkehr sich zu einem regen und dauernden. Er hat außer der bekannten Büste noch zwei Werke gefertigt, welche zu mir in einer näheren Beziehung stehen. Wie Roseggers Waldlilie, so hat auch das arkadische Hirtenmädchen Kora in der „Aspasia" ihn zu einer plastischen Schöpfung angeregt. Er hat seinen Entwurf mehrmals umgeformt, immer in höchst anmutender Weise; das endgültige Modell erfreut sich des regsten Beifalls aller Kenner. Im Auftrage von Wiener Freunden meiner Poesie schuf Brandstetter im Jahre 1888 ein in Bronze ausgeführtes, zum Geschenk für mich bestimmtes Bildwerk, das eine geflügelt sitzende, kranzwindende Muse vorstellt, eine Gestalt von klassisch gediegenen Formen und edelstem Ausdruck *).

Den mir Befreundeten aus künstlerischen Kreisen habe ich noch den Namen Gustav Starckes beizufügen, des bekannten trefflichen Bühnenkünstlers, dessen ich schon einmal gedachte. Von andern, nicht den eigentlichen literarischen und künstlerischen Kreisen angehörenden Persönlichkeiten, die sich mir seit vielen Jahren immer freundlich erwiesen, nenne

---

*) Dies mir zu meinem Geburtstage 1888 überreichte Wiener Geschenk war von einer Widmungsrolle begleitet, welche die Namen der 118 Spender und Spenderinnen enthielt; darunter die von Elimar, Herzog von Oldenburg, Natalie, Herzogin von Oldenburg, Bauernfeld, Hofrat Prof. Meynert, Baronin Ebner-Eschenbach, Betti Paoli, Ada Christen, Christine Hebbel, Gräfin Therese Kinsky-Wrbna, Sophie Baronin Todesco, Anzengruber, Dombaumeister Schmidt, Graf Lamezan, Hofrat Prof. Miklosich, Hofrat Prof. R. Zimmermann, Graf Hausenstamm, Hofrat Weilen, L. A. Frankl, Gräfin Prokesch-Goßmann, Prof. Zumbusch, Prof. Kundmann, Gräfin Elise Salm-Lichtenstein. Ich greife diese Namen heraus, um bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß die Widmung von Personen sehr verschiedener Stellung und Parteirichtung ausgegangen ist.

ich die rühmlich bekannten Grazer Rechtsanwälte Dr. Julius Kosjek und Dr. J. B. Holzinger und den stadträtlichen Amtsdirektor Dr. Feill.

Das Vergnügen mancher interessanten, wenn auch flüchtigen Begegnung ist mir durch auswärtige Dichter, Schriftsteller, Künstler usw., die ihr Weg in die gern besuchte Murstadt führte, zuteil geworden.

Was die Personen betrifft, mit welchen ich längere oder kürzere Zeit in einem lebhafteren brieflichen Verkehr stand, so mache ich für diese Grazer Epoche aus der Erinnerung namhaft: Karl Egon Ebert in Prag, Frau Genoveva Miller v. Milborn in Wien, Frau Anna Schimpff in Triest, Frl. Lina Vagt in Wismar, Eduard Grisebach in Göttingen (als Dichter des „Neuen Tannhäuser" bekannt geworden), Maler George-Mayer in Wien, Fercher von Steinwand, jetzt in Wien, dem Dichter der „Gräfin Seelenbrand", des „Dankmar", der „Deutschen Klänge", Schöpfungen, über deren zum Teil männlich-spröder Form man die Urkraft eines tiefen und edlen Dichtergeistes übersah. Ferner mit K. van Bruyck in Wien, einem Komponisten, dessen Lebensschicksal so eigentümlich ist wie sein Talent und das Ringen einer Künstlerseele mit inneren und äußeren Dämonen in bedeutsamster Weise veranschaulicht; mit Frl. Elise Prusse in Bury St. Edmonds (England), mit Eduard v. Hartmann in Berlin, mit Oskar Linke in Berlin, einem der ältesten und treuesten meiner Freunde; mit Frau Ottilie Ehlen in Prag, mit Levin Schücking und Franz Giese in Münster, dem Verfasser des köstlichen Münsterschen Dialektromans „Frans Essink"; mit Ernst Wechsler in Berlin, Fritz Lemmermayer und Alfred Stroß in Wien, einem jungen Komponisten, welcher die Klaviermusik mit Stücken von fesselnder Schönheit und Originalität bereicherte.

Unter den mit diesen und anderen Personen gewechselten Briefen sind die an Frau Ottilie Ehlen in Prag gerichteten fast die einzigen, welche sich eingehender mit mir selbst befassen und Aufschluß geben über Einzelheiten, Wendungen und Wandlungen meines äußeren und inneren Lebens.

Diese Listen meines persönlichen und brieflichen Verkehrs, sie geben nun freilich keinen Begriff von den un-

zähligen wechselnden Berührungen mit der Welt im großen und ganzen, in welche ein Poet, dessen Name einigermaßen über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, sich unablässig verflochten sieht. Darf ich nach dem Maße schließen, in welchem dies bei mir der Fall war und ist, so kann ich auf meine Laufbahn mit dem Bewußtsein zurückblicken, im weitesten Kreise manches Herz entflammt, manche Seele begeistert zu haben. Die Poesie unserer Zeit trägt im allgemeinen, obgleich sehr viel in ihr von des Bacchus Gabe und vom fröhlichen Zechen die Rede, doch einen etwas nüchternen Charakter; sie hat viel Ergötzliches, aber wenig in höherem Sinne Begeisterndes geliefert. Die Wirkung des Idealismus in meiner Poesie — nicht eines schablonenhaften, sondern blutwarmen, mit dem realen Leben sich durchdringenden Idealismus — war vielleicht eben deshalb, und nicht bloß in Jugend- und Frauenkreisen, eine tiefer greifende.

Auch von einem andern Elemente in meiner Poesie ist viel die Rede gewesen, dem sogenannten „sinnlichen“. Man ging so weit, den „ganzen Hamerling“ moralisch in Acht und Bann zu tun, weil in dem einzigen „Ahasver“ und zum Teil im „König von Sion“ der Stoff einige Schilderungen der Entartung gebieterisch erheischt hatte. Aber steckt darin in der Tat der „ganze Hamerling“? Ist meine ganze Lyrik, ist „Sinnen und Minnen“, die „Blätter im Winde“, „Venus im Exil“, das „Schwanenlied der Romantik“, der „Germanenzug“, „Aspasia“, „Amor und Psyche“, „Danton und Robespierre“, „Teut“, „Lord Luzifer“ — ist das alles von einem andern Hauche durchweht, als von dem eines sittlichen, idealen Empfindens?

Aber ich schildere zu glühend, sagt man, und den „Ahasver in Rom“ wenigstens dürfen junge Mädchen nicht lesen. Mag sein; aber lüsterne junge Mädchen unserer Tage verlangen sich's gar nicht mehr, pathetische Gedichte, wie den „Ahasver in Rom“ zu lesen. Sie haben eine weit mundgerechtere Kost an vielen der neuesten deutschen Romane und Novellen, die man ihnen unbedenklich zu lesen gibt. In diesen finden sich zwar keine Schilderungen großartiger Bacchanale auf dem Hintergrunde sittlich-ernster epischer Tragik, aber um so saftiger ausgemalte Mysterien verliebter Stelldicheins in Dachstuben und Boudoirs, wobei die Leidenschaft

zwar des poetisch-verführerischen Aufputzes entbehrt, aber die „tierisch-rohen Zuckungen" derselben mit großer Treue wiedergegeben werden, und wo der „ethische Gehalt" in dem Nachweis liegt, daß der Mensch ein Geschöpf, welches gar nicht anders kann, als willenlos sich der Gewalt seiner Triebe hingeben, wenn er nicht elendiglich zugrunde gehen will. — Meine Schilderungen, sagt man, erhitzen das Blut. Aber auch der Wein, auch der Tanz erhitzt das Blut; verpönt man sie deshalb? Man eifert gegen das, was das Blut erhitzt, und duldet, was es vergiftet.

Ich kann diese Bemerkungen über mein Verhältnis zur Öffentlichkeit nicht schließen, ohne auch mein Verhältnis zu den Parteien des Tages, den literarischen sowohl als den politischen, mit einigen Worten zu berühren. Ich weiß nicht, wie angesichts der Mehrzahl dessen, was ich schrieb, bei vielen die Meinung Platz greifen konnte, daß ich, hinter dem Ofen sitzend, mit rückwärts gewandtem Gesichte romantischen Grillen nachhing. Fühlte ich doch selbst von dem abgeschlossenen Winkel aus, in welchen leibliche Zustände zuletzt mich bannten, die Welt und ihr Treiben immer lebendig genug auf mich wirkend. Die Fortschritte und Richtungen des Geistes der Gegenwart dürfte kaum einer mit lebhafterem Interesse verfolgt und gewürdigt haben als eben ich. Auf dem Gebiete der neuesten Weltliteratur blieb nichts irgendwie Bedeutendes mir fremd, und was von wirklicher Berechtigung dem sogenannten „Realismus" innewohnt, entging keinem weniger als mir. Aber eben weil ich vertraut bin mit allem besten dieser Richtung, kann mir das Unzulängliche nicht genügen, wo es mit gleichem Anspruch auf Beachtung hervortritt. Nicht weil ich die Zeit in dieser Beziehung nicht verstehe, sondern weil ich sie verstehe und eine gute Meinung vom „Realismus" habe, bedaure ich, daß letzterer in Deutschland noch nicht seine rechte Form gefunden hat, daß vielfach Gekünsteltes, Verschrobenes, Unnatürliches und Krankhaftes bei uns unter dieser Flagge fährt. Man gehe in der Darstellung des Natürlichen und Wahren soweit wie Zola, wenn man will; aber es sei auch wirklich ein Natürliches und Lebenswahres, wie es in der Tat bei Zola immer ist. Unerquicklich schwanken viele unserer neuesten strebenden Geister zwischen den Schatten von Idealen, die sie nicht mehr be-

sitzen, und den Schemen eines Realismus, dessen sie noch nicht mächtig, hin und her.

Mir selbst wird man wohl zugestehen können, daß ich als Dichter nicht ohne Erfolg idealem Gehalt realistische Form gegeben, andererseits realistischen Inhalt in ideale Form gekleidet habe.

Meiner Meinung über das Verhältnis, in welchem ein Dichter naturgemäß zu dem politischen und nationalen Parteileben seiner Zeit steht, will ich bei dieser Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck geben. Nichts hindert den Dichter, einer Parteirichtung sich anzuschließen und für dieselbe zu kämpfen. Aber seine Sendung ist damit nicht abgetan; ihm bleibt noch eine andere, höhere zu erfüllen. Es muß — ich habe das schon öfter gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen — es muß auch jemanden geben, der in den Kämpfen des Zeitlichen das Ewige vertritt; etwa wie man Feldprediger bestellt, welche im Kriege für das Seelenheil der Kämpfenden sorgen. Es muß jemanden geben, der von Zeit zu Zeit sich zwischen die Parteien stellt und ihnen zuruft: „Es ist unwahr, daß im Parteileben mit allen Mitteln gekämpft werden darf und muß — es ist unwahr, daß im Parteileben Moral und Gerechtigkeit in die Schanze geschlagen werden dürfen und müssen — es ist unwahr, daß im Parteileben der Wahrheit nicht die Ehre gegeben werden darf, daß gelogen und verleumdet werden muß.“ Und wenn die vermeintlich Klugen achselzuckend sagen, in so schweren und kritischen Zeiten könne man es mit der Wahrheit so genau nicht nehmen, so muß ebenderselbe des alten Shakespeares schlagenden Ausspruch in Erinnerung bringen: „Keine Zeit ist so schlimm, daß ein Mann in ihr nicht wahr sein sollte!“ There is no time so miserable, but a man may be true!

„Dergleichen zeugt von idealer Gesinnung,“ sagen die Parteimänner, „ist aber durchaus unpraktisch!“ Darauf entgegne ich immer und immer wieder: „Nein! die Unpraktischen sind nicht wir, sondern diejenigen, welche glauben, daß man das ‚stabile‘ Gleichgewicht der ewigen Ideen völlig aufgeben und mit wirklichem, dauerndem Erfolg sich dem ‚labilen‘ Gleichgewicht der Tagestendenz ausschließlich anvertrauen kann!“

Diesen Kurzsichtigen gegenüber wird der Weitblick des Dichters und Denkers immer recht behalten. Ich erinnere mich, z. B. als achtzehnjähriger „Legionär" im Jahre 1848 bei Einführung der Konstitution sofort sonnenklar vorausgesehen und begriffen zu haben, wer in einem österreichischen Parlament früher oder später die Majorität haben würde. Und so erinnere ich mich, in der Regel das, was geschehen mußte, lange vorausgewußt, namentlich auch stets einen klaren Blick gehabt zu haben für das „hippokratische Gesicht" der Parteien, in deren Tun und Lassen sich das alte Wort bewährte: „Quem perdere vult deus, dementat."

Es ist eine seltsame Täuschung der Menschen, welche sich zur Anstrebung gemeinsamer Ziele vereinigen, daß sie glauben, einer, der nicht Mann an Mann in ihren Reihen marschiert, könne nur *hinter* ihnen sein, und keine Ahnung davon haben, daß er ihnen auch *voraus* sein könnte. Wer zur Reife und Klarheit durchgedrungen, von dem verlangt man, daß er sich zurückversetze auf den Standpunkt der Unreifen und Unklaren. Mit den Errungenschaften der Einsicht und der Erfahrung, der großen Lehren, die er aus der Geschichte und dem Leben seiner Zeit geschöpft, soll er den Neulingen sich anschließen, die für unerhört neu halten, was *ihnen* neu, und worüber er längst im reinen. „Er versteht die Zeit nicht!" heißt es dann. Nun, es kann ja sein, daß einmal ein Dichter seine Zeit nicht mehr versteht; es kann aber auch geschehen, daß eine Zeit den *Dichter* nicht mehr versteht.

Das hier Gesagte wird mißdeutet werden und vielen Anstoß geben. Hätte ich aber Gelegenheit, das, was ich meine, völlig klar zu machen, so würden alle damit einverstanden sein. Es könnte jeder guten Sache nur nützen, niemals schaden. Man würde mit mir zufrieden sein, wäre es mir vergönnt gewesen, meine Überzeugungen in einer persönlichen Teilnahme am öffentlichen Leben zu betätigen. Aber durch einen leidigen Umstand wurde nicht bloß in dieser, sondern auch in mancher andern Hinsicht meinem Streben und meinem Tätigkeitsdrange ein gewaltiger Dämpfer aufgesetzt: durch den vieljährigen, immer ungünstiger sich gestaltenden Zustand meiner Gesundheit.

Es hat etwas Peinliches, über eine so ganz persönliche

Sache, wie das leibliche Befinden ist, öffentlich Auskunft geben zu sollen. Glücklich, wer über Einzelheiten leiblichen Elends nicht bloß in weiterem, sondern auch im engeren und engsten Kreise schweigen darf! Aber wer irgendwie der Öffentlichkeit angehört, der wird auch mit dieser Seite seiner Existenz unerbittlich ins volle Tageslicht gerückt und hängt am Marterholz seines Leides auf offener Straße wie der Gekreuzigte. Er muß Rede stehen, er muß sich rechtfertigen, warum er den unzähligen an ihn gerichteten Ansprüchen nicht zu genügen imstande ist, und er muß auch in betreff seiner leiblichen Zustände leichtfertigem Gerede mit der einfachen Darstellung der Tatsachen begegnen.

Ich habe vom Beginn und vom Verlaufe meines chronischen Übels in der Schilderung meines Triester Aufenthalts erzählt. In Graz blieb einige Jahre der Zustand ziemlich unverändert; von 1870—1880 aber trat, wenn auch keine wirkliche Pause, doch ein gewisser Nachlaß der Beschwerden ein. Ich war krank, ja, aber ich war es erst so, wie viele andere Leute. In welchem beneidenswerten Lichte erscheint mir jetzt diese entzückende Art des Krankseins, bei welcher man noch spazieren gehen, Ausflüge und Reisen machen, an Wirtstafeln essen, Gesellschaften, Theater, vielleicht sogar einen Ball besuchen und gelegentlich Champagner trinken kann!

Mit den achtziger Jahren trat das Unterleibsleiden wieder bedeutend stärker hervor. Als Hauptsymptome desselben begannen seither Schmerzen unterhalb der Herzgrube und ein beständiger Reizzustand der Eingeweide sich dauernd festzusetzen. Dazu das unselige Erbe aus meiner frühesten Jugendzeit, die rheumatische Anlage, welche ein Jahr lang auch unter der Maske eines Nierenleidens ihr Wesen trieb. Man denke nicht an Verzärtelung; wer der Triester Bora zehn Winter lang trotzen mußte und wirklich trotzte, und auch später viele Jahre lang durch keinen Regen, kein Schneegestöber, keinen Sturm sich von seinen täglichen gewohnten Gängen abhalten ließ, der darf wohl den Verdacht zurückweisen, daß er die Gelegenheiten, sich abzuhärten, versäumt hat. Gehirndruck, Schwindel, unsicherer Gang, Frost- und Schwächeanfälle, zeitweilig neben jenen Beschwerden auftretend — eine harte Drüsengeschwulst unter dem rechten

Kiefer sich bildend, nachdem früher zwei Balggeschwülste zur Vereiterung gekommen — das Sprechen meist ungemein erschwert, da es — ohne Zweifel durch Vermittlung des Zwerchfelles — die Schmerzen der oberen Unterleibsgegend heftig aufregt und vermehrt — seit mehr als einem Jahre sowohl der Schmerz als der Reizzustand der Eingeweide zu unglaublicher, niemals mehr eine Pause gönnender Hartnäckigkeit entwickelt — auf dem Krankenlager nur die Rückenlage erträglich, was das Schreiben, bei welchem dieselbe mit der Seitenlage vertauscht werden muß, sehr beschwerlich macht — von welcher Art kann das Allgemeinbefinden sein, das diesen Umständen entspricht? Sollte in solcher Lage der Leidende sich nicht darein finden müssen, daß sein Dasein tagelang auf ein dumpfes Vegetieren beschränkt ist, sein Bewußtsein manches Mal auf das einer Molluske herabsinkt und auf die besseren Momente, in welchen Lesen, Schreiben möglich, gelauert, jeder als kostbares, flüchtiges Göttergeschenk mit Eifer ausgenützt werden muß? Ach, man hat da immer das Gefühl, daß, wenn einem nur ein voller Tag in Behagen und ungeschwächter Kraft gegönnt wäre, man an einem solchen Ungeheures leisten, die Welt aus den Angeln heben könnte! — Längst erscheine ich mir wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist, und die nur mehr klingen kann.

Welch ein Gefühl, selbst umgeben von sommerlich prangender Waldnatur, den Hauch des Lebens mit Wonne in sich zu schlürfen verlangend, ein Opfer zu sein der jämmerlichsten Beschwerden, die nicht einen Augenblick ein reines Behagen aufkommen lassen. Kein Gang im Freien mehr ohne die heftigsten Schmerzanfälle möglich!

Dabei überhäuft mit Korrespondenzen — behelligt mit unzähligen Ansprüchen und Anliegen, die in den meisten Fällen doch wenigstens eine Antwort erheischen, eine moti-

vierte höfliche Ablehnung! Nicht alle sind so leicht zu befriedigen, wie die harmlosen Autographenbettler!

Eine solche Existenz ist zuletzt nur erträglich, wenn man leben muß, nicht sterben darf. Will doch, nachdem unter diesen Umständen „Homunkulus“ vollendet worden, auch das bewußte Prosawerk zur Vollendung gedeihen!

Von der Heftigkeit meines Übels, von meinem unablässigen Kampfe mit demselben, wußte man in Näh' und Ferne wenig oder nichts. Nicht daß ich darüber geschwiegen hätte; aber wenn man zu jemandem von „beständigen Beschwerden“ spricht, so nimmt er dies „beständig“ für eine Redensart, welche er zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus gehen läßt. Es fällt ihm nicht im Traume ein, sich die Tragweite und Bedeutung dieses Wortes einmal ernstlich vorzustellen. Die den Kranken besuchen, ahnen nicht, wenn er mit ihnen spricht, vielleicht sogar zu lebhaftem Sprechen sich hinreißen läßt, was ihn diese Lebhaftigkeit kostet; die, welche Briefe von ihm erhalten, lesen zwischen den Zeilen die Mühe nicht heraus, die das Schreiben ihm gemacht; die ihn vielleicht gar einmal im Freien treffen und ihn zu seiner „Wiedergenesung“ beglückwünschen, ahnen nicht, wie ihm bei dieser „Wiedergenesung“ soeben zumute ist . . .

Die ärztliche Untersuchung hat bisher kein sicheres Ergebnis über die Natur des Übels geliefert. Bekanntlich ist die Erkenntnis chronischer Unterleibskrankheiten selbst dann oft eine schwierige, wenn sichtbare und greifbare Symptome vorhanden sind; um so schwankender muß sie sein, wo solche fehlen. Eine vernünftige, für alle Fälle passende Lebensweise bleibt hier das einzig Tunliche und Zweckmäßige; vielmehr läßt sich ja bei solchen Leiden auch dann nicht tun, wenn man ihr Wesen ergründet zu haben glaubt und einen Namen dafür gefunden hat. Sowohl in gegenwärtiger als in früheren Epochen meiner Krankheit fehlte es mir nicht an Gelegenheit, ärztlichen Rat zu vernehmen, Heil- und Linderungsmittel zu erproben. Ich selbst, einstiger Hörer der Medizin an der Wiener Universität, also nicht unwissend in medizinischen Dingen, kenne den Heilmittelschatz der ärztlichen Wissenschaft so gut wie die Grenzen ihrer Kunst. Immer waren die Ärzte bald mit mir einig, daß Arzneien mir nicht zuträglich, wie ja schon im Jahre 1862 ein Triester Arzt mich einem

Homöopathen übergab, weil er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Arzneien meiner Natur widerstrebten. Auch erwiesen Heilmittel, welche durch ein Symptom meines Leidens geboten schienen, sich oft mit Rücksicht auf irgendein anderes Symptom als unzulässig. Für kalte und warme Wasserkünste erschien ich ebenfalls als kein geeignetes Versuchsobjekt. Von allen Mitteln bewährten für meine Beschwerden immer nur Wärme und Ruhe ihre lindernde Wirkung.

Mit den Ärzten also verständigte ich, wie gesagt, mich immer leicht. Aber die Laien — ach, die Laien, das sind die unversöhnlichen Quälgeister des chronisch Kranken!

Aber sie meinen es gut — und das eben ist das Peinliche an der Sache! Über Lieblosigkeit, vielleicht der nächsten Umgebung, wie sie manchmal vorkommt, kann der Kranke sich hinwegsetzen, kann im Laufe der Zeit sich schweigend darein zu finden gelernt haben. Aber was soll man anfangen mit Menschen, die es gut meinen, die dem Unterleibskranken, dessen ganzes Eingeweide sich schon gegen die bloße Vorstellung von Obstgenuß wild empört, und für den das Verzehren einer einzigen Pflaume einem Selbstmordversuch gleichkommt, dringend empfehlen, doch ja eine Zeitlang „bloß von Milch und Obst zu leben?" — Dergleichen mit Geduld anzuhören, genügt nicht. Der Ratgeber will, daß ihm gehorcht werde, und geschieht es nicht, so erklärt er vor Gott und der Welt, dieser Kranke verdiene sein Schicksal.

Zum mitleidlosen Wütrich aber wird der Ratgeber, wenn er an der Krankheit des Kranken zweifelt. Unter einem kranken Dichter stellen sich die Leute einen Menschen vor, in dessen Heim man auf der Treppe dem Arzt begegnet, im Vorgemach eine Wärterin mit dem Erwärmen von Kleiensäckchen, dem Streichen von Senfpflastern u. dgl. beschäftigt findet, während der Kranke selbst, auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, von Arzneiflaschen und Salbentöpfen umgeben liegt, ein zärtliches „Mütterlein" zur Seite, das Tag und Nacht mit wackelndem Kopf und zitternden Händen in ängstlicher Sorge bei dem geliebten Sohne wacht. Betritt nun der Besucher eine Dichterkrankenstube, in welcher von all dem nichts zu sehen ist, so gilt es ihm auch sofort für ausgemacht, daß hier von ernstlicher Krankheit keine Rede sein kann.

Warum man den überzeugungskräftigen Apparat der gebräuchlichen Linderungsmittel in der Regel bei mir nicht fand? Ei, man kann z. B. gewärmte Tücher stunden-, tage-, wochenlang auf schmerzende Teile legen, man kann es aber nicht monate- und jahrelang!

Seine Tage hinbringen auf dem Krankenbette — in der einzig erträglichen Rückenlage — lechzend nach einem Augenblick der Erholung — nach einem Atemzug unter Gottes freiem, sonnigem Himmel — nach einem Tropfen aus dem Labebecher des Lebens — man sollte meinen, daß dieser Zustand ein peinvoller sei und nicht leicht überboten werden könne. Und doch kann er überboten, kann er gesteigert werden. Und wie? Dadurch, daß ein harmloser Besucher sich vor den Kranken hinstellt und ihm auseinandersetzt, er täte doch eigentlich viel besser, spazieren zu gehen, statt das Bett zu hüten, Ausflüge zu unternehmen, womöglich ins Hochgebirg — im Winter namentlich sei die Luft im Hochgebirge sehr gesund und erfrischend — und eben jetzt sei der Himmel draußen voller Sonnenschein . . . Dem armen Kranken wird dabei zumut, wie einem ans Kreuz Genagelten, oder aufs Rad Geflochtenen, oder an einen Fels Geschmiedeten, oder an einen Galgen Gehängten, zu dem einer sagte: „Wertester! ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Körperhaltung, die Sie da einnehmen, eine der Gesundheit keineswegs zuträgliche ist, und daß Sie unrecht tun, dieselbe so hartnäckig beizubehalten!“

Sich das, was man als das drückendste Ungemach empfindet, als schweren Schicksalsfluch beklagt, schließlich auch noch zum *Vorwurf* gemacht zu sehen, als wäre es eine Sache der freien Wahl — bei Gott, das geht fast über die Grenze des Erträglichen hinaus!

Aber der wohlmeinende Ratgeber läßt von seiner Überzeugung nicht: Der Kranke könnte schon, wenn er nur ernstlich wollte! Das betrachtet er nicht bloß als *möglich* — was ja zuzugeben wäre —, sondern es steht bei ihm unumstößlich fest. Gesetzt nun aber — möglich ist ja auch wohl das — der arme Kranke könnte *wirklich* nicht, wie soll er es anfangen, den Zweifler zu überzeugen?

Ist er nun gar lebhaften, beweglichen Temperaments, so wird er im Laufe einer vieljährigen chronischen Krankheit

jeden kurzen Moment der Erleichterung benutzen, sich seinem Krankenlager zu entreißen und einen Schritt ins Freie zu tun. Wird einer, der sein Leben lang nichts weniger als ein Stubensitzer gewesen, durch seine Beschwerden sich auch nur eine Stunde länger in seine vier Wände bannen lassen, als es unumgänglich nötig ist? So kann es sich aber fügen, daß er, von Schmerzen gequält, im Bette getroffen, denselben Tag, nach überstandenem heftigem Anfall, noch im Freien gesehen wird. „Seltsame Krankheit!" sagen hernach die Leute; wie kann man vormittags krank gewesen sein, wenn man nachmittags spazieren geht?"

Seit 30 Jahren überhaupt leidend, war ich auch in früherer Zeit, als es mir noch lange nicht so schlimm erging wie jetzt, so manches Mal, namentlich durch rheumatische und gastrische Anfälle, das Bett zu hüten genötigt. Aber ich gehörte zu den Lebhaften, Beweglichen — auch war ich jünger und die Widerstandskraft meiner Natur größer als heute: um so leichter konnte es da geschehen, daß ich oberflächlichen Beobachtern Anstoß gab durch brüsken, scheinbar willkürlichen Wechsel im Verlassen des Krankenlagers und Wiederaufsuchen desselben. Ich mußte mir das Wiederaufsuchen zum Vorwurfe machen lassen, wo ich mir eher durch das Verlassen gesündigt zu haben bewußt war.

Bis zur entschiedenen Verschlimmerung meines Zustandes in den achtziger Jahren betrug die Zeit meiner täglichen Gänge, ineinander gerechnet, ein bis zwei Stunden im Winter; im Sommer wurde der ganze Vormittag und der größte Teil des Nachmittags auf Waldspaziergängen hingebracht. Bei solcher Gewöhnung ist es begreiflich, wenn ich später, immer häufiger und länger zum Aufenthalt im Bette gezwungen, es wenigstens auf Augenblicke verließ, so oft als möglich. In den Augen mancher erschien ich deshalb als ein Sonderling.

Sollte der Wohldenkende, Unbefangene, wenn er über das Tun und Lassen eines Kranken urteilt, sich nicht doch erst fragen, ob er es zu tun hat mit einem Menschen, der sich in wunderlichen Streichen und Lebensweisen gefällt, oder mit einem besonnenen, vernünftigen Manne, der, wie in allen Lebenslagen, so auch als Kranker, das Tunliche und Zweckmäßige so gut, vielleicht noch besser als der Nächstbeste herauszufinden und zu ergreifen imstande ist?

Ich bin etwas weitläufig geworden über das Thema meines vieljährigen Krankseins: ist diese Krankheit doch die wichtigste und folgenschwerste Wendung meines Lebens und Schicksals. Von Krankenpflege nur das unumgänglich Nötige in Anspruch nehmend, und längst davon abgekommen, die Personen meiner unmittelbaren Umgebung mit Schilderungen meines Befindens zu quälen, bin ich allein über meine Krankheit und mein Verhalten als Kranker wahrheitsgetreu Aufklärung zu geben imstande, und das habe ich hiermit getan.

Die unfreiwillige Zurückgezogenheit, zu welcher mein Gesundheitszustand mich leider verurteilte, hatte für mich auch noch eine Folge von eigentümlicher Art. Da der Kreis, in welchem ich mich bewegte, ein immer engerer und zuletzt der denkbar engste werden mußte, so waltete außerhalb desselben in Beziehung auf meine Person, meine Lebensweise, meine Verhältnisse um so zwangloser die mythenbildende Freiheit der Phantasie. Personen, die ich nie gesehen, wollten mit mir umgegangen sein. Einigen Nachrichten zufolge war ich eine Art Diogenes im Fasse, nach andern ein Epikureer, der z. B. nur ausgesuchte Zirkassierinnen zu Mägden hatte. Eine Dame aus Graz wurde in einer norddeutschen Stadt nicht etwa scherzweise, sondern in vollem Ernste gefragt, ob es wahr, daß ich auf meinem Landsitze mit allen Hausgenossen in altgriechischem Kostüm umhergehe. Gedruckt las man nicht selten gemüt- und phantasiereiche Schilderungen meines häuslichen Lebens. Friedliche Idyllen wurden hingemalt, wo der Ernst des Lebens in seiner Strenge waltete. Sprach doch jemand in aller Unschuld sogar — er hatte es vom Hörensagen — öffentlich das große Wort gelassen aus: „H.s einzige Liebe war und blieb — seine Mutter!" — Man sieht, die „mythenbildende Phantasie" trägt kein Bedenken, ihr Opfer heute zum Don Juan und morgen zum Eunuchen zu stempeln!

Mein Widerwille gegen das Unwahre, gegen Ungenauigkeit, Schönfärberei und Phrasentum in der biographischen Literatur war es ja auch hauptsächlich, der den Entschluß in mir reifen ließ, diese kurze Schilderung meines eigenen Lebens in Angriff zu nehmen. Erst kürzlich erzählte jemand in einem mich betreffenden Feuilletonartikel merkwürdige, aus

der Überlieferung geschöpfte Dinge, wie ich, als Knabe heranwachsend, im Schlosse zu Kirchberg am Walde mich unter den damaligen königlichen Insassen desselben umhertrieb, während meine Eltern Kirchberg schon verließen, als ich kaum das erste Lebensjahr überschritten hatte. Würde man solche romantische Ausschmückungen meiner Knabenzeit nicht auf mich selber zurückzuführen geneigt sein, wenn ich es versäumte, die nackte, simple Wahrheit an deren Stelle zu setzen?

Freilich ist mir während der Ausführung dieses Unternehmens auch das Bedenkliche derselben klar geworden.

Den Glorienschein, welcher einem in der Öffentlichkeit Wirkenden gestattet, von sich selbst zu reden, sich selbst zum Gegenstande einer gedruckten Lebensbeschreibung zu machen, kann ihm nur die Ferne verleihen. Sein äußeres, inneres und innerstes menschliches Leben, wenn auch letzteres nur andeutungsweise, bloßzulegen, macht auf die Umgebung desjenigen, der es tut, ungefähr den Eindruck, wie wenn jemand angesichts der Nachbarsleute unbekleidet über die Straße ginge. Aber was die nähere Umgebung wie eine Bloßstellung berührt, über welche sie die Nase rümpft, das nimmt der Fernstehende dankbar auf und betrachtet es als eine gegen ihn geübte Pflicht. „Ich will," sagt er, „einen Blick tun in dein Inneres, in dein Wesen und Schicksal, und nicht abgespeist werden mit bloßen Äußerlichkeiten!"

In diesem Sinn habe auch ich diese Aufzeichnungen für persönlich Fernstehende gemacht, und für diejenigen, die sich etwa nach meinem Hinscheiden noch um mich, meine Werke und meine persönlichen Schicksale kümmern mögen.

Alles was auf mein Leben und Schicksal entscheidend einwirkte, findet in dieser gedrängten Skizze sich wenigstens angedeutet. Die Grundtatsache, die freilich erst in einer ausführlichen Darstellung meiner Erlebnisse ins volle Licht treten würde, läßt sich ihrer allgemeinen Bedeutung nach in die Worte fassen: Ich habe als Mensch in allen Epochen meines Lebens mit vergeblichen Kämpfen, mit dem Einsatze meiner ganzen Persönlichkeit und alles dessen, was ich zu bieten hatte, mich abgemüht, nur einen bescheidenen Teil der Ruhe und des Behagens, welches der Mensch als solcher erstrebt, mir zu erringen und zu sichern — in Kämpfen von

meist so kleinlicher Natur, daß sie vielleicht schon an sich nicht zum Gegenstande einer Schilderung in dieser Lebensskizze gemacht zu werden verdienten. Gibt es einen Trost für solches Lebenslos, so kann er nur in dem Bewußtsein liegen, dasselbe nicht verdient zu haben, keine abnorme, keine Sonderlingsnatur gewesen zu sein, die sich selbst ihr Glück verdarb, niemanden je lieblos gekränkt und in jeder Lage treu und ehrlich seine Pflicht gegen jedermann getan zu haben. Wenn auch gegen die Lüge wehrlos, braucht man in solchem Falle wenigstens die Wahrheit nicht zu scheuen, die doch meist — so Gott will — zuletzt den Sieg und das letzte Wort behält.

Verhängnisvoll war mir in früheren Jahren ein gewisses Festkleben an Gewöhnungen, des Verkehrs z. B., selbst dort, wo ich nichts wahrhaft Erwünschtes zu bieten, und selbst auch nichts von dem, was ich suchte und brauchte, für die Dauer zu hoffen hatte.

Geistige Naturen, wie Poeten, setzen ihren Stolz oft mehr in die literarischen Erfolge, als in die rein menschlichen, und entbehren in letzterer Beziehung aller persönlichen „Eitelkeit“. Dieser gänzliche Mangel an Eitelkeit hat den Vorteil, daß eine nicht vorhandene Eitelkeit auch nie verletzt werden kann; aber den Nachteil, daß sie leicht zu unmännlicher Selbstdemütigung verführt. Und Bescheidenheit der Ansprüche scheint zwar das einzige Mittel, sich vor schmerzlichen Enttäuschungen zu bewahren; aber man bezahlt in bescheidenen Herbergen die schlechteste Behandlung oft mit der teuersten Zeche.

Manche Bitternis bereitete mir im Leben eine Eigenheit meiner Natur, die darin bestand, daß ich immer als Charakter unbescholten dastehen wollte, daher meinte, mich jeder einzelnen Person gegenüber gegen jeden ungerechten Vorwurf, jede Unwahrheit, jede Verleumdung, die den Menschen in mir traf, verteidigen zu müssen, und unglücklich war, wenn man sich dagegen verstockte und verschloß. Durch eine solche Ängstlichkeit macht man sich oft zum Spielball der Lieblosigkeit und der Bosheit, welche ihren Spaß daran hat, daß eine edlere Natur ihnen so große Gewalt über ihr Gemüt einräumt.

Einer der Gründe, die mich nicht mit Befriedigung auf

mein Leben zurückblicken lassen, liegt auch darin, daß ein ganz bestimmt in mir waltender Drang, eine entschieden in mir vorhandene Richtung meines Wesens niemals zum Ausdruck und zur Geltung kam. Vielleicht überrascht es den Leser, der nur den Dichter in mir kennt, einigermaßen, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern darüber ausspreche, daß ich nicht Gelegenheit gefunden, durch eine „praktische" Tätigkeit in größerem Maßstabe mich der menschlichen Gesellschaft nützlich zu erweisen. Freiheit von allen Vorurteilen, Einseitigkeiten und Beschränktheiten, allseitig offener Sinn, unparteiisch erwägendes Urteil, Umsicht, Genauigkeit und Pünktlichkeit, eine gewisse Leichtigkeit, mit aller Welt im persönlichen Verkehr mich zu verständigen: diese Eigenschaften hätten vielleicht in einem weiten, angemessenen Wirkungskreise mich Gutes zu leisten befähigt. Aber die Umstände, vor allem mein Gesundheitszustand, eröffneten eine tiefe Kluft zwischen mir und dem „Felde der Taten". Stand doch so fast jeder Richtung meiner Natur eine Schicksalsfügung entgegen, die sie gar nicht, oder nur mit Mühe zur Betätigung gelangen ließ.

Und so blieb, in schroffem Widerspruch mit meinem Wesen und inneren Drange, mein äußerer Lebenslauf einer der einfachsten, die sich denken lassen. Nichtsdestoweniger ist er zugleich einer der absonderlichsten. Daß ich zu keiner Zeit, weder in der Kindheit noch in der Jugend, noch im früheren oder späteren Mannesalter eine Epoche hatte, bei welcher meine Erinnerung mit ungetrübtem Vergnügen verweilen könnte, ist als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls der Erwähnung wert. Ein Dämon löste immer den andern ab. Die Verhältnisse, unter welchen ich das Licht der Welt erblickte, haben verhängnisvoll nachgewirkt bis zuletzt. Manche wunderten sich, daß ich selbst dann noch, als meine Lage eine materiell behagliche hätte sein können, bei einer auf Schmuck und Annehmlichkeiten des Daseins verzichtenden Lebensweise verharrte. Diesen Umstand aufzuklären, würde hier zu weit führen. Ohnedies haben die wenigen gegebenen Andeutungen über Tatsachen, die mein Lebensschicksal bestimmen, mich Selbstüberwindung genug gekostet. Aber der Erzähler des eigenen Lebens darf dem Leser Winke über seine menschlichen Schicksale und über Charaktereigenschaften, welche darauf ein-

wirkten, nicht gänzlich vorenthalten, sollten sie auch von der Art sein, daß ihre Erwähnung den Eindruck unmännlicher Klage machen und mit Naserümpfen aufgenommen werden kann.

Über manche Schicksalsungunst hätte literarischer Erfolg mich trösten können; wäre er nur nicht selbst mit so viel Bitterem verquickt gewesen! Wie gering war im ganzen das Verständnis, die Würdigung dessen, was ich für das beste in mir halten mußte! Ich war, wie gesagt, in der Betätigung meines Wesens und meiner Gesinnungen gänzlich auf die Feder angewiesen. Aber ich glaube, dem Schriftsteller und Dichter kam die Gewissenhaftigkeit des Menschen zugute. Wie viele mich auch an poetischem Talent übertroffen haben mögen, nur wenigen ist in gleicher Art wie mir der Kult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priestertum gewesen. „Große Talente und kleine Geister!“ möchte man zuweilen ausrufen, wenn man eine Reihe von Tagesberühmtheiten überblickt. Ich gehe so weit, der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß ich weder in Prosa noch in Versen jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geschrieben. Das klingt unbescheiden; aber ich war lange so bescheiden als möglich. Bescheidenheit ziemt der Jugend; ich bin nun älter geworden, und dem Alter steht vielleicht ein bißchen Selbstgefühl nicht übel an.

Manches ruht, teils vollendet, teils unvollendet, in meinem Pulte, geeignet, das bisher von mir Gebotene durch etwas nach Inhalt und Form wieder Neues zu ergänzen.

Damit sei denn nun diese Skizze abgeschlossen. Aber wahrlich — warum sollt' ich es verschweigen? Mir ist nicht zumut, als wäre nun alles gesagt, und als sollte das Leben, das ich beschrieb, nun auch abgeschlossen sein. Trotz der dem Leser rückhaltslos geschilderten Leidenslage habe ich das Gefühl, als ob diesen biographischen Blättern ich selbst oder ein anderer noch einige weitere anzufügen haben würde. Ist sie eine Täuschung, die Stimme in der Brust des Leidenden, sich nach Ruhe Sehnenden, die ihm zuruft: „Du darfst nicht ruhen, du kannst nicht von hinnen gehen, bevor dein irdisches Tagewerk getan?“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.